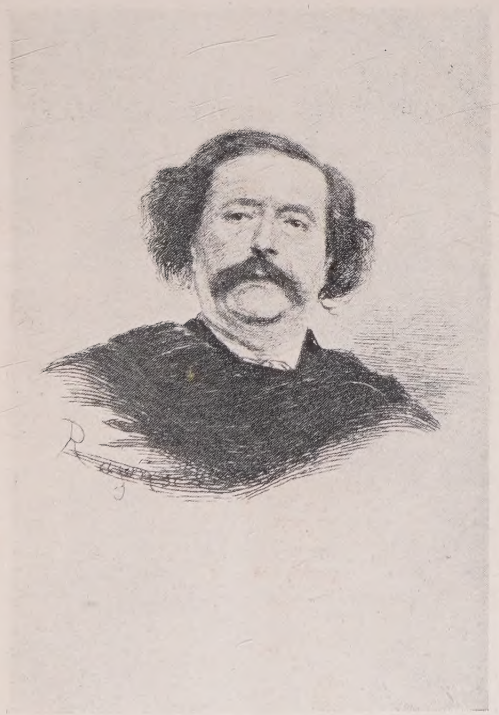
Félicien Rops del. & sc.

# J. Barbey d'Aurevilly

# Die Teuflischen

8.5



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/dieteuflifchen0000jbar

# Die Teuflischen.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Druck der eigenen Offizin,
Wien, V., Wienstraße 89 A.

# J. Barbey d' Aurevilly

# Die Teuflischen

Aus dem Französischen übertragen von M. v. Berthof.
Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Felicien Rops.

6.—10. Tausend.

Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1907.

# Vorwort

zur

## ersten Ausgabe der „Diaboliques".

o o o

Hier die sechs ersten!

Wenn das Publicum anbeisst und sie nach seinem Gechmack findet, dann sollen demnächst sechs weitere folgen, denn es sind ihrer ein Dutzend — wie ein Dutzend angestochener Pfirsiche — dieser Sünderinnen.

Wie schon ihr Titel, „Die Teuflischen" besagt, erheben sie nicht den Anspruch, ein Andachtsbuch, eine „Nachfolge Christi" zu sein . . . . Und dennoch sind sie von einem christlich denkenden Moralisten geschrieben, der aber seine Ehre dareinsetzt, ehrliche, wenn auch sehr kühne Beobachtungen wiederzugeben, und er glaubt — das ist so seine Poetik —, dass die kraftvollen Maler alles malen können und dass ihre Bilder hinlänglich moralisch sind, wenn sie tragisch sind und Abscheu erwecken vor den Dingen, die sie darstellen. Unmoralisch sind nur die Lauen und die ungläubigen Spötter. Der Autor dieser Geschichten aber, der an den Teufel und seinen Einfluss in der Welt glaubt, spottet nicht darüber, und erzählt sie den reinen Gemüthern nur, um ihr Entsetzen zu erwecken.

Ich glaube kaum, dass es jemanden gibt, der, nachdem er die „Teuflischen“ gelesen, Lust hätte, es ihnen nachzuthun, und darin liegt doch die ganze Moralität eines Buches . . . .

Nun, nachdem dies zur Ehre der Sache gesagt ist, eine andere Frage. Warum hat der Autor diesen kleinen Tragödien aus dem täglichen Leben den volltönenden — vielleicht allzu volltönenden — Titel „Die Teuflischen“ gegeben? . . . . Gilt er diesen Geschichten selbst? Oder den Frauen in diesen Geschichten?

Die Geschichten sind leider wahr. Nichts darin ist erfunden. Man hat die Personen bloss nicht genannt; nichts weiter! Man hat sie maskiert und die Monogramme aus ihrer Wäsche getrennt. . . . . „Das Alphabet gehört mir,“ sagte Casanova, als man ihm vorwarf, dass er nicht seinen eigenen Name führe. Das Alphabet des Romanschriftstellers, das ist das Leben all jener, die Leidenschaften und Abenteuer hatten, und es handelt sich nur darum, die Buchstaben dieses Alphabets kunstvoll und discret zu combinieren.

Übrigens wird es gewiss, trotz der Lebenswahrheit dieser Geschichten, in denen bloss die nothwendigen Rücksichten geübt sind, hitzige Köpfe geben, die, von dem Titel „Die Teuflischen“ erregt, finden werden, sie seien durchaus nicht so „teuflisch“, als sie sich den Anschein geben. Sie wurden Erfindungen, Verwicklungen, gesuchte Raffinements, den ganzen Apparat des modernen Melodramas erwarten, das sich heute überall eindrängt, selbst in den Roman. Sie werden sich aber irren, diese lieben Seelen! . . . . . „Die Teuflischen“ sind keine Teufeleien: sie sind „teuflisch“ — wahre Ge-

schichten aus unserer Zeit des Fortschrittes und der so köstlichen und „erhabenen“ Civilisation, dass es jedesmal, wenn man daran geht sie zu beschreiben, scheint, der Tenfel habe sie dictiert! . . . . Der Teufel ist wie Gott. Die Lehre der Manichäer, welche die Quelle der grossen Ketzereien des Mittelalters wurde, war durchaus nicht dumm. Malebranche sagte, Gott sei daran zu erkennen, dass er sich der einfachsten Mittel bediene. Der Teufel gleichfalls.

Und nun, warum sollten die Frauen in diesen Geschichten nicht die „Teuflischen“ sein? Liegt nicht genug Teuflisches in ihrem Wesen, um diesen holden Namen zu verdienen? Teuflisch! es ist nicht eine einzige darunter, die es nicht bis zu einem gewissen Grad wäre. Es ist nicht eine einzige darunter, zu der man ernstlich und ohne zu übertreiben „mein Engel“ sagen könnte. Wie der Teufel, der ja auch ein Engel ist — bloss ein gefallener — sind auch sie Engel, aber auf seine Weise: kopfabwärts, das . . . . übrige aufwärts! Keine einzige darunter, die rein, tugendhaft, unschuldig wäre. Das Ungeheuerliche sogar abgerechnet, weisen sie ein sehr geringes Activum an guten Gefühlen und Moralität auf. Sie könnten also auch ganz gut die „Teuflischen“ heissen, ohne es gestohlen zu haben . . . . Ich wollte einstweilen eine kleine Gallerie dieser Damen zusammenstellen — man stelle ihnen dann die noch kleinere Gallerie jener Frauen entgegen, die in der Gesellschaft ihre Gegenstücke, ihr Widerspiel bilden, denn jedes Ding hat zwei Seiten! Wie das Gehirn, so hat auch die Kunst zwei Lappen. Die Natur gleicht jenen Frauen, die ein blaues und ein schwarzes Auge haben. Hier das

# Der rothe Vorhang.

Sehr lang ist es her, da machte ich mich einmal auf, um in den Sümpfen des Westens auf Wasserwild zu jagen, und da es damals in der Gegend, wo ich reisen musste, noch keine Eisenbahnen gab, so nahm ich die Post nach ***, die am Kreuzweg des Schlosses von Rueil vorüberkam und die in jenem Augenblick nur einen einzigen Passagier beherbergte. Dieser Passagier, der in jeder Hinsicht sehr bemerkenswert war und den ich kannte, weil ich ihn vielfach in der Gesellschaft getroffen hatte, war ein Herr, den ich mit Erlaubnis des Lesers den Vicomte de Brassard nennen will. Eine vermuthlich nutzlose Vorsicht! Die paar hundert Leute, die sich in Paris »die Gesellschaft« nennen, vermögen sehr wohl seinen wahren Namen hieher zu setzen — —

Es war gegen fünf Uhr abend. Die Sonne strahlte mit ihrem verminderten Feuer auf eine staubige Landstraße, die von Pappeln und Wiesen besäumt war und auf der wir dahinflogen, gezogen von vier kräftigen Pferden, deren sehnige Croupen sich schwerfällig hoben bei

jedem Peitschenschlag des Postillons, der, ein Sinnbild des Lebens, bei der Abfahrt immer zu viel mit der Peitsche knallt!

Der Vicomte de Brassard befand sich in jener Lebensperiode, wo man nicht mehr mit der Peitsche knallt — Aber er ist von der Art, die eines Engländers würdig wäre (er wurde in England erzogen), die, zu Tode getroffen, es nie gestehen und noch im Sterben behaupten würde, dass sie lebe. In Büchern und auch in der Gesellschaft spöttelt man gewöhnlich über die Leute, die noch Ansprüche auf Jugend erheben, nachdem sie über das glückliche Alter der Unerfahrenheit und Thorheit schon hinaus sind, und man hat auch recht, sofern diese Ansprüche lächerlicher Art sind; sind sie das aber nicht, dann sind sie achtunggebietend wie etwa der Stolz, der sich nicht ergeben will und dem sie entspringen; darum bleiben sie unvernünftig, weil fruchtlos, aber dennoch schön, wie so vieles Unvernünftige! Wenn das Gefühl der Garde, die »stirbt, aber sich nicht ergibt«, bei Waterloo heroisch ist, dann ist es nicht minder so dem Alter gegenüber, das uns trifft, ohne die Poesie der Bajonnette für sich zu haben. Und es gibt eine gewisse Sorte militärisch veranlagter Köpfe, denen es immer und bei jeder Gelegenheit, gerade wie bei Waterloo, vor allem darauf ankommt, sich »nicht zu ergeben«!

Der Vicomte de Brassard, der sich nicht ergeben hat, lebt noch immer und ich werde — weil es sich zu wissen verlohnt — weiterhin er-

zählen, wie er lebt. Der Vicomte de Brassard war also in dem Augenblick, als ich die Post nach *** bestieg, das, was die Welt — malitiös wie eine junge Frau — »einen alten Beau« nennt. Freilich konnte er für jeden, der sich nicht an Worte und Zahlen klammert und zugibt, dass man immer nur so alt ist wie man aussieht, ganz gut für einen »Beau« kurzweg gelten. Wenigstens trug die Marquise von V ...., die sich auf Männer verstand und ein Dutzend so geschoren hätte wie die Dalila den Simson, zu jener Zeit noch ziemlich ostentativ in einem breiten, gold und schwarz gewürfelten Armband auf blauem Grunde eine Schnurrbartspitze des Vicomte, die der Teufel noch fuchsiger gemacht hatte, als die Zeit. Ob alt oder nicht — jedenfalls darf man sich hier unter der Bezeichnung »Beau«, die die Gesellschaft geschaffen hat, ja nicht etwas Windiges, Klägliches, Dürftiges denken, wie man es gewöhnlich darunter versteht, denn das würde eine ganz falsche Vorstellung von meinem Vicomte geben, bei dem Geist, Miene, Gesten, kurz alles, mächtig, frei, üppig, von patrizischer Gelassenheit waren, wie es dem prächtigsten Dandy zukam, der mir je vorgekommen, mir, der ich Brummel verrückt werden und d'Orsay sterben sah!

Er war in der That ein Dandy, der Vicomte de Brassard! Wäre er es weniger gewesen, dann hätte er es gewiss zum Marschall gebracht. Er war seit seiner frühesten Jugend einer der glänzendsten Officiere des ersten Kaiserreichs ge-

wesen. Seine Regimentskameraden erzählten oft, dass er den Muth und die Schneidigkeit eines Murat mit der eines Marmont verband. Damit — und mit seinem sehr klugen und kühlen Kopf, den er besaß, sobald die Trommeln nicht wirbelten — hätte er in kürzester Zeit die höchsten Sprossen der militärischen Stufenleiter erklimmen können, wäre er nur kein Dandy gewesen! Hält man das Wesen eines Dandy mit den Eigenschaften, die den Officier ausmachen, zusammen, wie: das Gefühl der Disciplin, die Pünktlichkeit im Dienste u. s. w., dann sieht man, was bei dieser Combination vom Officier übrig bleibt und dass er springen muss wie ein Pulverfass. Wenn der Vicomte de Brassard nicht zwanzigmal während seiner militärischen Laufbahn springen musste, so war es, weil er, wie alle Dandys, Glück hatte. Mazarin hätte ihn verwendet — seine Nichten gleichfalls, aber aus verschiedenen Gründen: er war ein Prachtkerl. Er besaß jene Schönheit, deren der Soldat nothwendiger als jeder andere bedarf, denn es gibt keine Jugend ohne Schönheit, und die Armee ist die Jugend von Frankreich! Jene Schönheit, die nicht nur die Frauen, sondern auch den glücklichen Zufall, diesen Schelm, verführt, war übrigens nicht die einzige Protectorin, die ihre Hände schützend über das Haupt des Vicomte breitete. Er war, glaube ich, von normannischer Rasse, der Rasse Wilhelms des Eroberers, und er hat, wie man sagt, viele Eroberungen gemacht. Nach der Abdankung des Kaisers war er natürlich zu den

Bourbons übergegangen und war ihnen während der hunderttägigen Regierung ganz übernatürlich treu geblieben. Darum schlug ihn auch Karl X. (der damalige »Monsieur«) eigenhändig zum Ritter des heiligen Ludwig, als die Bourbons zum zweitenmal auf den Thron kamen. Während der ganzen Zeit der Restauration bezog der schöne de Brassard kein einzigesmal die Wache in den Tuilerien, ohne dass die Herzogin von Angoulême im Vorübergehen ein huldvolles Wort an ihn gerichtet hätte. Sie, bei der das Unglück die Liebenswürdigkeit getödtet hatte, wusste sie für ihn wieder zu finden. Der Minister, der diese Gunst bemerkte, hätte sicherlich alles zur Beförderung des Mannes gethan, den »Madame« in dieser Weise auszeichnete. Aber was konnte man beim besten Willen für den verrückten Dandy thun, der eines Tages, bei einer Truppenschau, vor der Front seines Regimentes den Degen gegen den inspicierenden General gezückt, weil dieser ihm einen dienstlichen Verweis ertheilt hatte? Genug, dass man ihn vor dem Kriegsgerichte bewahrte! Diese gleichgiltige Geringschätzung der Disciplin trug der Vicomte überall mit. Außer im Felde, wo der Officier ganz und gar in ihm erwachte, hatte er sich nie den militärischen Gesetzen unterworfen. Unzähligemale hatte er sich bei Gefahr langer Arreststrafen flüchtig aus seiner Garnison entfernt, um in einer Nachbarstadt seinem Vergnügen nachzugehen und erst an den Paradetagen, von irgend einem treu ergebenen Soldaten

verständigt, dorthin zurückzukehren. Wenn auch die Vorgesetzten nicht viel auf einen Officier gaben, dessen Natur sich jeder Art von Herkommen und Disciplin widersetzte, so wurde er dafür von seinen Untergebenen vergöttert. Er war ausgezeichnet gegen sie. Er verlangte von ihnen bloß, sie sollten sehr tapfer, sehr adrett und sehr fesch sein, kurz den Inbegriff des französischen Soldaten verkörpern, von dem die »Permission de dix heures« und drei oder vier Lieder, die kleine Meisterwerke sind, uns ein so genaues und reizendes Bild geben. Er ermunterte sie vielleicht etwas zu viel zu Ehrenhändeln, aber er behauptete, dies sei das beste Mittel, den militärischen Geist in ihnen zu entwickeln. »Ich bin kein Staat und kann ihnen keine Orden verleihen, wenn sie sich untereinander tapfer schlagen,« sagte er, »aber die Ehrenzeichen, die mir zur Verfügung stehen (er hatte ein großes Privatvermögen), sind neue Handschuhe, neues Riemzeug, kurz jeder Toilettenluxus, der nicht gegen die Vorschrift ist.« Die Compagnie, die er führte, stach denn auch durch ihre elegante Haltung alle anderen Compagnien der an sich schon so eleganten Garderegimenter aus. So trieb er die persönliche Eitelkeit bei seinen Leuten, mit ihrem allen französischen Soldaten gemeinsamen, leicht erregbaren Hang zum Stutzerthum und zur Geckenhaftigkeit, jenen beiden Eigenschaften, die stets herausfordern, die eine durch ihren frechen Ton, die andere durch den Neid, den sie erweckt, auf die Spitze. Man wird

deshalb begreifen, dass alle anderen Compagnien seines Regimentes auf die seinige eifersüchtig waren. Man schlug sich gern um den Preis, in sie einzutreten, und schlug sich, um nicht aus ihr austreten zu müssen.

Dieser Art war unter der Restauration die Ausnahmsstellung des Hauptmannes Vicomte de Brassard gewesen. Und da man zu jener Zeit nicht wie unter dem Kaiserreich alltäglich Gelegenheit zu heroischen Thaten fand, so war es gar nicht abzusehen, wie lange dies Hazardieren mit der Insubordination dauern würde, das seine Kameraden entsetzte und das er ebenso tollkühn betrieb, wie er im Felde sein Leben eingesetzt hätte, wäre nicht die Revolution von 1830 gekommen und hätte seine Freunde, sofern sie sich darum sorgten, von diesem Bedenken befreit und den übermüthigen Hauptmann vor der Demüthigung einer Cassierung bewahrt, die mit jedem Tag drohender über ihm schwebte. Während der »drei Tage« schwer verwundet, hatte er es verschmäht, unter der neuen Dynastie der Orleans, die er verachtete, Dienste zu nehmen. Als die Julirevolution jene zu Herren eines Reiches machte, das sie sich nicht zu erhalten wussten, fand sie den Hauptmann bettlägerig infolge einer Fußwunde, die er sich auf dem letzten Ball der Herzogin von Berry zugefügt. Aber beim ersten Trommelwirbel hatte er sich gleichwohl erhoben und an die Spitze seiner Compagnie gestellt, und da er wegen seiner Verwundung keine Stiefel anziehen konnte, so gieng er in den Kampf wie

er auf den Ball gegangen wäre, mit Seidenstrümpfen und mit Lackschuhen, und so trat er an die Spitze seiner Grenadiere auf der Place de la Bastille, als ihm der Auftrag zutheil geworden war, das Boulevard seiner ganzen Länge nach zu säubern. Die Stadt, in der die Barricaden noch nicht errichtet waren, hatte ein drohendes, düsteres Ansehen. Sie war verödet. Die Sonne brannte sengend, gleich einem ersten Feuerregen, dem bald ein zweiter folgen sollte, denn all jene Fenster mit ihren verschlossenen Läden spieen bald darauf den Tod. Der Hauptmann de Brassard ordnete seine Leute in zwei Züge, die er längs der Häuser möglichst nah aufstellen ließ, damit jeder Zug nur den Flintenschüssen von gegenüber ausgesetzt sei, er selbst, mehr Dandy denn je, marschierte mitten auf der Straße. Von tausenden von Gewehren, von Pistolen und Revolvern umsäumt, war er doch von der Bastille bis zur Rue Richelieu nicht getroffen worden, trotz seiner breiten Brust, auf die er sich vielleicht ein bisschen zuviel zugute that, denn der Hauptmann de Brassard stolzierte im Feuer wie eine schöne Frau im Ballsaal, die ihre Büste zur Geltung bringen möchte. Da, als er vor Frascati an der Ecke der Rue Richelieu angelangt war und gerade commandierte, seine Leute sollten sich um ihn scharen, um die erste Barricade zu erstürmen, die er auf seinem Wege fand, traf eine Kugel seine prächtige Brust, die mit ihrer Breite und den langen silbernen Verschnürungen, die von einer Achsel zur anderen funkelten, zwie-

fach herausfordernd war. Ein Steinwurf brach ihm den Arm, was ihn nicht hinderte, die Barricade einzunehmen und an der Spitze seiner begeisterungstrunkenen Soldaten bis zur Madeleine zu marschieren. Dort stellten ihm zwei Frauen, die aus der aufrührerischen Stadt flüchteten und auf den Steinblöcken vor der Kirche, die damals noch im Bau begriffen war, einen blutüberströmten Gardeofficier liegen sahen, ihren Wagen zur Verfügung und er ließ sich von ihnen nach dem Gros-Caillou bringen, wo sich damals der Marschall von Ragusa befand, dem er militärisch meldete: »Herr Marschall, ich habe vielleicht noch zwei Stunden zu leben, aber während dieser zwei Stunden stehe ich zu Diensten, stellen Sie mich, wohin Sie wollen!« Aber er hatte sich geirrt. Es waren ihm mehr als zwei Stunden zugedacht. Die Kugel, die ihn durchbohrt hatte, tödtete ihn nicht. Ich lernte ihn etwa fünfzehn Jahre später kennen und er behauptete damals, der ärztlichen Kunst und seinem Arzte zum Trotz, der ihm strengstens untersagt hatte, während des Wundfiebers Wein zu trinken, er habe sich nur durch den Genuss von Bordeau vom sicheren Tode gerettet. Und zwar indem er davon trank, wie er zu trinken pflegte! Denn in allem ein Dandy, war er es auch im Trinken — er zechte wie ein Pole. Er hatte sich ein prächtiges Glas aus böhmischem Krystall anfertigen lassen, das, Gott straf' mich!, eine ganze Flasche Bordeau fasste, und er trank es auf einen Zug leer! Er fügte sogar hinzu, nachdem er es getrunken,

dass er alles nach diesem Maßstab thue, und es war auch wahr! Aber in einer Zeit, wo die Kraft in jeder Weise abnimmt, wird man vielleicht finden, dass man sich auf so etwas nichts einzubilden braucht. Er war ein Prahlhans in der Art des Marschall Bassompierre und er vertrug den Wein wie dieser. Ich habe ihn sein böhmisches Glas zwölfmal leeren gesehen und es war ihm rein nichts davon anzumerken! Ich sah ihn häufig auch bei seinen Gastmählern, die von den soliden Leuten als »Orgien« bezeichnet wurden, und nie, auch nach den stürmischesten Gelagen, überschritt er jenen Grad von Rausch, den er mit leicht soldatischer Grazie als: »être un peu pompette« bezeichnete, wozu er die militärische Geste machte, als steckte er eine Cocarde an seine Mütze. Warum sollte ich, da es mir doch im Interesse der folgenden Geschichte darum zu thun ist, seine Art recht deutlich zu machen, verschweigen, dass er einmal gleichzeitig sieben lebendige Geliebten hatte, dieser Don Juan des neunzehnten Jahrhunderts! Er nannte sie poetisch: »Die sieben Saiten seiner Leier«, und ich billige diese musikalische und leichtfertige Art von seinen eigenen Sünden zu sprechen gewiss nicht. Aber was lässt sich da sagen! Wäre der Hauptmann Vicomte de Brassard nicht gerade so gewesen, wie ich es eben zu schildern die Ehre hatte, dann wäre meine Geschichte minder pikant, und vermuthlich wäre ich dann gar nicht darauf verfallen, sie zu erzählen.

Eins steht fest, dass ich keineswegs darauf ge-

fasst war, ihn zu treffen, als ich beim Kreuzweg des Schlosses von Rueil die Post nach *** bestieg. Wir hatten uns schon lange nicht gesehen und ich freute mich ihm zu begegnen, mit der Aussicht, ein paar Stunden in der Gesellschaft eines Mannes zu verbringen, der noch aus unserer Zeit und doch schon so verschieden von den Leuten unserer Zeit war. Der Vicomte de Brassard, der die Rüstung Franz I. hätte anlegen und sich so bequem darin hätte bewegen können wie in seinem geschmeidigen blauen Frack des Officiers der königlichen Garde, glich weder in den Bewegungen noch in der Haltung seiner Gestalt den gepriesenen Cavalieren von heutzutage. Neben jener untergehenden Sonne einer mächtigen, einst so strahlenden Eleganz wären jene kleinen modischen Mondsicheln, die nun am Horizont aufgehen, gar blass und armselig erschienen! Schön in der Art des Kaisers Nikolaus, an den er in der Figur erinnerte, während sein Profil nicht so classisch und seine Züge nicht so ideal waren, trug er einen kurz gehaltenen Bart, der gleich den Haaren — durch ein undurchdringliches Geheimnis des Organismus oder der Toilettenkunst — schwarz geblieben war. Dieser Bart bedeckte hoch hinauf die Wangen mit ihrer lebhaften, männlichen Färbung. Unter einer vornehmen, edeln Stirn — gewölbt, faltenlos und weiß wie der Arm einer Frau — die durch die Pelzmütze der Grenadieruniform, welche gleich dem Helm die Haare wegfrißt, noch etwas höher, breiter und stolzer geworden war, verbargen sich

beinahe, so tief lagen sie unter den Bögen der Brauen, ein paar funkelnde Augen, die von sehr dunklem Blau, aber sehr lebhaft in ihrer Vertiefung waren und daraus hervorleuchteten wie geschliffene Saphire! Diese Augen gaben sich nicht die Mühe zu forschen: sie durchdrangen.

Wir drückten uns die Hand und begannen zu plaudern. Der Vicomte de Brassard sprach langsam mit einer sonoren Stimme, der man es anhörte, dass sie ein Manöverfeld mit ihrem Commandoruf zu erfüllen vermag. Da er in seiner Kindheit, wie schon gesagt, in England erzogen worden war, so dachte er vielleicht englisch; aber jene Langsamkeit, die jedoch keineswegs unbeholfen war, gab allem, was er sagte, ein ganz besonderes Gepräge, selbst seinen Scherzworten, denn er liebte es zu scherzen und sogar etwas gewagt zu scherzen. Er war, was man eine freche Zunge nennt. »Der Vicomte de Brassard geht immer zu weit,« sagte die Gräfin F . . ., die hübsche Witwe, die seit ihrer Verwitwung nur mehr drei Farben trägt: schwarz, violett und weiß. Hätte man seinen Ton nicht für den der ganz großen Welt anerkannt, dann hätte man ihn oft für einen recht schlechten Ton halten müssen. Aber man weiß es ja: gehört man wirklich zum Faubourg Saint-Germain, dann lässt man einander alles durchgehen.

Einer der Vortheile eines solchen Gespräches auf der Fahrt ist, dass man ganz ungeniert abbrechen kann, wenn man sich nichts mehr zu sagen hat. Im Salon hat man diese Freiheit nicht.

Die Höflichkeit zwingt einen dort trotzdem darauf los zu plaudern, und man wird für diese unschuldige Heuchelei oft dafür bestraft durch die Öde und Langweile eines solchen Gespräches, wo die Dummköpfe, selbst die von Natur nicht redseligen (es gibt solche), sich abmühen, geistreich und liebenswürdig zu sein. In einem öffentlichen Fahrzeug ist der eine gerade so gut zu Hause wie der andere, und man kann, ohne unhöflich zu sein, nach Belieben in Stillschweigen versinken, die Träumerei an Stelle des Geplauders treten lassen. — Leider sind die Zufälle des Lebens entsetzlich geistlos und man konnte seinerzeit (denn es ist nun seinerzeit!) zwanzigmal in einen Postwagen steigen, wie heute zwanzigmal ins Eisenbahncoupé, ohne einem gewandten und interessanten Gesellschafter zu begegnen. Der Vicomte de Brassard tauschte zuerst ein paar Bemerkungen mit mir, wie sie die Ereignisse der Fahrt, die Gegend und die Kreise, in denen wir uns früher getroffen hatten, hervorriefen, dann versenkte uns der niedergehende Tag in seine Dämmerung und sein Stillschweigen. Die Nacht, die im Herbst senkrecht vom Himmel zu fallen scheint, so rasch bricht sie herein, überfiel uns mit ihrer Frische. Wir hüllten uns in unsere Mäntel und suchten mit der Schläfe die harte Ecke, die das Ruhekissen der Reisenden bildet. Ich weiß nicht, ob mein Reisegefährte in seiner Ecke einschlief, ich aber blieb wach in der meinigen. Ich kannte den Weg, den wir zurücklegten, so genau, so oft hatte ich ihn ge-

macht, dass ich kaum auf die Gegend achtete, die bei der Bewegung des Wagens entschwand, und die in der Dunkelheit der Nacht in der entgegengesetzten Richtung zu laufen schien. Wir kamen durch mehrere kleine Städte, wie sie sich hie und da verstreut finden auf dieser langen Heerstraße, die die Postillone »ein verflixt langes Zopfband« nannten, in Erinnerung an ihre eigenen Zöpfe, die doch schon so lange fallen mussten! Es wurde finster wie in einem erloschenen Backofen. In dieser Dunkelheit hatten die unbekannten Städte, durch die wir kamen, ein seltsames Ansehen und sie erweckten die Vorstellung, als befänden wir uns am Ende der Welt. Diese Art von Eindrücken, die ich hier verzeichne, als letzte Erinnerungen an einen nun entschwundenen Zustand, gibt es heute nicht mehr, und keiner wird sie jemals mehr empfangen. Die heutigen Eisenbahnen mit ihren Bahnhöfen außerhalb der Stadt gestatten es dem Reisenden nicht mehr, mit einem raschen Blicke das fliehende Bild der Straßen und Plätze zu umfassen, wie beim raschen Vorüberrasseln einer Postkutsche, die gleich wieder umgespannt wird, um weiter zu rollen. In den meisten der Städtchen, die wir durchkreuzten, gab es nur wenige Straßenlaternen, jenen Luxus einer späteren Zeit, und man sah sicherlich weniger als auf der Heerstraße, von der wir kamen. Dort war doch der freie Himmelsraum, wo die ausgedehnte Weite eine Art von Helligkeit schuf, während hier die Nähe der Häuser, die sich gleichsam zu berühren schienen, ihre tiefen

Schatten, die engen Straßen, der schmale Streifen Himmel mit seinen Sternen, der zwischen den beiden Dächerreihen sichtbar ward, zusammenwirkten, das Geheimnisvolle dieser schlafenden Ortschaften zu erhöhen; der einzige Mensch, der einem unterkam, war der Stallknecht der Posthalterei mit seiner Laterne, der die unterlegten Pferde brachte und sich pfeifend oder fluchend über das störrische oder allzu lebhafte Gespann mit dem Umspannen zu schaffen machte.

Abgesehen davon und von der immer gleichbleibenden Frage irgend eines aus dem Schlaf gescheuchten Fahrgastes, der, das Fenster niederlassend, laut tönend infolge der tiefen Stille ringsum, in die Nacht hinausrief: »Postillon, wo sind wir denn eigentlich?«, sah und hörte man nichts Lebendiges um den Wagen mit den schlafenden Passagieren, inmitten der schlummernden Städtchen, wo höchstens ein Träumer, wie ich, es versuchte, hinter den Scheiben seines Coupés die im Dunkel verschwimmenden Häuser zu unterscheiden, oder mit den Blicken und Gedanken an einem Fenster hängen blieb, das zu so vorgerückter Stunde noch erhellt war in jenen kleinen Orten, mit der schlichten, geregelten Lebensführung, wo die Nacht vor allem zum Schlafen da ist.

Das einsame Wachen eines lebenden Wesens — und wäre es nur eine Schildwache — während alle andern Geschöpfe ringsum in jenen Schlummer versunken sind, der das Ausruhen der erschöpften Natur ist, hat immer etwas Feierliches

an sich. Die Unkenntnis der Ursache, weshalb hinter einem verhängten Fenster gewacht wird, wo das Licht vom Leben und Denken zeugt, fügt zur Poesie der Wirklichkeit die Poesie des Traumes. Ich meinestheils wenigstens konnte nie des Nachts in einer der schlafenden Städte, durch die ich kam, ein erhelltes Fenster sehen, ohne an jenen leuchtenden Rahmen eine Welt voll Gedanken zu knüpfen, ohne hinter seinen Vorhängen geheimnisvolle und dramatische Vorgänge zu wittern. Und noch heute, nach so vielen Jahren, trage ich die Bilder solcher Fenster im Gedächtnis, die sich auf immer wehmüthig schimmernd, in ihm erhalten haben, und ich frage mich oft, wenn ich sie in meinen Träumen wiedersehe: »Was mag wohl hinter jenen Fenstern vorgegangen sein?«

Nun denn! Eines der Fenster, die mir am treuesten im Gedächtnis blieben (man wird die Gründe gleich begreifen) ist ein Fenster in einer Straße der Stadt ***, die wir in jener Nacht passierten. Es war im dritten Haus oberhalb der Posthalterei — ist meine Erinnerung nicht genau? — vor der wir umspannten. Aber ich hatte Gelegenheit, dies Fenster länger als während der Dauer eines gewöhnlichen Pferdewechsels zu betrachten. An einem unserer Räder war ein kleiner Schaden geschehen, und man hatte um den Schmied geschickt, der erst geweckt werden musste. Nun ist das keine geringe, in wenig Minuten erledigte Angelegenheit, in einem schlafenden Provinzstädtchen den Schmied aufzuwecken, damit er die Mutterschrauben eines

Rades an einem Postwagen anziehe, der das einzige Verkehrsmittel auf dieser Linie ausmacht. Und wenn der Schmied so fest in seinem Bette schlummerte, wie man in unserer Kutsche schlief, so musste es kein Spass sein, ihn aufzuwecken! Von meinem Platze aus vernahm ich durch die Scheidewand das Schnarchen der Passagiere im Nebencoupé und kein einziger von den Fahrgästen der Imperiale, die bekanntermaßen die Leidenschaft haben, bei jeder Station abzusteigen, vermuthlich (denn die Eitelkeit schleicht sich in Frankreich überall ein, selbst auf den Imperialen der Wagen), um ihre Geschicklichkeit im Hinaufklettern zu beweisen, war abgestiegen. Allerdings war das Posthaus, vor dem wir hielten, geschlossen. Es war keine Speisestation. Man hatte auf der früheren Haltestelle genachtmahlt. Das Hotel schlummerte gleich uns. Nichts sprach dort vom Leben. Kein Geräusch unterbrach die tiefe Stille — außer dem eintönigen, müden Rascheln eines Besens, mit dem irgend jemand (ob Mann oder Frau, ließ sich in der tiefen Dunkelheit nicht unterscheiden) den großen Hof des schlummernden Posthauses kehrte, dessen Einfahrt gewöhnlich offen blieb. Jenes schleppende Kehren auf dem Pflaster schien gleichfalls zu schlafen oder wenigstens ein verteufeltes Verlangen danach zu haben! Die Front des Hotels war dunkel wie die aller anderen Häuser der Straße, wo nur ein einziges Fenster erleuchtet war — eben jenes Fenster, dessen Bild ich in der Erinnerung mit fortnahm und das mir noch immer da, hinter der Stirn sitzt!

Das Haus, in dem jenes Licht, man kann nicht sagen erglänzte, denn es war durch einen doppelten carminrothen Vorhang gedämpft, durch dessen Dichtigkeit es geheimnisvoll drang, war ein großes Haus, das ein einziges Stockwerk hatte — doch war dieses sehr hoch.

»Das ist doch sonderbar!« sagte der Vicomte de Brassard, als spräche er zu sich selber, »man sollte meinen, dass es immer noch derselbe Vorhang ist!«

Ich wandte mich nach seiner Seite, als hätte ich ihn in unserm dunklen Coupé sehen können; aber die Lampe unter dem Kutschbock, die zugleich die Pferde und den Weg beleuchten sollte, war eben ausgegangen. Ich dachte, dass er schlafe, aber er schlief nicht und war gleich mir betroffen von dem sonderbaren Anblick dieses Fensters, nur hatte er vor mir das voraus, dass er wusste, warum es ihn überraschte.

Nun war der Ton, womit er dies — etwas im Grunde so Einfaches — sagte so wenig der gewöhnliche Ton meines Vicomte de Brassard und wunderte mich so sehr, dass ich ins Klare kommen wollte. Von plötzlicher Neugier, sein Gesicht zu sehen, erfasst, brannte ich ein Zündhölzchen an, als wollte ich meine Cigarre anzünden. Der bläuliche Blitz des Hölzchens durchschnitt die Dunkelheit.

Er war bleich, nicht nur wie ein Todter — nein, wie der Tod selber!

Warum war er so bleich? — Jenes Fenster mit dem sonderbaren Ansehen, die Bemerkung

und das Erbleichen eines Mannes, der sehr selten erblasste — denn er war vollblütig, und die Erregung, wenn er einmal erregt war, musste ihm den ganzen Schädel mit Blut übergießen — das Erbeben seines mächtigen Armes, der nun in der Enge des Wagens den meinigen streifte, all das schien mir irgend etwas zu verbergen, das ich, der Geschichtenjäger, vielleicht erfahren konnte, wenn ich es geschickt anstellte.

»Sie betrachteten also auch dies Fenster, Herr Hauptmann, und Sie haben es sogar erkannt?« sagte ich in jenem beiläufigen Tone, dem nichts an der Antwort zu liegen scheint und der die Heuchelei der Neugier ist.

»Teufel auch! ob ich es erkenne!« entgegnete er mit seiner gewohnten vollklingenden Stimme und nachdrücklichen Betonung der Worte.

Die Ruhe war in diesem Dandy schon wiedergekehrt, diesem selbstsichersten und haltungsvollsten der Dandys, die bekanntermaßen jede Gemüthsbewegung als etwas Inferiores verachten und nicht wie jener alberne Goethe glauben, dass das Erstaunen jemals ein des menschlichen Geistes würdiger Zustand sein könne!

»Ich komme hier nicht oft vorüber,« fuhr der Vicomte de Brassard demgemäß sehr ruhig fort, »und ich vermeide es sogar. Aber es gibt Dinge, die sich nicht vergessen lassen. Es gibt deren nicht viele, aber doch einige. Ich kenne drei Dinge dieser Art: die erste Uniform, die man getragen, die erste Schlacht, in der man gefochten, und die erste Frau, die man besessen

hat. Nun denn! Für mich ist jenes Fenster das vierte Ding, das ich nicht vergessen kann.«

Er hielt inne und ließ das Wagenfenster an seiner Seite herunter .... War es, um jenes Fenster, von dem er mir erzählte, besser zu sehen?

Der Kutscher war um den Schmied gegangen und kam nicht zurück. Der neue Vorspann, der sich verspätete, war noch nicht gekommen. Die Pferde, die uns hergebracht hatten, standen regungslos vor Müdigkeit, angeschirrt, nicht ausgespannt, mit tief gesenkten Köpfen da und führten nicht einmal Hufschläge der Ungeduld gegen das stille Pflaster, während sie von ihrem Stall träumten. Unsere schlummernde Postchaise glich einem verwunschenen Wagen, den der Zauberstab der Feen an irgend einem Kreuzweg von Dornröschens Park festgebannt hatte.

»Es ist richtig,« sagte ich, »dass dieses Fenster für einen Menschen von Phantasie Charakter hat.«

»Ich weiß nicht, was es für Sie hat,« entgegnete der Vicomte de Brassard, »aber ich weiß, was es für mich bedeutet. Es ist das Fenster des Zimmers, das meine erste Garnisonswohnung war. Ich habe hier — Donnerwetter! das ist nun bald fünfunddreißig Jahre her! — hinter diesem Vorhang gewohnt, der nach so langer Zeit noch derselbe zu sein scheint und den ich beleuchtet finde, genau so beleuchtet wie er es damals war, als« — — —

Wieder stockte er, seine Erinnerungen zurück-

drängend. Aber ich bestand darauf, sie hervorzulocken.

»Als Sie Ihre Taktik studierten, im Eifer der ersten Lieutenantszeit?«

»Sie überschätzen mich sehr«, erwiderte er. »Ich war damals allerdings Secondelieutenant, aber die Nächte verbrachte ich keineswegs über der Taktik, und wenn meine Lampe zu so »ungebürlichen Stunden« brannte, wie die ehrbaren Leute sagen, so war es nicht, um die Schriften des Marschalls von Sachsen zu lesen.«

»Aber,« gab ich flink wie einen Raketschlag zurück, »vielleicht doch bemüht, es ihm nachzuthun?«

Er warf mir den Ball zurück.

»O!« sagte er, »damals that ich's dem Marschall von Sachsen nicht nach in dem Sinne, wie Sie es verstehen. Das war viel, viel später. Damals war ich nur ein junger Hund von einem Lieutenant, sehr correct in seiner Uniform, aber sehr schüchtern den Frauen gegenüber. Die wollten zwar nie recht daran glauben, wohl infolge meiner verteufelten Erscheinung — ich habe ihnen gegenüber nie die Vortheile meiner Schüchternheit genossen. Übrigens war ich in jener schönen Zeit erst siebzehn Jahre alt. Ich war eben aus der Militärakademie ausgetreten. Man trat damals in dem Alter aus, wo man heute eintritt, denn hätte der Kaiser, der entsetzliche Menschenvertilger, weiter bestanden, so hätte er schließlich zwölfjährige Officiere gehabt, wie die asiatischen Sultane neunjährige Odalisken haben.«

Wenn der Vicomte anfängt vom Kaiser Napoleon und den Odalisken zu reden, so werde ich nichts erfahren, dachte ich mir, und ich fing von neuem wieder an:

»Und dennoch möchte ich wetten, Vicomte, dass bei Ihnen die Erinnerung an dies Fenster, das da oben schimmert, bloß deshalb so lebendig ist, weil es für Sie eine Frau hinter jenem Vorhang gab.«

»Und Sie würden Ihre Wette gewinnen,« sagte er ernst.

»Weiß Gott, das stand für mich fest!« fuhr ich fort; »für einen Mann wie Sie konnten nur zwei Dinge diesem Fenster eines Hauses in der kleinen Provinzstadt, die Sie seit Ihrer ersten Garnison vielleicht nicht zehnmal wieder berührt haben, dauernde Bedeutung verleihen: eine hartnäckige Belagerung, oder eine Eroberung im Sturm!«

»Dennoch habe ich hier nicht eigentlich eine Belagerung durchgeführt — wenigstens nicht militärisch,« sagte er immer noch ernst, doch war das häufig seine Art zu scherzen; »denn kann man das eine Belagerung nennen, wenn man sich so rasch ergibt? — Aber was das Einnehmen im Sturm — oder auch ohne solchen — betrifft, so war ich damals dessen völlig unfähig — — — Übrigens wurde hier nicht eine Frau erobert: ich war es, der erobert wurde!«

Ich verneigte mich; — bemerkte er es in der Dunkelheit?

»Man hat sogar Berg-op-Zoom eingenommen«, sagte ich.

»Und siebzehnjährige Lieutenants sind gewöhnlich keine Berg-op-Zooms an Standhaftigkeit und Uneinnehmbarkeit,« fügte er hinzu.

»Also,« sagte ich scherzend, »wieder einmal eine Frau oder ein Fräulein Potiphar« — — —

»Es war ein Fräulein,« fiel er mit drolliger Nachdrücklichkeit ein.

»Eine mehr zu den übrigen, Herr Hauptmann! Nur dass der Josef hier ein Officier war — ein Josef, der nicht geflohen sein dürfte.« —

»Der im Gegentheil heftig entfloh,« — entgegnete er ganz ruhig — »wenn auch zu spät und mit einer Angst —!!! Mit einer Angst, die mir das Wort des Marschalls Ney begreiflich machte, das ich mit meinen eigenen Ohren vernommen habe und das mich, ich gestehe es, als von einem solchen Manne kommend, einigermaßen tröstete: »Wer ist jener Hundsfott, der von sich sagen kann, er habe niemals Angst gehabt?«

»Eine Geschichte, in der Sie, Vicomte, jene Empfindung hatten, muss riesig interessant sein!«

»Mein Gott!« sagte er brüsk, »ich kann sie Ihnen, falls es Sie interessiert, schließlich auch erzählen, diese Geschichte, die für mich zu einem Ereignisse wurde, das sich wie eine ätzende Säure über mein Leben ergoss und all meinen liederlichen Streichen auf ewig ein schwarzes Mal aufdrückte. — Es ist nicht immer ersprießlich, ein liederliches Tuch zu sein!« — fügte er hinzu mit einer Schwermuth, die mich überraschte bei diesem Epikuräer, der mir mit

Kupfer gepanzert geschienen wie eine griechische Brigg.

Er schloss nun das Fenster, das er herabgelassen hatte, sei es, weil er fürchtete, dass seine Stimme hinausdringen und vernommen werden könnte, obwohl es niemanden in der Nähe dieses regungslosen, gleichsam verlassenen Wagens gab, sei es, dass das regelmäßige Rascheln des Kehrbesens, der kam und gieng und so schläfrig über das Pflaster des Hofes scharrte, ihm keine passende Begleitung zu seiner Erzählung schien. Ich hörte gespannt auf seine Stimme, auf jede Nuance seines Sprechens achtend, da ich ihn in dem dunklen, geschlossenen Coupé doch nicht sehen konnte, die Blicke mehr denn je auf das Fenster mit dem carminrothen Vorhang gerichtet, das immer noch in dem gleichen fascinierenden Licht erschimmerte und von dem er mir erzählen wollte.

»Ich war also siebzehn Jahre alt und eben aus der Militärakademie ausgetreten,« begann er wieder. »Zum Lieutenant in einem gewöhnlichen Linien-Infanterieregiment ernannt, erwartete ich mit jener Ungeduld, die damals üblich war, den Befehl, mich nach Deutschland zu begeben, wo der Kaiser jene Campagne führte, die die Geschichte den Feldzug von 1813 benannt hat; ich hatte mir nur die Zeit genommen, mich von meinem alten Vater in der Provinz zu verabschieden, ehe ich in der Stadt, wo wir uns soeben befinden, zu meinem Bataillon stieß, denn in dieser winzigen Stadt von kaum ein paar Tausend Einwohnern lagen nur unsere beiden ersten Ba-

taillone in Garnison, die beiden anderen waren in den benachbarten Marktflecken stationiert.

»Sie, der Sie bei Ihren Fahrten nach dem Westen vermuthlich immer nur durchgereist sind, können sich kaum vorstellen, was dies Städtchen für den ist oder mindestens vor dreißig Jahren war, der, wie ich zu jener Zeit, gezwungen war, dauernd hier zu leben. Es war sicherlich die ärgste Garnison, die der Zufall, den ich heute noch für den Teufel halte und der zu jener Zeit Kriegsminister war, mir für den Anfang meiner Laufbahn zuweisen konnte. Himmelkreuzdonnerwetter! Welche Langweile! Ich kann mich nicht erinnern, je wieder seither einen so trübseligen und faden Ort bewohnt zu haben. Nur litt ich, bei meinem Alter, im ersten Rausch der Uniform, einer Empfindung, die Sie nicht kennen, welche aber allen bekannt ist, die jemals eine Uniform getragen haben, nicht unter dem, was mir späterhin unerträglich geschienen hätte. Was lag mir im Grunde an dieser öden Provinzstadt? Ich wohnte schließlich weit weniger in ihr als in meiner Uniform, einem Meisterwerk von Thomassin und Pied, das mich entzückte! Diese Uniform, in die ich vernarrt war, verschleierte und verschönte mir alles. Und diese Uniform war, es wird Ihnen seltsam vorkommen, aber es ist doch wahr, meine eigentliche Garnison! Wenn ich mich in dieser todten Stadt allzusehr langweilte, dann zog ich meine Paradeuniform, sammt den Achselschnüren, an, und mein Ringkragen jagte die Langweile in die Flucht! Ich war wie jene Frauen,

die auch dann Toilette machen, wenn sie allein sind und niemand erwarten. Ich zog mich für mich selber an. Ich erfreute mich auf eigene Faust an meinen Achselschnüren und an meinem Portepée, wenn sie auf irgend einem verödeten Corso, wo ich gegen vier Uhr spazieren zu gehen pflegte, in der Sonne funkelten. Ich brauchte gar keine Gesellschaft dazu, um mich glücklich zu fühlen, und meine Brust schwoll ebenso stolz wie späterhin auf dem Boulevard de Gand, wenn ich, eine Dame am Arme führend, die Leute sagen hörte: »Man muss zugeben, dass das eine glänzende Officiersgestalt ist!« Es gab übrigens in jener kleinen, gar nicht reichen Stadt, in der keinerlei Handels- oder Geschäftsverkehr herrschte, nur ein paar alte, fast ganz verarmte Familien, die mit dem Kaiser schmollten, weil er, wie sie sagten, nicht verstanden hatte, die Räuber der Revolution zur Herausgabe des Geraubten zu verhalten, und die deshalb seinen Officieren durchaus nicht den Hof machten. Daher weder Bälle noch Réunionen, weder Soiréen noch Redouten. Allerhöchstens Sonntags nach der Zwölfuhrmesse einen kleinen Corso, wo die Mütter, wenn es schön war, ihre Töchter spazieren führten und zur Schau stellten, bis gegen zwei, der Stunde des Segens, dessen erstes Glockenzeichen alle Röcke raschelnd in Bewegung setzte und den unseligen Corso leerfegte. Diese Zwölfuhrmesse, die wir übrigens nie besuchten, habe ich unter der Restauration zu einer Militärmesse werden sehen, welcher der ganze General-

stab anwohnen musste, und die zum mindesten ein lebendiges Ereignis inmitten der Leere dieser todten Garnisonen wurde! Für junge Bengel wie wir, in einem Alter, wo die Liebe, das Interesse für die Frauen, eine so große Rolle spielt, war jene Militärmesse eine große Quelle des Vergnügens. Außer denjenigen, die zu dem diensthuenden Detachement gehörten, zerstreute sich das ganze Officierscorps und placierte sich im Schiff der Kirche, wie es ihm beliebte. Gewöhnlich pflanzten wir uns hinter den hübschesten Frauen auf, die jene Messe besuchten, wo sie gewiss waren, gesehen zu werden, und wir gewährten ihnen so viel Zerstreuung als nur möglich, indem wir uns untereinander leise, aber doch laut genug, um von ihnen gehört zu werden, über ihre Reize unterhielten. Ach ja! Die Militärmesse! Wieviele Romane habe ich dort beginnen gesehen! Wieviele Billetsdoux glitten dabei in die Müffe der jungen Mädchen, die sie auf dem Sitz ließen, während sie neben ihren Müttern niederknieten, und deren Beantwortung sie uns in jenen selben Müffen am nächsten Sonntag mitbrachten! Aber unter dem Kaiser gab es keine Militärmesse, darum auch keine Möglichkeit, sich den »wohlanständigen« Töchtern dieser kleinen Stadt zu nähern, die für uns nur mehr oder minder verschleierte Träume blieben, die wir nur aus der Ferne erblickten! Ersatz für diesen Verlust des reizvollsten Theiles der Bevölkerung von *** gab es keinen — — — die bewussten Caravanseraien, von denen man in

guter Gesellschaft nicht spricht, waren scheußlich. Die Cafés, in denen man bei der entsetzlichen Unthätigkeit des Garnisonslebens so viel Unbefriedigung ertränkt, waren der Art, dass niemand, der einige Achtung vor seiner Uniform empfand, den Fuß hineinsetzen konnte — — —

Es gab damals in dieser kleinen Stadt, wo inzwischen der Luxus wie überall überhand genommen hat, kein einziges Hotel, in dem wir Officiere einen halbwegs anständigen Stammtisch haben konnten, ohne ausgebeutet zu werden wie in den Abruzzen, so dass viele von uns auf das gemeinsame Leben verzichtet und sich in Privatfamilien untergebracht hatten, bei wenig begüterten Bürgersleuten, die uns ihre Wohnungen möglichst theuer vermieteten und so ihre mageren Einkünfte und ihren dürftigen Mittagstisch ein wenig bereicherten.

Ich gehörte zu diesen letzteren. Einer meiner Freunde wohnte hier nebenan, im »Hotel zur Post«, wo er ein Zimmer hatte, denn die Post befand sich damals ein paar Häuser weiter rückwärts in dieser Straße, und vielleicht könnten Sie, wenn es Tag wäre, noch auf der Façade die goldene Sonnenscheibe sehen, die zur Hälfte aus dem bleiweißen Grund hervorkam und das Zifferblatt einer Sonnenuhr bildete sammt der Überschrift: »Zur aufgehenden Sonne!« — Mein Kamerad hatte mir eine Wohnung in seiner Nähe ausfindig gemacht — dort bei jenem Fenster, das so hoch oben angebracht ist und das mir heute Abend noch den Eindruck macht, das

meinige zu sein, als läge nicht ein Leben dazwischen! Ich hatte mich von ihm einquartieren lassen. Er war älter als ich, länger beim Regiment, und gefiel sich darin, mich in meiner Unerfahrenheit, die zugleich Gleichgiltigkeit war, durch diese ersten Stadien meines Officierslebens hindurchzulootsen. Ich sagte Ihnen ja — abgesehen von der Begeisterung für die Uniform, auf die ich Nachdruck lege, weil es ein Gefühl ist, von dem Ihre Generation der Friedenscongresse und der humanitären Bestrebungen bald keine Ahnung mehr haben wird, abgesehen davon und von der Hoffnung, bald die Kanonen der ersten Schlacht donnern zu hören, in der ich, verzeihen Sie mir den soldatischen Ausdruck, meine militärische Jungfernschaft abstreifen sollte, war mir alles einerlei! Ich lebte nur in diesen beiden Gedanken, besonders in dem letzteren, weil das eine Hoffnung war und man ja mehr im erträumten als im eigentlichen, wirklichen Leben lebt. Ich versparte mir alles auf die Zukunft, wie ein Geizhals, und ich verstand ganz gut, dass gewisse fromme Gemüther sich auf dieser Erde einrichten, wie man sich in einer Spelunke einrichtet, wo man nur eine Nacht zuzubringen hat.

Ein Soldat hat ja so vieles mit einem Mönch gemein, und ich war Soldat! In dieser Weise fand ich mich mit meiner Garnison ab. Außer den Mahlzeiten, die ich mit meinen Hausleuten einnahm, von denen ich Ihnen gleich erzählen werde, und den täglichen Dienst- und Exercier-

stunden, verlebte ich den größten Theil des Tages zu Hause auf einem großen Ungethüm von dunkelblauem Ledersofa, das nach dem Exercieren in seiner Frische wie ein kaltes Bad auf mich wirkte, und ich erhob mich nur davon, um bei meinem Freunde Louis de Meung, der gegenüber wohnte, ein wenig zu fechten oder ein paar Partien Imperiale zu spielen. Mein Freund war nicht ganz so unbeschäftigt wie ich, denn es war ihm gelungen, unter den Grisetten der Stadt ein ganz nettes Mädel aufzugreifen, das er zur Geliebten genommen hatte, und das ihm, wie er sagte, dazu diente, die Zeit todtzuschlagen. — — — Aber die Frauen, die ich kannte, lockten mich nicht sehr, dem Beispiel meines Freundes Louis zu folgen. Was ich von den Weibern wusste, hatte ich in sehr roher Weise dort gelernt, wo es die Zöglinge von Saint-Cyr bei ihren Ausgängen lernen. — — Und dann gibt es Temperamente, die spät erwachen.

Haben Sie den Saint-Rémy gekannt, den größten Lumpen der ganzen Stadt, der wegen seiner liederlichen Streiche berühmt war, und den wir »den Minotaurus« nannten, nicht wegen seiner Hörner, obgleich er welche trug, da er den Geliebten seiner Frau tödtete, sondern wegen der Zahl der Opfer, die er verschlang?«

»Ja, ich habe ihn gekannt,« entgegnete ich, »aber erst als alten, unverbesserlichen Wüstling, der mit jedem Jahr tiefer und tiefer sank. Ich glaub 's, dass ich ihn gekannt habe, den alten »Scherben« Saint-Rémy, wie Brantôme gesagt hätte.«

»Ja, er war wirklich wie aus Brantôme,« begann der Vicomte wieder. »Nun denn, Saint-Rémy hatte mit siebenundzwanzig Jahren noch kein Glas und kein Weib berührt! Er wird es Ihnen erzählen, wenn Sie wollen! Mit siebenundzwanzig Jahren war er hinsichtlich der Weiber so unschuldig wie ein neugebornes Kind, und obwohl er nicht mehr an der Brust war, hatte er bis dahin doch nur Wasser und Milch getrunken.«

»Nun, er hat die verlorene Zeit wenigstens ordentlich eingebracht,« meinte ich.

»Ja,« sagte der Vicomte, »und ich auch! Aber bei mir war das nicht so schwer! Die erste Periode meiner Tugendhaftigkeit währte nicht einmal so lange wie mein Aufenthalt in dieser Stadt, und obwohl ich nicht so absolut jungfräulich war, wie es Saint-Rémy von sich behauptet, lebte ich, weiß Gott! wie ein echter Malteser, der ich ja war, denn ich bin »erblicher« Malteser — — — Haben Sie das gewusst? Ich wäre sogar der Nachfolger eines Onkels in seiner Commende geworden, hätte die Revolution nicht den Orden überhaupt aufgehoben; trotzdem habe ich mir ab und zu erlaubt, das Band dieses Ordens zu tragen. Eine Eitelkeit!

»Was meine Hausleute betrifft, so waren sie der Inbegriff der Spießbürgerlichkeit. Sie waren nur ihrer zwei, Mann und Frau, beide bejahrt und durchaus nicht von schlechten Manieren — im Gegentheil. In ihrem Benehmen mir gegenüber waren sie sogar von jener Höflichkeit, der man heute nicht mehr begegnet, besonders nicht

in diesen Ständen, und an welcher der Duft einer entschwundenen Zeit haftet. Ich war nicht in dem Alter, wo man aus Freude am Beobachten beobachtet, und sie interessierten mich zu wenig, als dass ich daran gedacht hätte, in die Vergangenheit der beiden alten Leute einzudringen, deren Leben ich in der oberflächlichsten Weise zwei Stunden täglich theilte, Mittags und Abends, wenn ich mit ihnen speiste und nachtmahlte. Bei ihrer Unterhaltung mit mir kam nichts von ihrer Vergangenheit zum Vorschein, sie drehte sich gewöhnlich bloß um die Bewohner des Städtchens, über die sie mich informierten, der Mann in heiterer, ein wenig lästerlicher Weise, die Frau, die sehr fromm war, mit etwas größerer Zurückhaltung, aber nicht geringerem Vergnügen. Dennoch glaube ich gehört zu haben, dass der Mann in seiner Jugend, ich weiß nicht, in wessen Auftrag und zu welchem Zweck, auf Reisen gegangen war, und erst spät zurückkehrte, um seine Frau zu heiraten, die auf ihn gewartet hatte. Es waren übrigens sehr anständige Leute von höflichen Umgangsformen und sehr friedliche Existenzen. Die Frau verbrachte ihre Zeit damit, gerippte Strümpfe für ihren Mann zu stricken, und der Mann, der ein eifriger Musiker war, kratzte auf der Geige alte Melodien von Viotti in einem Mansardenzimmer über dem meinigen. Vielleicht hatten Geldverluste, die sie decken wollten, sie gezwungen, einen Pensionär zu nehmen; aber außer durch diese Handlung machte es sich in keiner Weise fühlbar. Alles

in ihrem Hause athmete das Behagen der altmodischen Häuser, die reich an wohlriechender Wäsche, an schwerem Silber sind und deren Mobilien Immobilien scheinen, so schwer entschließt man sich dazu, sie zu erneuern! Ich fühlte mich dort wohl. Der Tisch war gut, und ich genoss die Erlaubnis, ihn zu verlassen, sobald ich mir, wie die alte Olivia, die uns bei den Mahlzeiten bediente, zu sagen pflegte, »den Schnurrbart gewischt« hatte; »Schnurrbart« war eine sehr höfliche Bezeichnung für die drei Haare auf der Oberlippe eines jungen Bengels von Lieutenant, der noch nicht ausgewachsen war!

»So lebte ich ungefähr seit einem halben Jahre bei meinen Wirtsleuten, ebenso still wie sie selber, die nie mit einem Worte der Existenz jenes Wesens gedacht, das ich bei ihnen treffen sollte. Als ich eines Tages zur gewohnten Stunde zum Speisen hinabkam, erblickte ich in einer Ecke des Speisezimmers eine hochgewachsene junge Frauensperson, die sich, auf den Fußspitzen stehend, anstrengte, ihren Hut an einem Träger des Vorhanges aufzuhängen, wie jemand, der sich ganz zu Hause fühlt und eben heimkehrt. Aufs äußerste gestreckt, in dem Bemühen, ihren Hut an dem sehr hoch angebrachten Träger zu befestigen, zeigte sie die prächtigen Linien einer Tänzerin, die sich nach rückwärts überneigt. Ihre Taille war knapp umspannt (der Ausdruck stimmt, so fest war sie geschnürt!) von einem Fischbeinspenzer aus glänzender grüner Seide, dessen Fransen auf ihren weißen Rock nieder-

fielen, einen Rock, wie man ihn zu jener Zeit trug, der um die Hüften eng anliegend war und sich nicht scheute, sie in ihren Umrissen zu zeigen, wenn man deren hatte.

»Die Arme noch hochgehoben wandte sie sich um, als sie mich eintreten hörte, und gab ihrem Nacken eine Wendung, die mich ihr Gesicht sehen ließ; aber sie vollendete ihre Thätigkeit, als wäre ich nicht dagewesen, sah nach, ob sie die Bänder des Hutes beim Aufhängen nicht zerknittert hatte, und zwar in langsamer, sorgfältiger, beinahe verletzender Weise, in Anbetracht, dass ich dastand und darauf wartete, von ihr bemerkt zu werden, um meine Verbeugung anzubringen. Endlich erwies sie mir die Ehre, mich mit ihren sehr kalten, schwarzen Augen anzuschauen, denen ihre à la Titus geschnittenen, über der Stirn gelockten Haare jenen Ausdruck von Tiefe gaben, den diese Frisur dem Blick verleiht. Ich hatte keine Ahnung, wer sie sein mochte. Meine Wirtsleute hatten nie Gäste zu Tisch. Dennoch schien es, dass sie zum Speisen gekommen war. Der Tisch war gedeckt, es lagen vier Gedecke auf. Aber meine Überraschung über ihr Erscheinen wurde noch bei weitem von der Überraschung überboten, als ich erfuhr, wer sie sei, als meine Hausleute beim Eintreten sie als ihre Tochter vorstellten, die eben aus dem Institut heimkam, um von nun an bei ihnen zu bleiben.

»Ihre Tochter! Es war unmöglich, weniger die Tochter dieser Leute zu sein, als es dies Mäd-

chen war! Nicht, dass nicht die schönsten Mädchen der Welt allerhand Eltern entstammen könnten! Das hab' ich schon gesehen — und Sie wohl auch, nicht wahr? Physiologisch kann das hässlichste Wesen das schönste Geschöpf hervorbringen. Aber die! Zwischen ihr und ihren Eltern lag die Kluft einer Rasse. Physiologisch übrigens, wenn ich mir dieses pompöse, pedantische Wort gestatten soll, das Ihrer Zeit und nicht der meinigen angehört, war an ihr nichts bemerkenswert als der Ausdruck, der bei einem so jungen Mädchen sehr sonderbar erschien. Es war etwa der Ausdruck von unerschütterlicher Gleichgiltigkeit, der sehr schwer zu schildern ist. Hätte sie ihn nicht gehabt, dann hätte man von ihr gesagt: »Ist das ein schönes Mädchen!« und hätte nicht mehr an sie gedacht, wie an so und soviel andere schöne Mädchen, die einem der Zufall in den Weg führt, und von denen man das sagt, ohne auch je wieder an sie zu denken. Aber jener Ausdruck, der sie nicht nur von ihren Eltern, sondern auch von allen anderen Mädchen trennte, mit denen sie weder die Gefühle noch die Leidenschaften gemeinsam zu haben schien, bannte mich vor Überraschung auf der Stelle fest. »Die Infantin mit dem Bologneserhündchen« von Velasquez könnte Ihnen, falls Sie das Bild kennen, einen Begriff von diesem Ausdruck geben, der nicht hochmüthig, nicht geringschätzig, nicht verächtlich, nein, nur einfach gleichgiltig war. Denn der Ausdruck des Stolzes, der Geringschätzung, der Verachtung sagt den Leuten, dass sie exi-

stieren, da man sich die Mühe nimmt, sie gering zu schätzen oder zu verachten, während jener aber zu sagen schien: »Für mich seid Ihr nicht einmal vorhanden.«

»Ich gestehe, dass diese Physiognomie mir an jenem ersten Tag, und an so manchen folgenden, die noch heute für mich ungelöste Frage eingab: wie konnte dieses schlanke, junge Mädchen von jenem kugelrunden Spießbürger im grünlichgelben Gehrock und der weißen Weste hervorgebracht werden, dessen Gesicht so roth war wie die Confitüren seiner Frau, der eine Balggeschwulst im Nacken hatte, die über seine weiße Cravatte hinausragte, und der beim Sprechen stotterte. Und wenn der Mann mich schon nicht in Verlegenheit setzte — denn der Gatte bildet nie die Schwierigkeit in derartigen Fragen — so schien mir die Frage der Mutter ebenso unerklärlich. Fräulein Albertine, dies war der Name der stolzen Herzogin, die wie zum Spott vom Himmel herab mitten unter diese Spießbürger gefallen war, Fräulein Albertine, die ihre Eltern Alberte nannten, um sich den langen Namen zu ersparen, der jedoch weit besser zu ihrem Gesicht, zu ihrer ganzen Erscheinung passte, schien ebensowenig die Tochter des einen wie der andern zu sein. Bei jenem ersten Mittagsmahl wie bei den darauffolgenden schien sie mir ein wohlerzogenes junges Mädchen, ungeziert und gewöhnlich schweigsam, die, wenn sie sprach, in gut gewählten Ausdrücken anbrachte, was sie zu sagen hatte, aber nie darüber hinausgieng. Aber wäre sie auch noch

so geistvoll gewesen, wovon ich übrigens nichts weiß, so hätte sie doch keine Gelegenheit gefunden, es bei unsern Speisestunden zu zeigen. Die Gegenwart ihrer Tochter hatte nothgedrungen dem Klatsch der alten Leute Grenzen gezogen. Sie übergiengen nun die kleinen Scandalgeschichten des Städtchens. Man sprach jetzt bei Tisch buchstäblich von nichts Interessanterem, als vom Wetter. Und da Fräulein Albertine oder Alberte mir nichts weiter zu bieten hatte als jenen Ausdruck unzerstörbarer Gleichgiltigkeit, der mich im Anfang so sehr überrascht hatte, so stumpfte ich mich bald dagegen ab.

»Hätte ich sie in jenen Gesellschaftskreisen getroffen, für die ich erzogen war, dann hätte diese Gleichgiltigkeit mich sicherlich lebhaft gereizt. Aber für mich zählte sie nicht als junge Dame zum Hof machen — nicht einmal zum Kokettieren. Meine Stellung ihr gegenüber war für mich, der ich bei ihren Eltern in Pension war, eine äußerst heikle und konnte durch ein Nichts zu einer falschen Stellung werden. Sie stand mir gesellschaftlich nicht genügend nah oder fern, um mir etwas zu sein, und in sehr kurzer Zeit setzte ich, ganz naturgemäß und ohne bestimmte Absicht, ihrer Unbeweglichkeit die vollkommenste Gleichgiltigkeit entgegen.

»Dabei blieb es auch beständig von ihrer Seite wie von der meinigen. Wir tauschten nur die kühlste Höflichkeit, die nüchternsten Redensarten. Sie war für mich bloß ein Bild, das ich kaum ansah, und ich, was war ich ihr —? Bei Tisch,

wir trafen uns ausschließlich nur bei Tisch, betrachtete sie den Stöpsel der Flasche oder die Zuckerdose eingehender als mich ... Was sie da sagte, war immer sehr entsprechend und correct, aber so völlig farblos, dass es mir gar keinen Schlüssel zu ihrem Wesen gab. Und im übrigen, was lag mir daran? Ich hätte mein ganzes Leben lang nicht daran gedacht, dies ruhige, arrogante Mädchen, mit der so übel angebrachten Miene einer Infantin, auch nur anzuschauen .... Dazu bedurfte es der Umstände, von denen ich Ihnen erzählen will und die mich trafen wie der Blitz, wie der Blitz aus heiterm Himmel!

»Eines Abends, etwa einen Monat, nachdem Fräulein Alberte nach Hause zurückgekommen war, setzten wir uns zu Tisch, um zu nachtmahlen. Sie saß neben mir, und ich beachtete sie so wenig, dass ich nicht einmal bemerkte, was mir doch hätte auffallen müssen: dass sie bei Tisch neben mir, statt wie sonst zwischen ihren Eltern saß. Da, in dem Augenblick, als ich die Serviette über meine Kniee breitete, nein, ich werde nie imstande sein, Ihnen dies Gefühl, diese Überraschung zu schildern, fühlte ich plötzlich eine Hand, die unter dem Tische keck nach der meinigen griff. Ich glaubte zu träumen, oder besser gesagt, ich glaubte eigentlich gar nichts. Ich hatte nur die unglaubliche Empfindung dieser frechen Hand, die die meinige bis unter meiner Serviette suchen kam! Es war ebenso unerhört als unerwartet! Mein ganzes Blut, von diesem Griff entzündet, strömte von meinem Herzen in

diese Hand, wie von ihr hingesogen, dann drang es heftig, wie von einer Pumpe getrieben, zum Herzen zurück! Mir wurde schwarz vor den Augen, es sauste mir in den Ohren. Ich musste todtenbleich geworden sein. Ich glaubte, ich würde in Ohnmacht fallen, mich auflösen in der unsagbaren Wollust, die der Druck jener fleischigen, etwas großen Hand in mir hervorrief, die kräftig wie die eines Jünglings die meinige umschlossen hielt. Und da, wie Sie wissen, in jenem frühen Alter die Wollust erschreckend wirkt, so strebte ich meine Hand aus dieser tollen Hand, die sie ergriffen hatte, zu befreien. Sie aber, ermuntert durch das Bewusstsein des Genusses, den sie mir bereitete, hielt sie gewaltsam gefangen, mit warmem, köstlich erstickendem Druck.

»Es ist nun fünfunddreißig Jahre her, und Sie erweisen mir hoffentlich die Ehre zu glauben, dass meine Hand inzwischen Gelegenheit hatte, sich gegen den Druck von Frauenhänden ein wenig abzustumpfen; aber, wenn ich daran denke, dann fühle ich hier noch den Druck dieser Hand, die die meinige mit der Tyrannei einer sinnlosen Leidenschaft umfasste. Von tausend Schauern durchzuckt, die jene Hand mir durch die Glieder sandte, fürchtete ich meine Gefühle vor dem Vater und der Mutter des Mädchens zu verrathen. Beschämt darüber, weniger Fassung zu besitzen, als dies kühne Mädchen, das alles aufs Spiel setzte, und dessen unglaubliche Kaltblütigkeit seine Unverschämtheit deckte, biss ich mir die Lippen blutig in dem übermenschlichen Be-

mühen, das Zittern des Verlangens niederzuhalten, das den harmlosen, armen alten Leuten alles verrathen konnte, und da erst suchten meine Blicke die zweite dieser beiden Hände, die ich nie bemerkt hatte, und die in diesem gefährlichen Augenblicke ruhig an der Schraube einer Lampe herumdrehte, die man eben auf den Tisch gestellt hatte, weil es zu dunkeln begann. Ich betrachtete sie; das war also die Schwester jener anderen Hand, die ich durchdringend auf der meinen fühlte wie einen Feuerherd, von dem zahllose Feuerzungen ausstrahlten und mir durch die Adern zuckten! Diese Hand, die etwas plump war, aber lange, wohlgepflegte Finger hatte, an deren Spitzen das Licht der Lampe, das voll darauf fiel, durchsichtige, rosige Schimmer entzündete, bebte nicht und verrichtete ihr kleines Geschäft, die Lampe aufzuziehen, mit Sicherheit, Behagen und einer unvergleichlichen, graziösen Lässigkeit der Bewegung!

»Dennoch konnten wir nicht so sitzen bleiben. Wir brauchten unsere Hände zum Essen. Fräulein Alberte ließ deshalb die meinige los; aber im Augenblicke, wo sie sie losließ, setzte sich ihr Fuß, nicht minder vielsagend als ihre Hand, mit demselben Nachdruck, der gleichen Leidenschaft und Oberhoheit auf meinen Fuß und blieb dort während der ganzen Dauer dieser allzu kurzen Mahlzeit, die auf mich wirkte wie eines jener kochenden Bäder, die einem zuerst unerträglich heiß scheinen, an die man sich jedoch gewöhnt und in denen man sich schließlich so behaglich

fühlt, dass man zu glauben geneigt wäre, dass die Verdammten sich eines Tages in den Gluten ihrer Höhle so frisch und munter fühlen müssten wie die Fische im Wasser!

»Sie können sich denken, wie viel ich bei dieser Mahlzeit aß und wie sehr ich mich an den Gesprächen meiner biedern Wirte betheiligte, die in ihrer Harmlosigkeit keine Ahnung von dem furchtbaren und gefährlichen Drama hatten, das sich unter ihrem Tische abspielte. Sie merkten nichts; aber sie hätten doch etwas merken können und ich war wirklich besorgt um sie, um sie weit mehr als um Alberte und mich. Ich besaß die Ehrlichkeit und das Mitleid meiner siebzehn Jahre .... Ich fragte mich: »Ist die bloß frech? Ist die verrückt?« Und ich sah sie von der Seite an, jene Närrin, die während des ganzen Essens keinen Augenblick ihre herzoglichen Gesten aufgab und deren Antlitz so ruhig blieb, als hätte ihr Fuß nicht auf meinem Fuß alle Tollheiten angestellt und ausgesprochen, die ein Fuß nur aussprechen und anstellen kann. Ich gestehe, dass ich über ihre Sicherheit noch überraschter war als über ihre Tollheit. Ich hatte viele von jenen frivolen Büchern gelesen, in denen die Frauen durchaus nicht geschont werden. Ich war in einer Cadettenschule erzogen worden. Theoretisch wenigstens war ich ein Lovelace an Selbstbewusstsein, wie es mehr oder minder alle sehr jungen Leute sind, die sich für hübsche Burschen halten und hinter den Thüren und auf den Treppen ganze Scheffel Küsse von den Lippen der mütter-

lichen Kammermädchen gepflückt haben. Aber das brachte mich um mein bischen siebzehnjährige, lebemännische Haltung. Es schien mir stärker als alles, was ich gelesen, alles, was ich erzählen gehört über die unverfrorene Verlogenheit der Frauen, die Fähigkeit, sich zu verstellen, auch wenn sie am tiefsten und leidenschaftlichsten erregt sind. Denken Sie sich doch! Sie war achtzehn Jahre alt, wenn sie überhaupt so alt war . . ? Sie kam aus einer Pension, gegen die ich durchaus keinen Verdacht hegen konnte, da die fromme und tugendhafte Mutter sie für ihr Kind gewählt hatte. Dieser absolute Mangel an Schüchternheit, oder, sagen wir es kurz heraus, an allem Schamgefühl, diese ruhige Selbstbeherrschung, während sie das Gefährlichste und Unverschämteste that, was ein junges Mädchen nur thun konnte, die durch keine Miene, keinen Blick den Mann herausgefordert hatte, dem sie sich nun mit so unverschämter Frechheit auslieferte, all das stieg mir zu Kopfe und stellte sich meinem Geist ganz klar dar, trotz des Aufruhres meiner Sinne . . . Aber weder in jenem Augenblick, noch auch später hielt ich mich dabei auf, darüber nachzugrübeln. Ich ergieng mich nicht in erheucheltem Abscheu über die Aufführung dieses jungen Mädchens in seiner erschreckend frühreifen Verderbtheit. Übrigens hält man in dem Alter, in dem ich damals stand, und auch noch viel später, eine Frau nicht leicht für verderbt, die sich einem auf den ersten Blick an den Hals wirft. Man ist beinahe geneigt, das für ganz selbstverständ-

lich zu halten, und sagt man sich: »Die arme Frau!«, so liegt schon sehr viel Bescheidenheit in diesem Mitleid. Endlich, wenn ich auch schüchtern war, so wollte ich doch nicht lächerlich sein. Das große Argument der Franzosen, um unbedenklich das Allerärgste anzustellen. Ich wusste freilich, ohne allen Zweifel, dass das, was dies junge Mädchen für mich empfand, keine Liebe war. Die Liebe geht nicht so unverschämt und unvorsichtig vor, und ich wusste auch, dass das Gefühl, das sie mir einflößte, keine Liebe sei.. Aber — Liebe oder nicht — was es auch war, das war mir willkommen. Als ich vom Tisch aufstand, war ich entschlossen. Die Hand dieser Alberte, an die ich keinen Augenblick gedacht, ehe sie die meinige ergriffen, hatte mich bis in die Tiefen meines Wesens mit dem Wunsche erfüllt, sie ganz und gar so zu umschlingen, wie ihre Hand sich mit der meinigen verschlungen hatte.

»Wie ein Narr kehrte ich in mein Zimmer zurück, und sobald ich mich ein wenig durch einige Überlegung abgekühlt, fragte ich mich, wie ich es anstellen würde, um mit diesem so verteufelt herausfordernden Mädchen regelrecht »anzubinden«, wie man in der Provinz sagt. Ich wusste so ungefähr, wie jemand, der sich nicht darum gekümmert Näheres zu erfahren, dass sie ihre Mutter nie verließ, dass sie gewöhnlich neben ihr in der Fensternische des Speisezimmers, das ihnen zugleich als Wohnzimmer diente, an demselben Nähtisch arbeitete; dass sie keine

Freundin in der Stadt besaß, die zu ihr kam, und dass sie niemals ausgieng, außer am Sonntag, wenn sie mit ihren Eltern die Messe oder den Segen besuchte. Nicht wahr, das war alles nicht sonderlich ermuthigend? Ich fieng an zu bereuen, dass ich nicht etwas mehr mit den guten alten Leuten verkehrt hatte, die ich zwar durchaus nicht hochmüthig, aber doch mit jener beiläufigen, zuweilen zerstreuten Höflichkeit behandelt hatte, wie man sie denen entgegenbringt, die nur von nebensächlichem Interesse für uns sind; aber ich sagte mir, dass ich mein Benehmen ihnen gegenüber nicht ändern könnte, ohne ihren Verdacht zu erregen, oder ihnen gerade das zu entdecken, was ich ihnen verbergen wollte. Ich hatte keine andere Gelegenheit, Fräulein Alberte heimlich zu sprechen, als die Begegnungen auf der Treppe, wenn ich in mein Zimmer hinaufgieng oder von dort herabkam; aber auf der Treppe konnte man uns sehen und hören. Mein einziges Auskunftsmittel in diesem so wohlgeordneten, engen Hause, wo man mit den Ellbogen aneinander stieß, war zu schreiben; und da die Hand dieses kühnen jungen Mädchens so gut unter dem Tisch die meinige zu suchen verstand, so würde diese Hand vermuthlich nicht viel Geschichten machen, und das Billet nehmen, das ich ihr geben würde. Ich schrieb es. Es war der Art, wie es die Gelegenheit ergab, das flehende, heftige und berauschte Billet eines Menschen, der schon einen Schluck Glückseligkeit getrunken hat und einen zweiten fordert. Nur musste ich, um es zu über-

geben, das nächste Mittagessen abwarten, und die Zeit wurde mir lang, aber endlich kam es heran, dies Mittagessen! Die glutströmende Hand, deren Fluidum ich seit vierundzwanzig Stunden in der meinen gefühlt, verfehlte nicht wie am Tage zuvor unter dem Tisch nach meiner Hand zu tasten. Fräulein Alberte fühlte mein Billet und nahm es ganz ruhig, wie ich vorausgesehen hatte. Aber was ich nicht vorausgesehen, das war, dass sie es mit derselben Infantinnenmiene, die mit ihrer hochmüthigen Gleichgiltigkeit allem Trotz bot, in den Ausschnitt ihres Kleides versenkte, wo sie mit einer leisen, knappen Geste eine überhängende Spitze in die Höhe hob, all das mit einer solchen Unbefangenheit und Schnelligkeit, dass ihre Mutter, die, mit dem Austheilen der Suppe beschäftigt, die Augen gesenkt hatte, gar nichts bemerkte, und der Esel von Vater, der in Gedanken immer bei seiner Violine war, wenn er grad nicht d'rauf spielte, nur so was blitzen sah.«

»Wir sehen ja immer nur etwas blitzen, Herr Hauptmann!« unterbrach ich ihn munter, denn seine Erzählung machte mir den Eindruck, etwas rasch in ein flottes Garnisonsabenteuer umzuschlagen, und ich hatte keine Ahnung, was folgen sollte! »Hören Sie! erst vor ein paar Tagen in der Oper saß in einer Nachbarloge neben mir eine Frau, vermuthlich von der Art Ihres Fräulein Alberte. Freilich war sie schon über achtzehn; aber ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich selten eine Frau von stattlicherer Würde gesehen habe.

Während der ganzen Vorstellung saß sie ruhig und regungslos wie auf einem Granitsockel. Kein einzigesmal hat sie sich umgedreht, nach rechts oder nach links geschaut; aber sie scheint mit dem Nacken, der sehr schön und sehr tief entblößt war, geschaut zu haben; denn in meiner Loge saß, hinter uns beiden, auch noch ein junger Mann, der ebenso gleichgiltig schien wie sie selber gegen alles, was nicht die Aufführung betraf. Ich kann bezeugen, dass der junge Mann nicht ein einziges jener Manöver machte, mittels deren sich die Männer mit den Frauen an öffentlichen Orten zu verständigen pflegen, und die man eine Liebeserklärung *par distance* nennen könnte. Nur wie die Vorstellung zu Ende war und in dem Rummel des allgemeinen Aufbruches die Dame aufgestanden war, um ihren Burnus umzunehmen, hörte ich, wie sie zu ihrem Gatten mit der klarsten, ehelich gebietenden Stimme sagte: »Henri, hebe mir meinen Capuchon auf!« Und dann streckte sie über Henris Rücken weg, der mit dem Kopf nach abwärts schleunigst suchte, den Arm aus, und nahm aus der Hand des jungen Mannes so ruhig ein Billet entgegen, wie sie ihren Fächer oder ihr Bouquet aus den Händen ihres Gatten empfangen hätte. Er, der Arme, richtete sich auf sammt dem Capuchon, einem Capuchon von ponceaurothem Atlas, aber weniger ponceau als sein Gesicht, denn er hatte die Haube mit Gefahr eines Schlaganfalles unter den Sitzen herausgefischt. Weiß Gott! wie ich das sah, habe ich mir gedacht, er hätte, statt ihn seiner Frau zu

übergeben, den Capuchon lieber für sich behalten sollen, um auf seinem Kopf das zu verdecken, was plötzlich dort gewachsen war!«

»Ihre Geschichte ist recht gut,« sagte der Vicomte de Brassard ziemlich kühl, »und vielleicht hätte ich sie zu einer anderen Zeit besser zu würdigen gewusst; aber lassen Sie mich die meinige zu Ende erzählen. Ich gestehe, dass ich bei einem derartigen Mädchen keinen Augenblick um das Schicksal meines Billets besorgt war. Wenn sie auch immer am Schürzenband ihrer Mutter hieng, so würde sie doch Mittel und Wege finden, meine Zeilen zu lesen und zu beantworten. Ich rechnete sogar auf eine lange Zukunft schriftlicher Conversation mittels der kleinen untertischlichen Post, die wir soeben eingerichtet hatten; aber, als ich am nächsten Tag ins Zimmer trat, mit der behaglichen, tiefgehegten Überzeugung, eine umgehende Antwort zu erhalten, traute ich meinen Augen nicht, wie ich bemerkte, dass die Tischordnung verändert war und Fräulein Alberte wieder dort saß, wo sie eigentlich hingehörte, zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter . . . . . Warum diese Veränderung? . . . . . Was war vorgefallen? . . . . . Hatte der Vater oder die Mutter irgend einen Verdacht geschöpft?

»Fräulein Alberte saß mir gegenüber, und ich fixierte sie mit jener Eindringlichkeit, die Antwort verlangt. Es lagen fünfundzwanzig Fragezeichen in meinen Augen; aber die ihrigen waren so ruhig, so stumm, so gleichgiltig wie gewöhnlich.

Sie sahen mich an, als sähen sie mich nicht. Ich habe nie aufreizendere Blicke gesehen, als jene langen, ruhigen Blicke, die auf einem Menschen wie auf einem todten Gegenstand ruhten. Ich kochte vor Neugier, vor Ärger, vor Sorge, von einem Schwarm von Gefühlen der Enttäuschung und Erwartung erregt, und ich begriff nicht, dass jenes Mädchen, das seiner selbst so sicher war, als hätte es unter seiner feinen Haut statt der Nerven fast so viel Muskeln wie ich selber, es augenscheinlich nicht wagte, mir ein Zeichen des Einverständnisses zu machen, welches mir andeutete, mir zu verstehen gab, mir so rasch als möglich sagte, dass wir Verbündete und Mitschuldige seien, vereint in gemeinsamer geheimer Liebe, oder meinetwegen nicht einmal in Liebe! Man musste sich fragen, ob das wirklich dieselbe Person sei, deren Hand und Fuß unter dem Tisch manövriert, die gestern das Billet so natürlich genommen und vor ihren Eltern in den Ausschnitt ihrer Taille gesteckt hatte, als hätte sie sich eine Blume angesteckt! Sie war schon so weit gegangen, dass sie nicht darum verlegen sein konnte, mir einen Blick zuzusenden. Aber nein! Nichts bekam ich. Das ganze Mittagessen ging vorüber ohne jenen Blick, auf den ich lauerte, den ich erwartete, den ich durchaus an meinem Blick entzünden wollte, und der sich nicht entzündete! »Sie wird eine Möglichkeit gefunden haben, mir zu antworten,« sagte ich mir, wie ich den Tisch verließ und in mein Zimmer zurückkehrte, denn ich konnte nicht glauben, dass eine

Person dieser Art zurückweichen könne, nachdem sie sich so unglaublich vorgewagt. Ich nahm nicht an, dass sie irgend etwas fürchten oder schonen würde, wenn es die Erfüllung einer Laune ihres Herzens galt, und dass es mindestens das war, was sie für mich empfand, daran brauchte ich doch wohl nicht zu zweifeln.

»Wenn ihre Eltern keinen Verdacht haben,« sagte ich mir noch überdies, »wenn die Tischordnung nur zufällig verändert war, so werde ich morgen wieder neben ihr sitzen« . . . Aber weder am folgenden noch an irgend einem anderen Tag saß ich neben Fräulein Alberte, die fortfuhr jene undurchdringliche Miene zu haben, und in dem gleichen unbefangenen Ton jene nichtssagenden und gewöhnlichen Dinge vorbrachte, über die man sich an diesem kleinbürgerlichen Tisch unterhielt. Sie können sich denken, dass ich sie beobachtete wie einer, den die Geschichte etwas angeht. Sie sah so unbewegt wie möglich aus, während ich geradezu außer mir war, erfüllt von einer Wuth zum Platzen, die ich überdies noch verbergen musste! Jener Ausdruck, der sie nie verließ, trennte uns noch mehr als die Breite des Tisches, die zwischen uns lag. Ich war schließlich so zum Äußersten getrieben, dass ich mich nicht mehr scheute, sie zu compromittieren, indem ich auf ihre großen und undurchdringlichen eisigen Augen meine drohenden, flammenden Blicke nachdrücklich richtete. War ihr Benehmen ein Manöver? War es Koketterie? War es bloß eine

zweite Laune nach einer ersten Laune, oder einfach Dummheit? Ich habe derartige Frauen gekannt, die zuerst ganz aufflammende Sinnlichkeit und dann ganz Dummheit waren.« Wenn man den richtigen Augenblick wüsste!« hat Ninon de l'Enclos gesagt. War der Augenblick der Ninon schon vorüber?

»Dennoch wartete ich noch immer — — worauf? Auf ein Wort, ein Zeichen, eine leise hingeworfene Bemerkung beim Verlassen des Tisches, unter dem Geräusch der herumgerückten Stühle; und da nichts von alldem kam, verfiel ich auf die tollsten, absurdesten Ideen von der Welt. Ich setzte mir in den Kopf, dass sie mir, da wir im Hause von lauter Unmöglichkeiten umgeben waren, per Post schreiben würde; dass sie so durchtrieben sein würde, einen Brief in den Kasten gleiten zu lassen, wenn sie mit der Mutter ausgieng; und unter der Herrschaft dieses Gedankens verzehrte ich mich zweimal im Tag eine Stunde lang, bevor der Briefträger am Haus vorüberkam . . . In jener Stunde fragte ich die alte Olivia zehnmal mit gepresster Stimme: »Olivia, sind keine Briefe für mich da?« worauf sie unveränderlich erwiderte: »Nein, es sind keine da.«

»Die Qual wurde schließlich zu unerträglich. Das enttäuschte Verlangen verwandelte sich in Hass. Ich begann jene Alberte zu hassen, und aus Hass über die Enttäuschung ihrem Vorgehen diejenigen Gründe beizumessen, die sie mir am verächtlichsten machen mussten, den der Hass dürstet nach Verachtung. Die Verachtung, das

ist der Nektar des Hasses. »Elende Memme, die sich vor einem Brief fürchtet!« sagte ich mir. Sie sehen, ich verfiel aufs Fluchen. Ich beschimpfte sie im Geiste, und glaubte sie damit nicht zu verleumden. Ich bemühte mich, nicht mehr an sie zu denken; und wenn ich mit Louis de Meung von ihr sprach — denn ich sprach mit ihm von ihr — bediente ich mich militärischer Kraftausdrücke. Die Verzweiflung, zu der sie mich getrieben, hatte jedes Gefühl der Ritterlichkeit in mir ertödtet. Ich hatte mein ganzes Abenteuer meinem guten Louis erzählt, der sich seinen langen blonden Schnurrbart drehte, während er mir zuhörte, und mir unverfroren sagte (denn wir waren keine Moralisten bei den Siebenundzwanzigern):

»Mach's wie ich! Ein Nagel treibt den andern heraus. Nimm Dir eine kleine Näherin der Stadt zur Geliebten und denk' nicht mehr an das verdammte Mädel!«

»Aber ich befolgte den Rath meines Freundes nicht. Dazu war ich allzu sehr engagiert. Hätte sie es erfahren, dass ich mir eine Geliebte genommen, dann hätte ich es vielleicht gethan, um ihre Eitelkeit oder ihr Herz durch die Eifersucht aufzupeitschen. Aber sie würde es nicht erfahren. Wie hätte sie es erfahren sollen? Eine Geliebte zu mir in die Wohnung nehmen, wie er Louis in seinem »Hotel zur Post« that, hieß so viel wie brechen mit den guten Leuten, bei denen ich lebte, die mich daraufhin gewiss sofort gebeten hätten, mir eine andere Wohnung

als die ihrige zu suchen. Wenn ich schon nichts anderes haben konnte, so wollte ich wenigstens nicht auf die Möglichkeit verzichten, die Hand und den Fuß dieser höllischen Alberte wiederzufinden, die, nach dem, was sie gewagt, immer noch das stolze Fräulein Unnahbar blieb. Ein ganzer Monat vergieng und trotz meines Vorsatzes, mich ebenso gleichgiltig und vergesslich zu zeigen wie Alberte, dem Marmor den Marmor, der Kälte die Kälte entgegen zu setzen, lebte ich nur noch in der Spannung eines auf der Lauer Stehenden, ich, der ich es selbst auf der Jagd hasse, auf dem Anstand zu stehen! Ja, mein Leben war nur mehr ein beständiges Lauern! Ein Lauern, wenn ich zu Tisch hinunterkam, ob ich sie nicht etwa wie jenes erstemal allein im Speisezimmer finden würde! Ein Lauern bei Tisch, wo mein Blick gradaus oder von der Seite den ihrigen suchte, der ihm klar und höllisch ruhig begegnete und dem meinigen ebensowenig auswich, als er ihn erwiderte! Ein Lauern nach dem Essen, denn ich blieb nun manchmal kurze Zeit nach Tisch und sah zu, wie die Damen ihre Arbeit in der Fensternische wieder aufnahmen, und passte auf, ob »sie« nicht irgend etwas fallen lassen würde: ihren Fingerhut, ihre Schere, ein Läppchen, das ich aufheben und zurückgeben könnte, dabei ihre Hand zu berühren, diese Hand, die mir nun beständig im Kopf spukte! Ein Lauern in meinem Zimmer, wenn ich wieder hinaufgegangen war, denn immer glaubte ich im Corridor den Schritt des Fußes

zu hören, der mit so ausgesprochener Absicht auf den meinen herumgetreten war. Ein Lauern selbst auf der Stiege, wo ich sie zu treffen hoffte und wo mich eines Tages zu meiner großen Verwirrung die alte Olivia Wache stehend fand! Ein Lauern an meinem Fenster, jenem Fenster, das Sie dort oben sehen, wo ich mich aufpflanzte, wenn sie mit ihrer Mutter ausgehen sollte, und von dem ich nicht wich, bis sie heimgekehrt war — aber auch das ebenso vergeblich wie alles übrige! Wenn sie ausgieng, in ihren Mädchenshawl gewickelt, einem roth und weiß gestreiften Shawl, dessen Streifen, ich habe nichts vergessen, mit schwarzen und gelben Blumen besät waren, dann wendete sie ihren hochmüthigen Nacken kein einzigesmal um, und wenn sie nach Hause kam, immer an der Seite ihrer Mutter, dann richtete sie weder den Kopf noch die Augen nach dem Fenster, an dem ich wartete! Derart waren die kläglichen Exercitien, zu denen sie mich verurtheilt hatte! Gewiss, ich weiß es, dass alle Frauen uns mehr oder minder knechten, aber in diesem Grad!! Der alte Geck, der in mir schon erstorben sein sollte, empört sich noch heute dagegen! Ach! Ich empfand nicht mehr das Glück über meine Uniform! Wenn ich meinen Tagesdienst gethan hatte, nach dem Exercieren oder der Parade, gieng ich rasch nach Hause, aber nicht mehr um Stöße von Memoiren und Romanen zu lesen, meiner einzigen Lectüre zu jener Zeit. Ich gieng nicht mehr zu Louis de Meung. Ich berührte kein Fleuret. Ich

hatte auch nicht den Trost des Rauchens, das die Nerven beschwichtigt, wenn einen die Unruhe verzehrt, und den Ihr habt, Ihr jungen Leute der Generation, die nach mir gekommen ist. Man rauchte damals nicht bei den Siebenundzwanzigern; außer höchstens, wenn man unter sich in der Wachstube war und auf der Trommel Karten spielte . . . So verblieb ich denn in körperlicher Unthätigkeit, von Verlangen verzehrt, auf dem Sofa liegen, von dem nicht mehr die köstliche Kühle ausgieng, die mir in jenem Zimmer von sechs Fuß im Geviert so lieb gewesen war, in dem ich nun umherrannte wie ein junger Löwe im Käfig, wenn er frisches Fleisch daneben wittert. Und war es am Tag so, so war es einen großen Theil der Nacht auch nicht besser. Ich gieng spät zu Bett. Ich schlief nicht mehr. Sie hielt mich wach, jene verdammte Alberte, die mir die Hölle in den Adern entzündet hatte und dann davongegangen war wie der Brandstifter, der nicht einmal den Kopf wendet, um das Feuer hinter sich flammen zu sehen! Ich ließ, so wie am heutigen Abend,« — hiebei fuhr der Vicomte mit seinem Handschuh über die Scheibe des Wagenfensters, um den Dunst wegzuwischen, der dort herabzuträufeln begann — »denselben carminrothen Vorhang an jenem selben Fenster herab, das damals ebensowenig Fensterläden hatte wie heute, damit die Nachbarn, die in der Provinz noch neugieriger sind als sonstwo, mir nicht ins Zimmer hineinschauen. Es war ein Zimmer im Stil jener Zeit, ein Em-

pirezimmer mit kleingemustertem Parket, ohne Teppich, und kirschholzenen Möbeln mit bronzenen Beschlägen; das Bett hatte Sphinxköpfe an den vier Ecken und Löwenklauen an den vier Füßen; an allen Laden der Commode und des Schreibtisches waren Löwenköpfe, die messingene Ringe in den grünlichen Rachen trugen, an denen man zog, wenn man öffnen wollte. Ein viereckiger Tisch aus etwas rosigerem Kirschholz als das übrige Möbel, mit einer grauen Marmorplatte und messingenen Verzierungen, stand dem Bett gegenüber am Pfeiler zwischen dem Fenster und der Thür eines großen Ankleidecabinets. Dem Kamin gegenüber war das große dunkelblaue Ledersofa, von dem ich Ihnen schon so viel erzählt . . . In allen Ecken dieses sehr hohen und geräumigen Zimmers befanden sich Eckétagèren aus imitiertem chinesischen Lack, und auf einer derselben erblickte man die aus der schwarzen Ecke weiß herausragende geheimnisvolle Büste der Niobe nach der Antike, was bei diesen Spießbürgern ein wenig überraschte. Aber war denn jene unbegreifliche Alberte nicht noch viel überraschender! Die getäfelten und mit gelblichweißer Ölfarbe gestrichenen Wände trugen weder Bilder noch Kupferstiche. Nur meine Waffen hatte ich dort angebracht, die auf großen vergoldeten Haken ruhten. Als ich diese große »Bude« gemietet hatte, wie mein Freund Louis de Meung sich elegant ausdrückte, hatte ich einen großen, runden Tisch in die Mitte stellen lassen, den ich mit militärischen Karten,

mit Büchern und Schriften bedeckte; das war mein Schreibtisch. Dort schrieb ich, wenn ich zu schreiben hatte . . .

»Nun denn! Eines Abends, oder besser eines Nachts hatte ich das Sofa an diesen großen Tisch herangerückt und zeichnete dort bei der Lampe, nicht um mich von dem einzigen Gedanken, der mich seit Monaten beherrschte, abzulenken, sondern um mich noch mehr darein zu versenken, denn es war der Kopf jener räthselhaften Alberte, den ich zeichnete, es war das Gesicht dieses verteufelten Frauenzimmers, von dem ich besessen war, wie man nach Aussage der Betbrüder vom Teufel besessen ist. Es war spät. Die Straße, auf der, wie heute noch, jede Nacht zwei Posten in entgegengesetzter Richtung verkehrten, die eine um dreiviertel auf eins, die andere um halb drei Uhr morgens, und die beide am »Hotel zur Post« anhielten, um umzuspannen, die Straße war so still wie der Grund eines Brunnens. Man hätte eine Fliege surren gehört; aber wenn es zufällig eine solche in meinem Zimmer gab, so schlummerte sie gewiss in einer Ecke des Fensters oder in einer Falte des Vorhanges aus schwerer gerippter Seide, den ich von seinem Träger losgemacht hatte, und der senkrecht und regungslos vor dem Fenster herabhieng. Das einzige Geräusch inmitten der tiefen und vollständigen Stille um mich her verursachte ich selber mit meinem Bleistift und meinem Wischer. Ja, sie war es, die ich zeichnete und Gott weiß mit wie zärt-

lich liebkosender Hand und flammendem Eifer! Da plötzlich, ohne irgend ein Knarren des Schlosses, das mich aufmerksam gemacht hätte, öffnete sich die Thür mit jenem quietschenden Laut, wie ihn vertrocknete Angeln von sich geben, und blieb dann halb offen, wie erschrocken über den Ton, den sie losgelassen! Ich blickte auf und glaubte, ich hätte die Thüre schlecht verschlossen, und dass sie nun plötzlich von selber aufsprang und im Aufgehen einen klagenden Ton von sich gab, der wohl geeignet war, die einsam Wachenden zu durchschauern und die Schlafenden zu wecken. Ich stand auf, um sie zuzumachen, aber die halb offene Thür wurde weiter geöffnet, mit aller Vorsicht zwar, aber sie begann doch wieder jenen klagenden Ton auszustoßen, der wie ein Stöhnen durch das stille Haus klang, und als sie endlich ganz geöffnet war, erblickte ich Alberte! — Alberte, die trotz aller Vorsicht einer ungeheueren Angst doch nicht vermocht hatte, diese verdammte Thür am Quietschen zu verhindern!

»Himmelkreuzdonnerwetter! Die, welche daran glauben, sprechen von Gespenstererscheinungen! Aber keine noch so überirdische Erscheinung hätte mich so überrascht, mir so einen Schlag ins Herz versetzt, wie ich ihn verspürte, und der sich in wahnsinniges Herzklopfen verwandelte, als ich aus jener offenen Thür Alberte auf mich zukommen sah, voll Schrecken über den Lärm, den diese Thüre beim Öffnen hervorgebracht hatte, und der sich wiederholen würde, sobald

sie sie schloss! Sie müssen immer bedenken, dass ich noch nicht achtzehn Jahre alt war! Sie erkannte vielleicht mein Entsetzen über das ihre: mittels einer energischen Bewegung verhinderte sie den Schrei der Überraschung, der mir vielleicht entfahren mochte, der mir ohne diese Bewegung sicherlich entfahren wäre. Sie schloss die Thüre, nicht mehr langsam, da das ein Quietschen verursachte, sondern rasch, um das Knarren der Angeln zu vermeiden, welches sie dadurch jedoch nicht vermied, sondern das noch entschiedener, schärfer, schrill und in einem Zuge losbrach. Nachdem sie die Thüre geschlossen, legte sie das Ohr daran und horchte, ob kein anderes, noch schrecklicheres und bedrohlicheres Geräusch als Antwort ertönte . . . Ich glaubte sie wanken zu sehen . . . Ich sprang herzu und hielt sie bald in meinen Armen.«

»Die geht aber ordentlich drauf los, Ihre Alberte!« sagte ich.

»Sie glauben vielleicht,« fuhr der Vicomte fort, als habe er meine spöttische Bemerkung nicht vernommen, »dass sie mir in die Arme sank vor Schrecken, vor Leidenschaft, kopflos wie ein Mädchen, das man verfolgt, oder das man verfolgen könnte, das nicht mehr weiß, was es thut, indem es die ärgste aller Tollheiten begeht und sich jenem Dämon überlässt, der, wie man sagt, in allen Frauen lebt, und der immer herrschen würde, wenn nicht zwei andere Dämonen in ihnen — die Feigheit und die Scham — ihm entgegenarbeiten würden. Nun denn. Es war

durchaus nicht so. Sie würden sich irren, wenn Sie das glaubten . . . Sie hatte durchaus nicht jene gewöhnliche und freche Angst. Weit eher war sie es, die mich in ihre Arme nahm, als dass ich sie umarmte . . . Im ersten Augenblick hatte sie wohl das Gesicht an meiner Brust versteckt, aber bald erhob sie es wieder, und sah mich mit weit offenen Augen an, mit riesigen Augen, wie um zu sehen, ob ich es denn auch wirklich sei, den sie so in ihren Armen hielt. Sie war entsetzlich blass, so blass wie ich sie noch nie gesehen; aber ihre herzogliche Miene war unverändert. Sie hatte immer noch die Festigkeit und Unbeweglichkeit einer antiken Münze. Nur um ihren Mund mit den leicht aufgeworfenen Lippen irrte ein sonderbarer Zug der Verwirrung, die nicht die der Liebesseligkeit war. Und diese Verwirrung hatte etwas so Düsteres in diesem Augenblick, dass ich, um sie nicht zu sehen, auf ihre Lippen einen Kuss triumphierenden Verlangens drückte. Der Mund öffnete sich halb, aber die schwarzen, tiefdunkeln Augen, deren lange Wimpern in jenem Augenblick beinahe die meinigen berührten, schlossen sich nicht, erbebten nicht einmal; aber ganz auf ihrem Grunde, wie um den Mund, sah ich den Wahnsinn irren. Umklammert von meinen Küssen, und wie emporgehoben von meinen Lippen, die die ihrigen durchdrangen, trug ich sie, immer noch an mich gepresst, auf das blaue Ledersofa — den Rost des heiligen Laurentius für mich, während der letzten Wochen, wo ich mich mit dem Gedanken

an sie darauf herumgewälzt hatte! Sie hatte beim Kommen — werden Sie es glauben? — das Zimmer passieren müssen, in dem ihre Eltern schliefen! Tastend hatte sie es durchschritten, die Hände vorgestreckt, um nicht an ein Möbel anzustoßen, das sie durch sein Gepolter aufwecken konnte.«

»Ah!« sagte ich, »man kann auf der Schanze nicht tapferer sein! Sie war würdig, die Geliebte eines Soldaten zu werden.«

»Und sie wurde es,« fuhr der Vicomte fort. »Sie war ebenso leidenschaftlich wie ich, und Sie dürfen mir glauben, dass ich es war! Aber gleichviel . . . Die Rache blieb nicht aus. Weder sie noch ich vermochten, auch in den Augenblicken der höchsten Verzückung jemals die entsetzliche Situation zu vergessen, die sie uns beiden schuf. Im Schoße des Glückes, das sie mir brachte, und für sich suchen kam, war sie wie betäubt über ihre That, die sie doch mit so festem Willen, so eigensinnigem Eifer begieng. Ich wunderte mich nicht darüber. Ich selber war nicht weniger betäubt. Ich hatte, wenn ich es ihr auch nicht sagte und nicht zeigte, die tödtlichste Angst im Herzen, indes sie mich zum Ersticken an das ihrige presste. Zwischen ihren Seufzern, ihren Küssen, inmitten der schauerlichen Ruhe dieses schlafenden, vertrauensseligen Hauses, horchte ich immer nur auf ein Entsetzliches: Ob nicht ihre Mutter erwacht war, nicht ihr Vater daher kam. Und selbst über ihre Schulter weg schaute ich, ob diese Thüre, deren Schlüssel sie aus

Angst vor dem Geräusch nicht umgedreht hatte, sich nicht etwa auf's neue öffnen und die beiden bleichen entrüsteten Medusenhäupter zeigen würde, ob nicht jene beiden alten Leute, die wir mit so kühner Feigheit betrogen, plötzlich aus dem Dunkel emportauchten, als die Bilder der strafenden Gerechtigkeit und des verletzten Gastrechtes . . . Mein Herz schlug an dem ihren, das mir dessen Schläge zurückzusenden schien. Es war das berauschend und ernüchternd zugleich, aber es war entsetzlich.

»Allmählich gewöhnte ich mich daran. Infolge der straflosen Wiederholung jener namenlosen Unvorsichtigkeit wurde ich ruhig. Infolge der fortgesetzten Gefahr, entdeckt zu werden, in der wir lebten, stumpfte ich mich dagegen ab. Ich dachte nicht mehr daran, ich dachte nur noch daran, glücklich zu sein. Seit jener ersten furchtbaren Nacht, die sie von den weiteren hätte abschrecken sollen, hatte Alberte beschlossen, jede zweite Nacht zu mir zu kommen, da ich nicht zu ihr kommen konnte, denn ihr Mädchenzimmer hatte keinen anderen Ausgang, als den in das Schlafzimmer ihrer Eltern, und sie kam regelmäßig jede zweite Nacht; aber nie ohne die Empfindung, das Entsetzen jenes ersten Males. Die Zeit übte auf sie nicht jene Wirkung, die sie auf mich ausübte. Sie stählte sich nicht gegen die Gefahr, der sie jede Nacht Trotz bot. Immer blieb sie, selbst in meinen Armen noch, schweigsam, und sprach kaum mit Worten zu mir; und als ich mich späterhin, infolge der oft gewagten und

siegreich bestandenen Gefahr, zu beruhigen begann und zu ihr sprach, wie man zu seiner Geliebten spricht, von dem, was bereits zwischen uns vorgegangen war, von jener unbegreiflichen und doch lügenhaften Kälte — da ich sie ja in meinen Armen hielt! — die auf ihre erste Kühnheit gefolgt war; als ich endlich all jene unersättlichen »Warum« der Liebe, die vielleicht im Grunde nichts anderes als eine Neugier ist, an sie richtete, da antwortete sie mir immer nur durch lange Umarmungen. Ihr trauriger Mund blieb ganz stumm — außer in Küssen!

»Es gibt Frauen, die zu einem sagen: »Ich richte mich um Deinetwillen zugrunde«; es gibt andere, die zu einem sagen: »Du wirst mich gewiss verachten«; es sind das verschiedene Formen, um das Verhängnis der Liebe auszudrücken. Aber sie! Sie sprach kein Wort . . . Sonderbare Art! Noch sonderbareres Wesen! Sie machte mir den Eindruck eines dichten und harten Marmordeckels, unter dem ein Feuer lodert. Ich dachte immer, dass ein Augenblick kommen würde, wo sich der Marmor unter der glühenden Hitze endlich spalten müsse, aber der Marmor verlor nie seine starre Undurchdringlichkeit. In den Nächten, wo sie kam, war sie weder zutraulicher noch gesprächiger, und es war — ich erlaube mir hier ein ecclesiastisches Wort anzuwenden — immer gleich schwer, ihr die Beichte abzunehmen, wie in jener ersten Nacht, wo sie gekommen war. Ich brachte nicht mehr aus ihr heraus . . . Höchstens ein Ja oder

Nein, das meine Hartnäckigkeit jenen schönen Lippen entrang, in die ich umso vernarrter war, wenn ich sie während des Tages kalt und gleichgiltig gesehen hatte, und noch dazu ein Ja oder Nein, das nicht viel Licht über das Wesen dieses Mädchens verbreitete, das mir räthselhafter erschien als alle Sphinxe miteinander, deren Bild sich rings um mich her, in diesem Empirezimmer, vervielfältigte.«

»Aber, Herr Hauptmann,« unterbrach ich ihn noch einmal, »all das musste doch wohl ein Ende haben? Sie sind ein kluger Mann, und die Sphinxe sind Fabelwesen. Es gibt keine im Leben, und Sie mussten doch zum Teufel endlich herausfinden, was diese Gevatterin in ihrem Schoß barg!«

»Ein Ende! O ja! Es gab ein Ende,« sagte der Vicomte de Brassard, und ließ heftig das Wagenfenster herab, als fehle es seiner gewaltigen Brust an Athem, und er bedürfe der frischen Luft, um zu beenden, was er zu erzählen hatte, »aber dieses sonderbaren Mädchens Schoß, wie Sie es bezeichnen, blieb darum nicht weniger verschlossen. Unsere Liebe, unsere Beziehung, unser Verhältnis, nennen Sie es, wie Sie wollen, gab uns, oder eigentlich erregte mir Empfindungen, wie ich sie, glaube ich, seither nie wieder empfunden habe im Verkehr mit Frauen, die ich weit mehr liebte als jene Alberte, die mich vielleicht gar nicht liebte, die ich vielleicht gar nicht liebte!! Ich habe nie recht begriffen, was sie für mich, was ich für sie empfand, und das dauerte über sechs Monate! Alles, was ich während jener

sechs Monate begreifen lernte, war eine Art von Glück, von dem man sonst in der Jugend keine Vorstellung hat. Ich begriff das Glück derer, die sich verstecken. Ich begriff die Freuden der geheimen Verschwörung, die auch ohne Aussicht auf Erfolg Leute zu unverbesserlichen Verschwörern machen würde. Alberte war und blieb am Tisch ihrer Eltern, wie überall, immer die Infantin, die mich am ersten Tag, wo ich sie sah, so sehr überrascht hatte. Ihre neronische Stirn unter den Haaren, die blau vor lauter Schwärze waren, die sich spröde kräuselten und bis auf die Brauen herabfielen, verrieth nichts von den sündigen Nächten, die keine Röthe darüber breiteten. Und ich, der ich mich bemühte, ebenso undurchdringlich zu sein, mich aber sicher zehnmal verrathen hätte, wenn ich es mit schärferen Beobachtern zu thun gehabt hätte, ich schwelgte in meinem Innersten stolz, beinahe wollüstig in dem Gedanken, dass all jene hochmüthige Unnahbarkeit ganz mein war und für mich alle Niedrigkeiten der Leidenschaft hatte, wenn die Leidenschaft überhaupt niedrig sein könnte! Keiner auf Erden, außer uns beiden, wusste das . . . und dieser Gedanke war köstlich! Niemand, selbst mein Freund Louis de Meung nicht, denn seit ich glücklich war, schwieg ich auch ihm gegenüber! Er hatte sicher alles errathen, denn er war ebenso discret wie ich. Er fragte mich nichts. Ich hatte mühelos unseren früheren gewohnten Verkehr wieder aufgenommen, die gemeinsamen Promenaden auf dem

Corso, in kleiner oder großer Uniform, die Kartenpartien, das Fechten und den Punsch! Donnerwetter! Wenn man weiß, dass das Glück in Form eines schönen jungen Mädchens, das sozusagen »rasende Zahnschmerzen« im Herzen hat, jede zweite Nacht regelmäßig auf Besuch zu einem kommt, so verkürzt einem das ordentlich die Tage!«

»Aber die Eltern von Ihrer Alberte müssen rein wie die Siebenschläfer geschlafen haben!« meinte ich spöttisch, indem ich die Betrachtungen des einstigen Dandys durch ein Scherzwort unterbrach, um mir den Anschein zu geben, als packe mich seine Geschichte, die mich gewaltig packte, nicht gar so sonderlich, denn einem Dandy gegenüber vermag einen nur der Spott ein wenig in Respect zu setzen.

»Sie glauben also, dass ich von der Wahrheit abweichende Erzählereffecte suche?« sagte der Vicomte. »Aber ich bin ja kein Romancier! Manchmal kam Alberte auch nicht. Die Thüre, deren geölte Angeln nun sanft wie Watte waren, öffnete sich eine ganze Nacht lang nicht und das geschah dann, wenn ihre Mutter etwas gehört hatte und sie anrief, oder wenn ihr Vater sie erblickte, wie sie tastend durchs Zimmer schlich. Nur fand Alberte mit ihrem eisernen Kopf jedesmal einen Vorwand. Sie war unwohl . . . sie suchte die Zuckerdose im Dunkeln . . . und hatte kein Licht gemacht, um die Eltern nicht aufzuwecken« . . .

»So eiserne Köpfe sind nicht gar so rar, wie

Sie zu glauben scheinen!« unterbrach ich ihn abermals. Ich war unausstehlich. »Ihre Alberte war im Grunde nicht unverfrorener als das junge Mädchen, das jede Nacht im Zimmer seiner schlafenden Großmutter seinen Geliebten empfieng, der durchs Fenster hereinkam und das sich kurzweg auf dem Teppich niederließ . . . Sie kennen ja die Geschichte gewiss so gut wie ich! Eines Abends erwachte die Großmutter von einem allzu heftigen Seufzer, den das Mädchen in seiner Wonne ausstieß, und rief hinter dem Vorhang hervor: »Was ist dir denn, mein Kind?«, worüber diese am Herzen ihres Geliebten beinahe in Ohnmacht fiel; aber dennoch antwortete sie rasch von dort aus: »Großmama, ich suche meine Nähnadel auf dem Teppich und da ist mir mein Mieder so im Wege!«

»Ja, ich kenne die Geschichte,« entgegnete der Vicomte de Brassard, den ich durch diesen Vergleich in seiner Alberte zu demüthigen gedachte. »Das junge Mädchen war, wenn ich mich recht erinnere, eine Guise; sie zog sich aus der Sache, wie es einem Mädchen ihres Namens zukam, aber Sie erzählen nicht, dass sie seit jener Nacht ihrem Geliebten, der, glaube ich, ein Herr von Noiremoutier war, nicht wieder das Fenster öffnete, während Alberte den nächsten Tag nach diesen bösen Zwischenfällen wiederkam und sich aufs neue der überstandenen Gefahr aussetzte, als wäre nichts gewesen. Ich war damals nur ein kleiner Secondelieutenant und noch recht schwach in der Mathematik; aber es

musste jedem, der sich nur ein wenig auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen verstand, klar sein, dass es eines Tages, eines Nachts, zu einer Katastrophe kommen müsse« — — —

»A, ja richtig!« sagte ich, indem ich mich der Worte erinnerte, die seiner Geschichte vorausgegangen waren, »die Katastrophe, durch die Sie, Herr Hauptmann, das Gefühl der Angst kennen lernten.«

»Eben die,« entgegnete er im ernsten Tone, der lebhaft von der frivolen Art abstach, die ich zur Schau trug. »Sie haben es ja gesehen, dass mich Alberte von dem Augenblicke an, wo sie meine Hand unter dem Tisch erfasste, bis zu jenem, wo sie nachts, gleich einem Gespenst, im Rahmen meiner Thür erschien, was Aufregungen betraf, nicht verschont hatte, sie hatte mir jede Form von Schauer, von Entsetzen durch die Seele gejagt; aber es war doch immer nur das Pfeifen der Kugeln, ihr Vorüberbrausen, das man fühlte; man erschauert, aber man geht immer weiter drauf los. Nun aber war es nicht mehr das. Es war Angst, echte, unverfälschte Angst, und zwar nicht mehr für Alberte, nein für mich selber, nur für mich! Was ich damals empfand, das war jenes Gefühl, bei dem das Herz so tief erbleichen muss wie das Gesicht; das war jene Panik, die ganze Regimenter in die Flucht treibt. Ich selber habe mit meinen eigenen Augen das ganze Regiment Chamboran mit verhängtem Zügel in Carrière fliehen gesehen, das heldenmüthige Regiment Chamboran, in

seinem wirren Entsetzen seinen Oberst und seine Officiere mit sich fortreißend! Aber zu jener Zeit hatte ich noch nichts gesehen und erfuhr etwas, was ich für unmöglich hielt.«

»Hören Sie denn ... Es war in einer Nacht — bei dem Leben, das wir führten, konnte es ja nur in einer Nacht sein! — einer langen Winternacht. Ich sage nicht, dass es eine unserer ruhigsten Nächte war. Unsere Nächte waren alle ruhig. Sie waren es geworden, weil wir so glücklich waren. Wir schliefen auf dieser geladenen Kanone. Wir fühlten nicht die mindeste Besorgnis auf dieser Säbelklinge, die über einen Abgrund gelegt war, wie die Höllenbrücke der Türken! Alberte war früher als sonst gekommen, um länger zu bleiben. Wenn sie so kam, galt meine erste Liebkosung, meine erste Zärtlichkeit ihren Füßen, den Füßen, die nun nicht mehr die grünen oder hortensienfarbigen Pantoffeln trugen, ihre Koketterie und mein Entzücken, sondern, um keinen Lärm zu machen, nackt waren und erstarrt von der Kälte der Steinfließen, über die sie auf dem Gang geschritten war, der vom Zimmer ihrer Eltern zu meinem Zimmer führte, das am andern Ende des Hauses lag. Ich erwärmte sie, diese um meinetwillen erstarrten Füße, die vielleicht um meinetwillen, wie sie so aus dem warmen Bett auf die kalten Steine kamen, irgend eine entsetzliche Krankheit sich zuzogen .... Alberte war diese Nacht stummer denn je in ihrer Zärtlichkeit. Ihre Umarmungen waren von jener Heftigkeit, jener völligen Hingabe, die für

mich eine Sprache war, und eine so ausdrucksvolle Sprache, dass, wenn auch ich immerwährend zu ihr sprach, ihr von all meinen Tollheiten, all meiner Trunkenheit erzählte, ich doch nicht mehr von ihr verlangte, sie möge zu mir sprechen, mir antworten . . Aber plötzlich war es mir, als wäre die Kälte aus Albertens Füßen bis in ihre Lippen gestiegen . . . Als ich diese entsetzliche Kälte fühlte, richtete ich mich halb auf, um sie genauer anzusehen. Ich entriss mich hastig ihren Armen, deren einer schlaff auf sie fiel, indes der andere vom Sofa, auf dem sie lag, zum Boden herabhieng. Bestürzt, aber immer noch klar, legte ich ihr die Hand aufs Herz . . Es war nichts zu spüren! kein Pulsschlag am Handgelenk, an den Schläfen, an den Hauptschlagadern — nirgends was zu spüren als der Tod, der sich bereits überall in seiner entsetzlichen Starrheit fühlbar machte.

»Ich war des Todes gewiss und wollte nicht daran glauben! Der menschliche Kopf hat oft so thörichte Wünsche, den klarsten Thatsachen und Fügungen zum Trotz. Alberte war gestorben. Woran? . . . Ich wusste es nicht. Ich war kein Arzt. Aber sie war todt; und obwohl es mir sonnenklar war, dass alles, was ich thun könnte, fruchtlos sei, that ich doch alles, was mir so verzweifelt fruchtlos schien. In meiner absoluten Unkenntnis etwaiger Mittel, Instrumente, Proceduren, goss ich alle Fläschchen meines Toilettentisches über ihre Stirn. Ich schlug ihr heftig in die Hände, auf die Gefahr hin, Lärm zu machen

in diesem Haus, wo das leiseste Geräusch uns sonst erzittern machte. Ich hatte von meinem Onkel, der Escadronschef bei den Vierer-Dragonern war, gehört, dass er einst einen Kameraden von einem Schlaganfall errettet hatte, indem er ihm rasch mit einem jener »Schröpfer« zur Ader ließ, deren man sich bedient, um die Pferde zu schröpfen. Ich hatte eine Menge Waffen in meinem Zimmer. Ich nahm einen Dolch und bearbeitete Albertens Arm am Aderlass. Ich misshandelte diesen herrlichen Arm, aus dem das Blut nicht einmal quoll. Einige Tropfen gerannen. Es war gestockt. Nichts vermochte diesen Körper zu beleben, der unter meinen Lippen zum Leichnam geworden war . . . Und da auf einmal befiel mich ein Gedanke, der mir früher, in dem Chaos, in das Albertens plötzlicher Tod mich versetzt hatte, nicht gekommen war . . . und da kam mir die Angst! O — aber eine Angst! . . . eine ungeheure Angst! Alberte war bei mir gestorben, und ihr Tod sagte alles. Was würde aus mir werden? Was war zu thun? . . Bei diesem Gedanken fühlte ich die Hand, die körperliche Hand dieser scheußlichen Angst in meinen Haaren, die zu Nadeln wurden! Ich versuchte vergeblich anzukämpfen gegen dies beschämende Gefühl . . Ich sagte mir, dass man besonnen bleiben müsse . . dass ich doch schließlich ein Mann sei . . dass ich Soldat sei. Ich vergrub den Kopf in die Hände, und indes das Hirn sich mir im Schädel drehte, bemühte ich mich, über die entsetzliche Lage nachzudenken,

in die ich gerathen war, und die Gedanken festzuhalten, die mir grausam das Gehirn wie einen Kreisel peitschten und die alle nach der Reihe an dem Leichnam zerschellten, der da vor mir lag; dem regungslosen Körper jener Alberte, die nun nicht wieder in ihr Zimmer zurück konnte und die ihre Mutter am nächsten Morgen todt und entehrt im »Zimmer des Officiers« finden würde! Der Gedanke an diese Mutter, der ich vielleicht die Tochter getödtet hatte, indem ich sie entehrte, fiel mir noch schwerer aufs Herz als der Leichnam selber. Der Tod ließ sich nicht verheimlichen, aber ließ sich die Entehrung, die durch die Anwesenheit jenes Leichnams in meinem Zimmer bewiesen wurde, nicht doch vielleicht verbergen? . . . Das war die Frage, die ich mir stellte, der feste Punkt, auf den sich meine Gedanken richteten. Die Schwierigkeit wuchs, je mehr ich sie betrachtete, und nahm endlich die Dimensionen einer ausgesprochenen Unmöglichkeit an. Stellenweise schien Albertens Leiche — eine entsetzliche Zwangsvorstellung! — das ganze Zimmer auszufüllen und nicht mehr hinaus zu können. Ja! Wäre ihr Zimmer nicht hinter dem Schlafzimmer ihrer Eltern gelegen, dann hätte ich sie auf jede Gefahr in ihr Zimmer zurückgetragen. Aber konnte ich mit ihrem todten Körper auf den Armen das thun, was sie, die Lebende, so unvorsichtigerweise gethan hatte, und mich in ein Zimmer wagen, das ich nicht kannte, in das ich nie gekommen war, und wo mit dem leisen Schlaf alter Leute der Vater und

die Mutter der Unglücklichen schliefen? . . Und doch war mein Kopf in einer solchen Verfassung, die Angst vor dem nächsten Morgen und dem Leichnam in meinem Zimmer peitschte mich so wüthend, dass der Gedanke, das Wagnis, der Wahnsinn, Alberte in ihr Zimmer zurückzutragen, sich meiner bemächtigte, als das einzige Mittel, die Ehre des armen Mädchens zu retten und mir die Vorwürfe des Vaters und der Mutter zu ersparen, kurz, mich aus dieser schmählichen Lage zu befreien. Werden Sie es glauben? Ich kann es selber kaum glauben, wenn ich daran denke. Ich hatte die Kraft, Albertens Leiche zu fassen und, indem ich sie bei den Armen nahm, auf meine Schultern zu laden. Entsetzlicher Mantel, weit schwerer, das dürfen Sie mir glauben, als der Mantel der Verdammten in Dantes Hölle! Man muss ihn so wie ich getragen haben, diesen Mantel eines Körpers, der mir vor kaum einer Stunde das Blut vor Verlangen zum Sieden brachte und der mich nun erstarren machte! . . Man muss ihn getragen haben, um zu wissen, was das heißen will! Ich öffnete, mit dieser Last beladen, meine Thür, und bloßfüßig wie sie, um weniger Lärm zu machen, betrat ich den Gang, der zum Zimmer ihrer Eltern führte, und dessen Thür am andern Ende lag, bei jedem Schritt meiner versagenden Füße innehaltend, um auf die Stille des nächtlichen Hauses zu horchen, die ich schon nicht mehr vernahm, weil mein Herz so heftig schlug! Es war ein langer Weg. Es regte sich nichts . . Ein Schritt

folgte dem andern . . Nur wie ich bei der Zimmerthür ihrer Eltern ankam, die ich durchschreiten musste und die sie beim Kommen nicht ganz geschlossen hatte, um sie auf dem Rückweg nur angelehnt zu finden, und als ich das ruhige, langgezogene Athmen der beiden armen, alten Leute vernahm, die so vertrauensselig schliefen, da wagte ich es nicht mehr! . . Ich wagte nicht die finstere Schwelle zu überschreiten, hinter der das Dunkel gähnte . . Ich wich zurück; ich floh beinah mit meiner Last! Von immer ärgerem Entsetzen gepackt, kam ich in mein Zimmer zurück. Ich legte Albertens Körper wieder auf das Sofa, und neben ihr auf die Knie gekauert begann ich aufs neue flehend zu fragen: »Was thun? Was beginnen?« . . In dem völligen Zusammenbruch, der sich in mir vollzog, durchzuckte mich der hirnverbrannte und entsetzliche Gedanke, die Leiche dieses schönen Mädchens, das ein halbes Jahr lang meine Geliebte gewesen war, zum Fenster hinauszuwerfen. Verachten Sie mich! Ich öffnete das Fenster . . ich schob den Vorhang, den Sie hier sehen, zur Seite . . ich blickte hinab in den schwarzen Schlund, auf dessen Grund die Straße lag, denn es war sehr dunkel in jener Nacht. Man sah das Pflaster nicht. Man wird an einen Selbstmord glauben, dachte ich, und wieder nahm ich Alberte, hob sie auf . .

»Aber da durchzuckte ein Blitz gesunden Menschenverstandes den Wahnsinn! »Von wo aus sollte sie sich getödtet haben? Von wo soll sie

sich herabgestürzt haben, wenn man sie morgen früh unter meinem Fenster findet?« . . . fragte ich mich. Die Unmöglichkeit dessen, was ich thun wollte, schlug mir ins Gesicht. Ich schloss das Fenster, das in seinen Angeln knirschte. Ich zog den Fenstervorhang zu, mehr todt als lebendig von all den Geräuschen, die ich machte. Übrigens, durchs Fenster, auf der Stiege, im Corridor, wo immer ich den ewig anklagenden Leichnam hinabstürzen oder niederlegen mochte, es war eine unnütze Entweihung! Die Prüfung des Leichnams würde alles verrathen, und die so grausam geöffneten Augen einer Mutter würden alles sehen, was der Arzt oder der Richter ihr verbergen möchten . . . Was ich empfand, war unerträglich, und der Gedanke, dem allen durch einen Pistolenschuss ein Ende zu machen, durchfuhr mich in diesem feigen Zustand der »Demoralisation« (ein Wort des Kaisers, das ich später verstehen lernte!), wie ich meine Waffen an der Wand blinken sah. Aber, was lässt sich da sagen? . . . Ich will ehrlich sein: ich war siebzehn Jahre alt und ich liebte . . . meinen Säbel. Ich war Soldat aus Passion und Familientradition. Ich war nie im Feuer gewesen und ich wollte eine Schlacht sehen. Ich hatte militärischen Ehrgeiz. Beim Regiment spotteten wir über den Werther, einen Romanhelden jener Zeit, der uns Officieren sehr kläglich schien! Aber der Gedanke, der mich daran verhinderte, mich durch den Tod der schmählichen Angst, die mich noch immer gepackt hielt, zu entziehen,

brachte mich auf einen anderen, der mir eine wahre Erleuchtung schien in der Sackgasse, in der ich mich herumschlug, ohne einen Ausweg zu finden! »Wie wäre es, wenn ich zum Oberst gienge?« sagte ich mir. Der Oberst, das ist der Vater beim Militär, und ich zog mich an, wie man sich anzieht, wenn Alarm geschlagen wird, im Handumdrehen . . . Ich nahm meine Pistolen aus militärischer Vorsicht. Wer weiß, was geschehen konnte? . . . Ich küsste ein letztesmal, mit der Empfindung, die man mit siebzehn Jahren hat — und man ist immer sentimental mit siebzehn Jahren — den stummen Mund der schönen, dahingeschiedenen Alberte, deren Mund immer stumm gewesen war und die mich seit einem halben Jahr mit ihrer berauschendsten Gunst überhäuft hatte . . . Auf den Zehen schlich ich die Treppe dieses Hauses hinab, in dem ich den Tod zurückließ . . . Keuchend, wie einer, der durchgeht, brauchte ich eine Stunde dazu (wenigstens schien es mir eine Stunde!), das Thor aufzuriegeln und den großen Schlüssel im Schloss umzudrehen, und nachdem ich es mit der Vorsicht eines Diebes wieder geschlossen hatte, rannte ich wie ein Flüchtling zu meinem Oberst.

Ich riss an der Glocke, als ob es brennen möchte. Ich schmetterte gleich einer Trompete, als stünde der Feind im Begriff, die Fahne des Regiments zu entführen. Ich rannte alles über den Haufen, sogar die Ordonnanz, die mich verhindern wollte, um diese Stunde in das Zimmer

ihres Herrn einzudringen, und nachdem der Oberst durch den Höllenlärm, den ich machte, aufgeweckt war, bekannte ich ihm alles. Ich beichtete in einem Zuge, gründlich, hastig und schneidig, denn die Zeit drängte, und beschwor ihn, mich zu retten.

Er war ein ganzer Mann, der Oberst! Er übersah mit einem Blick, in welch fürchterlichem Abgrund ich mich herumschlug ... Er hatte Mitleid mit dem jüngsten von »seinen Kindern«, wie er mich nannte, und ich glaube, dass mein Zustand wirklich angethan war, Mitleid zu erregen! Er sagte mir mit dem französischesten aller Kernsprüche, dass ich mich vor allem sofort aus dem Staub machen müsse, und dass er alles auf sich nehmen würde ... dass er die Eltern aufsuchen werde, sobald ich fort wäre, aber dass ich fort müsste, gleich mit der Post, die in zehn Minuten am »Hotel zur Post« umspannen würde, eine Stadt erreichen, die er mir nannte und wohin er mir schreiben wollte. Er gab mir Geld, denn ich hatte vergessen, welches zu mir zu stecken, drückte mir herzlich seinen grauen Schnauzbart auf die Wangen, und zehn Minuten nach dieser Unterredung kletterte ich (es gab sonst keinen Platz) auf die Imperiale des Postwagens, der damals genau so verkehrte, wie der, in dem wir uns gegenwärtig befinden, und fuhr im Galopp an dem Fenster des düstern Zimmers, in dem ich Alberte todt zurückgelassen hatte, vorbei, das ebenso beleuchtet war wie am heutigen Abend! Sie können sich

vorstellen, welchen Blick ich zu ihm emporsandte.«

Der Vicomte de Brassard brach ab; seine kräftige Stimme war ein wenig umflort. Ich dachte nicht mehr daran, zu scherzen. Das Schweigen dauerte aber nicht lange zwischen uns.

»Und dann?« fragte ich.

»Nun dann! Denken Sie sich,« antwortete er, »es gab kein Dann! Das hat mich in meiner verzweifelten Neugier lange gequält. Ich befolgte blindlings die Instructionen des Obersten. Ich wartete voll Ungeduld auf einen Brief, der mir sagen sollte, was er unternommen hatte, und was nach meiner Abreise geschehen war. Ich wartete ungefähr einen Monat; aber was ich am Ende dieses Monats empfieng, das war das Commando, das Corps zu wechseln. Ich erhielt den Befehl, bei den 35ern einzurücken, die ins Feld ziehen sollten. Ich musste innerhalb vierundzwanzig Stunden zu dem neuen Corps stoßen, dem ich zugetheilt war. Die ungeheure Abwechslung einer Campagne, und noch dazu der ersten! Die Schlachten, die ich mitmachte, die Strapazen und auch die Liebesabenteuer, die jenem ersten folgten, hielten mich davon ab, an den Oberst zu schreiben, lenkten mich von der grausamen Erinnerung an das Erlebnis mit Alberte ab, ohne sie doch ganz auszulöschen. Ich habe sie bewahrt wie eine Kugel, die sich nicht herausziehen lässt . . . Ich sagte mir, dass ich schon eines Tages dem

Oberst begegnen und von ihm endlich erfahren würde, was ich zu wissen wünschte, aber der Oberst fiel an der Spitze seines Regiments bei Leipzig . . . Louis de Meung hatte sich gleichfalls einen Monat früher todtschießen lassen« . . .

»Es ist recht verächtlich,« fügte der Hauptmann hinzu, »aber auch in der stärksten Seele schläft alles ein und vielleicht gerade deshalb, weil sie die stärkste ist . . . Allmählich verließ mich die verzehrende Neugier zu erfahren, was nach meiner Abreise geschehen war. Ich hätte seit vielen Jahren, verändert wie ich bin, unerkannt in diese kleine Stadt kommen und wenigstens erfahren können, was man wusste, was von meinem tragischen Erlebnis in die Öffentlichkeit gedrungen war. Aber irgend etwas, das sicherlich nicht die Scheu vor der öffentlichen Meinung war, auf die ich mein ganzes Leben gepfiffen habe, etwas, das jener Angst verwandt war, die ich nicht ein zweitesmal fühlten wollte, hielt mich immer davon ab.«

Wieder schwieg er, dieser Dandy, der mir ohne die geringste Prahlerei eine Geschichte von so trauriger Thatsächlichkeit erzählt hatte. Ich versank in Träumen unter dem Eindruck dieser Geschichte und erkannte, dass der glänzende Vicomte de Brassard, die stolze, üppige Blüte der Dandys, der famose Zecher, der seinen »Claret« auf englische Manier trank, wie so mancher andere, weit tiefer war, als es den Anschein hatte. Das Wort kam mir wieder in den Sinn, das er zu Anfang seiner Erzählung ge-

äußert hatte, von dem »schwarzen Mal«, das während seines ganzen Lebens all seine Liebesfreuden getrübt . . . als er mich plötzlich zu meiner noch größeren Überraschung heftig am Arm fasste:

»Da,« sagte er, »schauen Sie sich einmal den Vorhang an!«

Der Schatten einer schlanken Frauengestalt war scharf umrissen darauf vorübergeglitten.

»Albertes Schatten!« sagte der Vicomte. »Der Zufall ist heute Abend gar zu boshaft,« fügte er bitter hinzu.

Das Fenster oben zeigte schon wieder sein leeres, rothes, leuchtendes Viereck. Aber der Schmied, der, während der Vicomte erzählte, an seiner Mutterschraube gearbeitet hatte, war inzwischen fertig geworden. Die Pferde des Vorspanns standen bereit und schlugen, mit den Hufen scharrend, Funken. Der Postillon, die Pelzmütze über den Ohren, das Horn zwischen den Zähnen, ergriff die Zügel und schwang sich auf den Bock, und von seinem hohen Sitz am Dach der Kutsche rief er mit heller Stimme in die Nacht hinaus das Commandowort:

»Vorwärts!«

Und wir fuhren ab und waren bald vorüber an dem geheimnisvollen Fenster, das ich immer noch in meinen Träumen sehe, mit seinem rothen Vorhang.

# DON JUANS
# SCHÖNSTES LIEBESABENTEUER.

# Don Juans
# schönstes Liebesabenteuer.

*Der beste Schmaus für den Teufel*
*ist eine Unschuld.*

## I.

»Er lebt also noch immer, der alte Sünder?«

»Ich will's meinen, dass er lebt! Und durch den Willen Gottes, gnädige Frau,« fügte ich, mich verbessernd, hinzu, denn ich erinnerte mich, dass sie sehr fromm ist — und noch zur Pfarre von Sainte-Clotilde, dem Sprengel der Herzöge, gehört! — »Le roi est mort, vive le roi!« sagte man unter der früheren Monarchie, ehe dies alte Sèvres-Porzellan in die Brüche gieng. Don Juan ist ein Monarch, der sich, allen Demokratien zum Trotz, nicht zertrümmern lässt.«

»In der That, der Teufel ist unsterblich!« gab sie sich gleichsam selber zur Antwort.

»Er hat sogar . . . . .«

»Wer? . . . Der Teufel? . . .«

»Nein, Don Juan, vor drei Tagen ein flottes Souper mitgemacht . . . . Rathen Sie wo?« . . . .

»Gewiss in Eurer abscheulichen Maison d' Or.«

»O Pfui! gnädige Frau! Dort geht Don Juan nicht mehr hin. Dort gibt es keine Bissen, die seiner Hoheit munden. Unser hochmögender Don Juan war immer ein wenig von der Art des berühmten Mönches Arnold von Brescia, der sich, wie die Chroniken berichten, nur vom Blute der Seelen nährte. Damit liebt er es seinen Champagner rosig zu färben, und das findet man schon lang nicht mehr in den Cocotten-Restaurants.«

»Es wird sich zeigen,« fieng sie spöttisch wieder an, »dass er im Benedictiner-Kloster soupiert hat, mit den Damen« . . .

»Von der ewigen Anbetung, ganz richtig, gnädige Frau! Denn die Vergötterung, die er einmal eingeflößt hat, dieser Teufelskerl! scheint mir von ewiger Dauer zu sein!«

»Für einen Katholiken finde ich Sie recht unehrerbietig,« entgegnete sie langsam, aber etwas bissig, »und ich bitte Sie, mich mit den Einzelheiten der Soupers mit Ihren nichtsnutzigen Frauenzimmern zu verschonen, wenn das ein von Ihnen erfundenes Mittel sein sollte, mir davon zu berichten, indem Sie mir heute Abend von Don Juan erzählen.«

»Ich erfinde durchaus nichts, gnädige Frau. Die nichtsnutzigen Frauenzimmer — wenn es solche waren, — bei dem hier in Rede stehenden Souper waren leider durchaus nicht die meinigen« —

»Genug, mein Herr!«

»Gestatten Sie mir, bescheiden zu sein. Es waren . . .«

»Die »Mille e tre?« . . . fragte sie neugierig, wieder einlenkend, beinahe liebenswürdig.

»O! nicht alle, gnädige Frau! . . . Nur ein Dutzend. Das ist so schon ganz anständig« . .

»Und unanständig genug,« fügte sie hinzu.

»Übrigens wissen Sie so gut wie ich, dass nicht sehr viel Leute im Boudoir der Gräfin Chiffrevas Platz haben. Es mögen dort große Dinge geschehen sein; aber es ist sehr klein, das Boudoir.«

»Wie?« rief sie überrascht, »also im Boudoir hätte man soupiert?« . . .

»Jawohl, gnädige Frau; in diesem Boudoir. Und warum auch nicht? Man speist doch auch auf dem Schlachtfeld. Man wollte dem Ritter Don Juan ein ganz besonderes Souper geben, und es war seiner würdiger, es auf dem Schauplatz seiner Triumphe zu geben, dort, wo an Stelle der Lorbeeren die Erinnerungen sprießen. Ein hübscher, zarter und wehmüthiger Gedanke! Es war nicht »der Ball der Opfer«; es war ihr Souper.«

»Und Don Juan?« fragte sie, wie Orgon im Stück: »Und Tartufe?« fragt.

»Don Juan hat es sehr gut aufgenommen und sehr gut soupiert,

»Lui tout seul, devant elles!«

in Gestalt von jemand, den Sie sehr gut kennen, und der kein anderer ist als der Graf Jules-Amédée-Hector Ravila de Ravilés.«

»Der! Ja, das ist wirklich der Don Juan,« sagte sie.

Und obwohl sie über das Alter des Schwär-

mens hinaus war, die alte Betschwester mit Krummschnabel und Klauen, fieng sie an vom Grafen Jules-Amédée-Hector zu träumen — jenem Manne von der Dynastie Juan, jener alten, unsterblichen Dynastie, der Gott zwar nicht selber die Welt schenkte, aber doch dem Teufel erlaubte, sie zu schenken.

## II.

Was ich der alten Marquise Guy de Ruy soeben erzählt hatte, war die reine Wahrheit. Vor kaum drei Tagen waren ein Dutzend Frauen aus dem tugendhaften Faubourg Saint-Germain (sie mögen ganz ruhig sein, ich werde sie nicht nennen!), die nach den Berichten der vornehmen Klatschbasen alle zwölf »sehr intim« mit dem Grafen Ravila de Ravilés gewesen waren, auf den sonderbaren Gedanken verfallen, ihm ein Diner zu geben — ihm, als einzigem Herrn — zur Feier von . . . . was? das sagten sie nicht. Es war frech, ein derartiges Souper, aber die Frauen, die, einzeln genommen, oft feig sind, werden in Horden kühn. Vielleicht hätte nicht eine der Gastgeberinnen es gewagt, dem Grafen Jules-Amédée-Hector dies Souper allein, in ihrem Hause anzubieten; aber alle zusammen, und eine die andere stützend, hatten sie keine Angst, die Mesmer'sche Kette um den magnetischen und compromittierenden Grafen Ravila de Ravilés zu bilden . . . . .

»Welch ein Name!«

»Ein schicksalkündender Name, gnädige Frau! . . . . Der Graf Ravila de Ravilés, der, nebenbei gesagt, immer dem Geheiß dieses gebietenden Namens*) gehorcht hatte, war wohl die Incarnation aller Verführer, von denen in Romanen wie in der Geschichte die Rede ist, und sogar die Marquise Guy de Ruy — eine alte Raisonneurin mit blauen, kalten, scharfen Augen, die aber noch immer nicht so scharf wie ihre Zunge und so kalt wie ihr Herz sind — behauptete, dass, wenn einer in unseren Zeiten, wo die Liebesfrage mit jedem Tag an Bedeutung verliert, an Don Juan erinnere, so sei es zweifellos der Graf Ravila! Nur war es leider Don Juan im funften Act. Dem Prinzen von Ligne wollte es nicht in seinen geistvollen Kopf gehen, dass Alcibiades jemals funzig Jahre alt geworden war. Nun denn, auch in diesem Punkt war der Graf Ravila ein Nachfolger des Alcibiades Wie d'Orsay, jener Dandy, der von Michel Angelo in Erz gegossen schien und bis zur letzten Stunde schön blieb, war auch dem Grafen Ravila jene Schönheit eigen, welche die Dynastie Juan auszeichnet — jene geheimnisvolle Dynastie, die sich nicht gleich den anderen vom Vater auf den Sohn forterbt, sondern deren Abkömmlinge hier und dort, in großen Abständen, in den Menschheitsfamilien auftauchten.

Es war die echte Schönheit — die unverschämte, freudige, königliche, kurz die juanesque Schönheit; das Wort sagt alles, und macht die

*) Der an »ravilir«, d. h. schänden, anklingt.

Schilderung überflüssig; und — hatte er einen Pact mit dem Teufel geschlossen? — sie blieb ihm immer treu . . . . Nur fand allmählich auch der Himmel seine Rechnung; die Tigerkrallen des Lebens begannen ihm die göttliche Stirn, welche die Rosen so vieler Frauenlippen gekrönt hatten, zu durchfurchen, und an den Schläfen dieser breiten, ruchlosen Stirn zeigten sich die ersten grauen Haare, welche den Überfall der Barbaren und den Niedergang der Macht ankündigten . . . . Er trug sie übrigens unbewegt, in seinem stolzen, durch das Gefühl der Macht gesteigerten Selbstgefühl; aber die Frauen, welche ihn geliebt hatten, betrachten sie manchmal wehmüthig. Wer weiß? Sie sahen vielleicht auf dieser Stirn, wieviel es für sie geschlagen hatte. Ach ja! für ihn wie für sie war die Stunde des schrecklichen Soupers mit dem steinernen Gast gekommen, auf das nur noch die Hölle folgt — die Hölle des Alters als Vorläuferin der anderen! Und vielleicht war ihnen deshalb der Einfall gekommen, ihm, ehe sie dies letzte und bittere Souper mit ihm theilen mussten, jenes andere zu bieten, aus dem sie ein Meisterwerk machten.

Ja, ein Meisterwerk an gutem Geschmack, Zartheit und patricischem Glanz, an Auserlesenheit und hübschen Einfällen, das reizendste, köstlichste, leckerste, berauschendste und vor allem das originellste Souper. Originell! man bedenke doch! Gewöhnlich ladet die Lust, der Durst nach Unterhaltung zum Souper; aber hier war es die Erinnerung, das schmerzliche Bedauern,

fast die Verzweiflung, die elegant verkleidete, unter Scherzen und Lächeln verborgene Verzweiflung, die noch jenes letzte Fest, jene letzte Thorheit begehrte, jene tolle Flucht zurück in die Jugendzeit, die für eine Stunde wiederkam, jenen letzten Rausch, ehe es auf immer vorbei war! . . . .

Die Gastgeberinnen dieses unglaublichen Soupers, das so wenig im Einklang mit den vorsichtigen Gewohnheiten ihrer Lebenskreise stand, mochten dabei etwas Ähnliches empfinden wie Sardanapal auf seinem Scheiterhaufen, als er um sie zugleich mit sich zu verbrennen, seine Frauen, seine Sclaven, seine Pferde, seine Schätze, alle Üppigkeiten seines Lebens anhäufte. Auch sie häuften ja alle Üppigkeiten des ihren aufeinander bei jenem glühenden Souper. Sie brachten alles mit, was sie an Schönheit, an Geist, an Witz, an Geschmeide, an Gewalt besaßen, um es zugleich und auf einmal in jenes letzte Aufflammen zu gießen.

Der Mann, für den sie sich in jene letzte Flamme hüllten und drapierten, war mehr in ihren Augen als ganz Asien in den Augen Sardanapals. Sie waren für ihn kokett, wie es nie zuvor eine Frau für einen Mann gewesen, wie es nie zuvor Frauen für einen ganzen vollen Salon gewesen waren; und jene Koketterie entfachten sie durch die Eifersucht, die man in der Welt verbirgt, und die sie nicht zu verbergen brauchten, denn alle wussten, dass dieser Mann jeder von ihnen gehört hatte, und getheilte

Schande ist keine Schande mehr . . . . . Es war zwischen ihnen ein Wettstreit, welche von ihnen ihre Grabschrift am tiefsten in sein Herz prägen würde.

Er, er genoss an jenem Abend das gesättigte, fürstliche, verächtliche, feinschmeckerische, wollüstige Behagen eines Sultans oder eines Beichtvaters in einem Nonnenkloster. Wie der König — wie der Gebieter — obenan, der Gräfin Chiffrevas gegenüber thronend, in jenem pfirsichblütenfarbigen Boudoir, umfasste der Graf Ravila mit seinen höllenblauen Augen, die so viele unselige Geschöpfe für himmelblau gehalten hatten, jenen strahlenden Kreis von zwölf mit klugem Verständnis placierten Frauen, die an jenem mit Blumen, Krystall und brennenden Kerzen beladenen Tisch alle Abstufungen reifer Schönheit, vom Purpurschimmer der aufgeblühten Rose bis zum milden Goldglanz der harzgelben Traube entfalteten.

Da gab es nicht das zarte junge Grün jener holden Jungfräulein, die Byron nicht ausstehen konnte, die nach Kuchen riechen, und ihrer Haltung nach noch flaumige Küchlein sind, hier war alles prächtig und saftig, üppiger Herbst und vollerblühter Erntesegen, blendende Busen, deren stolze Fülle fast über den Ausschnitt der Kleider wogte, und unter den entblössten, schmuckbehangenen Nacken mächtige Arme, mit Muskeln wie die der Sabinerinnen, die mit den Römern rangen, und imstande wären, dem Rad der Zeit in die Speichen zu fallen, um es aufzuhalten.

Ich habe von Einfällen gesprochen. Einer der reizendsten war, bei Tisch nur Kammerjungfern bedienen zu lassen, damit es nicht heißen könne, dass irgend etwas die Harmonie dieses Festes gestört habe, dessen ausschließliche Königinnen die Frauen waren, da sie allein es veranstalteten . . . Der Gebieter, Don Juan — von der Linie Ravila — konnte demnach seine Raubthierblicke in einem Meer von lebendigem, blühendem Fleisch baden, wie es Rubens auf seine üppigen und kraftstrotzenden Bilder setzte, aber auch sein Stolz konnte baden in dem mehr oder minder klaren oder getrübten Äther all dieser Herzen. Denn im Grunde genommen, und trotz allem, was dagegen sprechen mag, ist er ein heftiger Spiritualist, dieser Don Juan! Er ist es wie der Teufel selber, der die Seelen noch mehr liebt als die Leiber, und sogar mit Vorliebe Pacte auf die letzteren abschließt, dieser höllische Schwarze!

Geistreich, vornehm, ganz und gar im Ton des Faubourg Saint-Germain, aber an diesem Abend frech wie die Pagen des königlichen Hofstaates, als es noch Pagen und einen königlichen Hofstaat gab, waren sie unvergleichlich an sprühendem Witz, an Lebhaftigkeit, Schwung und Brio. Sie fühlten sich allem überlegen, was sie an ihren glänzendsten Abenden gewesen waren. Sie verfügten über eine geheime Macht, die sich aus ihrem Innersten löste, und deren sie sich bis dahin unbewusst gewesen waren.

Das Glück über diese Entdeckung, das drei-

fach gesteigerte Lebensgefühl, überdies die physischen Einflüsse, die so entscheidend für nervöse Geschöpfe sind, der Glanz der Lichter, der heftige Duft der Blumen, die in jener überhitzten Atmosphäre aufblühten, der Stachel der starken, reizenden Getränke, die Vorstellung dieses Soupers, das gerade jenen pikanten Beigeschmack der Lasterhaftigkeit hatte, den die Neapolitanerin von ihrem Sorbet verlangt, wenn er ihr munden soll, der berauschende Gedanke der Verschwörung zu dem kleinen Verbrechen dieses frechen Soupers, das aber trotz aller Kühnheit nichts mit den Orgien der Regence zu thun hatte, sondern ein aristokratisches Souper aus dem XIX. Jahrhundert blieb, und wo aus all den entzückenden Taillen, unter denen Herzen klopften, die das Glühen gekannt hatten und es noch heute gern entfachten, nicht eine Stecknadel sich löste — all das wirkte zusammen, um die Saiten der Harfen, die all jene herrlichen Geschöpfe in sich trugen, fast bis zum Zerreißen anzuspannen und ihnen unbeschreibliche Klänge und Accorde zu entlocken . . . . Es musste interessant sein, nicht wahr? Wird Graf Ravila diese unerhörte Seite seiner Memoiren jemals niederschreiben? . . . Das ist die Frage; aber nur er könnte sie schreiben. — Wie ich der Marquise Guy de Ruy sagte, war ich selbst nicht bei diesem Souper, und wenn ich einige Einzelheiten und die Erzählung, die es beschloss, berichten werde, so ist es, weil ich sie dem Grafen Ravila selbst verdanke, der sich eines Abends, getreu

der herkömmlichen und bezeichnenden Indiscretion der Dynastie Juan, die Mühe gab, sie mir zu erzählen.

## III.

Es war also spät — das heißt früh! Der Morgen kam. An der Decke und an manchen Stellen der hermetisch verschlossenen, rosigen Vorhänge dieses Boudoirs zeigte sich ein runder, opalisierender Tropfen, wie ein sich öffnendes Auge, das Auge des neugierigen Tages, der hereinguckte, um zu sehen, was in diesem flammenden Boudoir vorgieng. Abspannung begann sich der Ritter dieser Tafelrunde zu bemächtigen, dieser eben noch so lebhaften Tischgenossinnen. Man kennt jenen Augenblick der Ermattung, der bei allen Soupers eintritt, wo die Ermüdung der durchwachten Nacht und der gesteigerten Lebhaftigkeit sich über alles zu breiten scheint, über die Frisuren, die herabgleiten, die brennenden oder erblassten Wangen, die müden blau umränderten Augen, deren Lider schwer werden, ja sogar über die flackernden, züngelnden tausend Lichter der Luster und Armleuchter, jenen feurigen Bouquets mit den gemeißelten goldenen und bronzenen Stielen.

Das allgemeine, früher so lebhafte Gespräch, jenes Ballspiel, in dem jede ihren Raketschlag angebracht hatte, zersplitterte, verkrümelte sich, und nichts Deutliches war mehr zu vernehmen in jenem harmonischen Gesurr all dieser Stimmen von aristokratischem Klang, die sich vermengten

wie das Gezwitscher der Vögel in der Morgendämmerung am Waldessaum, . . . . als eine von ihnen — eine Kopfstimme! — gebietend und beinahe unverschämt, wie es der Stimme einer Herzogin zukommt, plötzlich, die andern übertönend, zum Grafen Ravila die folgenden Worte sprach, die offenbar die Fortsetzung und Schlussfolgerung eines Gespräches waren, das sie leise mit ihm geführt und das keine von den Übrigen, die sich untereinander unterhielten, vernommen hatte:

»Sie, der Sie für den Don Juan unserer Zeit gelten, Sie sollten uns die Geschichte derjenigen Eroberung erzählen, die Ihrer Eitelkeit als vielgeliebter Mann am meisten geschmeichelt hat und die Sie im Lichte dieser Stunde für das schönste Liebesabenteuer Ihres Lebens halten!« . . . .

Und sowohl die Frage als die Stimme, welche sie aussprach, schnitt scharf in das Geschwirr der sich kreuzenden Gespräche und stellte mit einem Schlag die Ruhe her.

Es war die Stimme der Herzogin von X. Ich werde die Maske dieses X. nicht lüften, aber man wird sie vielleicht erkennen, wenn ich sage, dass sie die hellste Blondine des Faubourg Saint-Germain ist, und die schwärzesten, von goldenen Wimpern beschatteten Augen hat. — Sie saß, wie ein Gerechter zur Rechten Gottes, zur Rechten des Grafen von Ravila, dem Gott dieses Festes, der in diesem Augenblick nicht ihre Feinde zum Schemel ihrer Füße machte; sie war schlank und zart wie eine Arabeske oder eine Fee, in ihrem

grünen Sammtkleid mit den silbernen Reflexen, dessen lange Schleppe, wie sie sich so um ihren Stuhl wand, ganz gut die Stelle des Fischschwanzes vertrat, in den der Körper der reizenden Melusine auslief.

»Das ist ein glänzender Gedanke,« sagte die Gräfin Chiffrevas, wie um in ihrer Eigenschaft als Hausfrau den von der Herzogin angeregten Wunsch zu unterstützen. »Ja, diejenige Liebe unter all jenen, die Sie jemals empfunden oder eingeflößt haben, die Sie, wenn das möglich wäre, nochmals durchleben möchten.«

»O! ich möchte sie alle noch einmal durchleben!« sagte Ravila mit der Unersättlichkeit des römischen Imperators, die jenen gewaltigen Übersättigten manchmal eigen ist. Und er erhob seinen Champagnerkelch, nicht eine jener dummen, antiken Schalen, durch die man ihn seither ersetzt hat, sondern das schlanke, hohe Kelchglas unserer Vorfahren, welches das einzige wahre Champagnerglas ist, — das, welches man eine »Flöte« nannte, vielleicht wegen der himmlischen Melodien, die es uns manchmal ins Herz gießt! — Dann umfieng er mit einem schweifenden Blick den ganzen Kreis von Frauen, die einen so köstlichen Gürtel um diesen Tisch bildeten. »Und dennoch,« fügte er, sein Glas wieder vor sich hinstellend, mit einer Wehmuth hinzu, die an einem solchen Nebukadnezar wie er, der noch keine andern Kräuter als die Salade des Café Anglais gegessen hatte, überraschen musste, »und dennoch ist es wahr, dass es unter allen

erlebten Gefühlen immer eines gibt, dessen Erinnerung die anderen im Gedächtnis überstrahlt, wenn so das Leben weiterläuft, und für das man sie alle zusammen hingeben möchte!«

»Der Diamant des Schreines!« sagte die Gräfin Chiffrevas nachdenklich, indem sie vielleicht die Facetten des ihrigen spielen ließ.

»Und der aus der Volkssage meiner Heimat,« fügte die Prinzessin Jabel hinzu, die am Fuß des Urals geboren war, »jener märchenhafte rosa Diamant, der allmählich schwarz wird, aber der darum doch Diamant bleibt, und als schwarzer fast noch mehr funkelt denn als rosa Diamant.« Sie sagte das mit dem seltsamen Zauber, der in ihr steckt, diese Zigeunerin! Denn sie ist eine Zigeunerin, die der schönste Prinz der polnischen Emigration aus Liebe geheiratet hat, und die genau so ein fürstliches Ansehen hat, als wäre sie unter dem Baldachin der Jagellonen geboren.

Nun gab es eine wahre Explosion! »Ja! Ja!« riefen sie alle, »erzählen Sie uns das, Graf!« fügten sie heftig, beschwörend hinzu, schon ergriffen von den Schauern der Neugier, die ihnen über die Nacken rieselten, sich Schulter an Schulter drängend, die einen den Arm auf den Tisch und den Kopf auf die Hand gestützt, die anderen in ihren Stuhl zurückgelehnt, den Fächer an den Lippen, wobei sie ihn alle mit den lebhaften, fragenden Augen durchbohrten.

»Wenn Sie durchaus wollen« . . . sagte der Graf mit der lässigen Weise eines Mannes, der

es weiß, wie sehr die Erwartung das Verlangen steigert.

»Durchaus!« sagte die Herzogin, die goldene Klinge ihres Dessertmessers betrachtend, wie etwa ein türkischer Despot die Klinge seines Schwertes betrachtet hätte.

»So hören Sie also,« entschied er sich, immer noch lässig. Sie lösten sich auf in Aufmerksamkeit, während sie ihn betrachteten. Sie verschlangen ihn mit den Blicken. Jede Liebesgeschichte fesselt die Frauen, aber, wer weiß? vielleicht lag diesmal der Reiz darin, dass jede von ihnen sich dachte, die Geschichte, die er erzählen würde, könnte die ihrige sein . . . Sie wussten, dass er durch und durch Cavalier und Weltmann sei, und waren deshalb sicher, dass er Namen vermeiden oder allzu durchsichtige Einzelheiten verdichten würde; und dieser Gedanke, diese Überzeugung ließen sie noch heftiger nach der eigenen Geschichte verlangen. Sie verlangten nicht nur danach: sie hofften darauf.

Ihre Eitelkeit fand eine Rivalin in jener Erinnerung, die er als die schönste seines Liebeslebens heraufbeschwor, er, der so schöne und zahlreiche Erinnerungen haben musste! Der alte Sultan sollte noch einmal das Schnupftuch hinwerfen, . . . das keine Hand aufheben würde, aber das der, welcher er es zuwarf, still ins Herz gleiten würde . . .

Hier nun das kleine, unerwartete Sturzbad, das er nach dem, was sie sich gedacht, über all jene lauschenden Stirnen niedergehen ließ.

## IV.

»Ich habe oft von den Moralisten, den Erforschern des Lebens sagen hören,« begann der Graf von Ravila, »die heftigste Liebe sei weder die erste noch die letzte, wie viele glauben: es sei die zweite. Aber in Fragen der Liebe ist alles falsch und alles richtig, und im übrigen galt das nicht für mich . . . . Wonach Sie mich fragen, meine Damen, und was ich Ihnen heute Abend erzählen soll, reicht weit in meine schönste Jugendzeit zurück. Ich war damals nicht gerade mehr das, was man einen jungen Mann nennt, aber ich war ein noch junger Mann und hatte, wie ein alter Onkel von mir, ein Malteser, diese Lebenszeit benannte: »meine Kreuzzüge« hinter mir. Im Vollbesitz meiner Kräfte, befand ich mich in vollster »Beziehung«, wie man das in Italien so hübsch bezeichnet, zu einer Frau, die Sie alle kennen und alle bewundert haben« . . . .

Die Blicke, welche in diesem Moment jede aus der Gruppe der Frauen, die den Worten dieser alten Schlange lauschten, auf Alle andern richtete, war etwas, was man gesehen haben musste, denn es war unbeschreiblich.

»Diese Frau war wohl,« fuhr Ravila fort, »das Vornehmste, was man sich denken kann, in jedem Sinn des Wortes. Sie war jung, reich, schön, geistreich, hochgeboren, von feinem künstlerischen Sinn, und dabei von einer Natürlichkeit, wie man sie in unseren Kreisen hat, wenn man natürlich ist . . . Im übrigen ohne anderen Ehrgeiz auf

dieser Welt, als mir zu gefallen und sich hinzugeben, mir die zärtlichste Geliebte und die treueste Freundin zu sein.

»Ich war, glaube ich, nicht der erste Mann, den sie geliebt hatte . . Sie hatte schon einmal geliebt, und zwar nicht ihren Mann; aber es war eine tugendhafte, platonische, utopische Liebe gewesen, die mehr eine Vorübung für das Herz ist, als dass sie es erfüllt; welche seine Kräfte für eine andere Liebe vorbereitet, die stets bald darauf folgt; jene probeweise Liebe mit einem Wort, die der leeren Messe gleicht, welche die jungen Priester zur Übung lesen, um dann die echte, die consecrierte Messe fehlerlos zu lesen . . Als sie in ihr Leben trat, hielt sie noch bei der leeren Messe. Ich war erst die eigentliche Messe, und sie las sie mit allem entsprechenden Gepränge und feierlich wie ein Cardinal.«

Bei diesen Worten kräuselte das reizendste Lächeln diese zwölf entzückenden Lippenpaare, wie Wellenkreise die Oberfläche eines klaren Sees durchziehen . . . . . Es war flüchtig, aber entzückend!

»Sie war wirklich ein ungewöhnliches Geschöpf!« fieng der Graf wieder an. »Ich habe selten mehr wahre Güte gesehen, mehr echtes Mitleid, mehr vortreffliche Gefühle, selbst noch in der Leidenschaft, die, wie Sie wissen, nicht immer gut ist . . Ich habe nie weniger Faxen, weniger Sprödigkeit und Koketterie gesehen, jene beiden Dinge, die sich oft in den Frauen so vermengen wie ein Strähn, den die Krallen einer Katze verwirrt

haben . . . . Es war nichts von einer Katze in ihr . . . . . Sie war das, was die verdammten Romanschreiber, die uns mit ihren Redensarten vergiften, eine primitive Natur nennen würden, die von der Civilisation nur geschmückt wurde; aber sie hatte von ihr nur die anmuthigen Eleganzen angenommen, und nicht eine einzige ihrer Verderbtheiten, die uns noch verführerischer scheinen als ihre Eleganzen« . . . .

»War sie brünett?« unterbrach ihn plötzlich die Herzogin, gereizt über so viel Metaphysik.

»A! das ist Ihnen nicht deutlich genug!« sagte Ravila pfiffig. »Ja, sie war brünett, den Haaren nach, die bis ins Kohlschwarze giengen, der leuchtendste Spiegel von poliertem Ebenholz, den ich je über die üppige Rundung eines Frauenkopfes sich wölben sah, aber dem Teint nach war sie eine Blondine — vom Teint und nicht von den Haaren hängt es ab, ob eine blond oder brünett ist,« fügte jener große Kenner hinzu, der die Frauen nicht bloß studiert hatte, um ihr Bild zu entwerfen; »es war eine Blondine mit schwarzen Haaren« . . . .

Alle Blondinen der Tafelrunde, die es nur den Haaren nach waren, machten eine leise Bewegung. Es war klar, dass für sie der Reiz der Geschichte bereits abnahm.

»Sie hatte die Haare der Nacht,« fing Ravila wieder an, »aber Morgenröthe auf den Wangen, denn ihr Gesicht leuchtete in jener seltenen, strahlenden Frische, die allem widerstanden hatte in dem

geselligen Pariser Nachtleben, das sie seit Jahren führte, und das so viele Rosen an den Flammen seiner Armleuchter verbrennt. Es schien, als hätten die ihrigen sich erst recht daran entzündet; der Carmin ihrer Lippen und ihrer Wangen war beinahe leuchtend! Ihr doppelter Glanz vertrug sich übrigens gut mit dem Rubin, den sie gewöhnlich auf der Stirne trug, denn man frisierte sich zu jener Zeit à la Ferronière, wodurch in ihrem Antlitz, dessen Augen so funkelten, dass man ihre Farbe nicht unterscheiden konnte, gleichsam ein Dreieck von Rubinen entstand! Schlank, aber kräftig, ja sogar majestätisch, geschaffen, die Frau eines Kürassier-Obersts zu sein — ihr Mann war damals erst Escadron-Chef bei der leichten Cavallerie! — hatte sie, so aristokratisch sie auch war, die gesunde Kraft einer Bäuerin, welche die Sonne durch die Haut einsaugt, und die Glut dieser eingesogenen Sonne hatte sie sowohl in der Seele wie in den Adern; ja, sie war immer am Platz, immer bereit . . . Aber, hier begann das Seltsame! Dieses mächtige und ursprüngliche Wesen, diese purpurne Natur, die so rein war wie das Blut, das ihre schönen Wangen überflutete und ihre Arme rosig färbte, war . . . werden Sie es glauben? — unbeholfen in der Zärtlichkeit« . . . .

Hier senkten sich einige Augenpaare, erhoben sich aber wieder, spöttisch . . . .

»Unbeholfen in der Zärtlichkeit wie unvorsichtig im Leben,« fuhr Ravila fort, ohne länger bei den Einzelheiten zu verweilen. »Der Mann,

den sie liebte, musste ihr fortwährend zwei Dinge beibringen — die sie übrigens nie erlernt hat —, sich gegenüber der stets gewaffneten, stets unerbittlichen Welt nicht preiszugeben, und im vertrauten Beisammensein die Kunst des Liebens zu üben, die die Liebe vor dem Sterben bewahrt. Die Liebe hatte sie schon; aber die Kunst des Liebens fehlte ihr . . . . Sie war darin das Gegentheil von so vielen Frauen, die nur diese Kunst besitzen! Aber um die Politik des »Principe« zu verstehen und anzuwenden, muss man schon ein Borgia sein. Borgia war vor Macchiaveli da. Der eine war der Dichter, der andere der Kritiker. Sie war durchaus kein Borgia. Sie war eine ehrliche, verliebte Frau, naiv trotz ihrer prächtigen Schönheit, wie das kleine Mädchen auf dem Wandbild, das, weil es Durst hat, mit der hohlen Hand Wasser aus dem Brunnen schöpfen will, aber luftschnappend alles durch die Finger laufen lässt und ganz verwirrt stehen bleibt . . . . Es war sogar beinahe hübsch der Contrast dieser Verwirrung, dieser Unbeholfenheit, in dieser großen, leidenschaftlichen Frau, die, wenn man sie in der Welt sah, so manchen Beobachter irregeführt hätte, die alles in der Liebe zu geben hatte, selbst das Glück, der aber die Fähigkeit fehlte, das wieder zu geben, was sie empfing. Nur war ich damals noch nicht objectiv genug, um mich an diesem »künstlerisch Schönen« zu erfreuen, und das war sogar der Grund, warum sie an manchen Tagen bekümmert, eifersüchtig, heftig war — alles, was man eben

ist, wenn man liebt, und sie liebte wirklich! — Aber Eifersucht, Besorgnis, Heftigkeit, all das gieng unter in der unerschöpflichen Güte ihres Herzens, bei dem ersten Bösen, das sie zufügen wollte, oder zugefügt zu haben glaubte, denn sie war ebenso ungeschickt im Verwunden wie im Liebkosen! Eine Löwin von unbekannter Gattung, die sich einbildete, Krallen zu haben, und sobald sie sie ausstrecken wollte, niemals welche in ihren Sammtpfote vorfand. Wenn sie kratzte, so war es mit dem Sammt!

»Wowill er hinaus?« fragte die Gräfin Chiffrevas ihre Nachbarin, »denn das kann doch wahrlich nicht das schönste Liebesabenteuer des Don Juan gewesen sein!«

All jenen Complicierten war es unmöglich, an eine solche Schlichtheit zu glauben!

»Wir lebten also,« fuhr Ravila fort, »im vertrauten Verkehr, indem es manchmal Gewitter, aber keine Zerwürfnisse gab, und dieses Verhältnis war für niemand ein Geheimnis in jener Provinzstadt, die man Paris nennt . . . . Die Marquise . . . sie war nämlich Marquise« . . .

Es waren ihrer drei an diesem Tisch, und sie waren auch brünett; aber keine zuckte mit der Wimper. Sie wussten ganz gut, dass er nicht von ihnen sprach . . . . Das einzige Sammtene an diesen dreien war der Flaum auf der Oberlippe der einen — einer sinnlich aufgeworfenen Oberlippe, die in diesem Augenblick, das kann ich versichern, nicht wenig Geringschätzung ausdrückte.

. . . . »Und dreifach Marquise, wie man dreifach Pascha, Pascha von den drei Rosschweifen sein kann!« fuhr Ravila fort, der allmählich in Schwung kam. »Die Marquise war eine jener Frauen, die nichts zu verbergen verstehen, es nicht könnten, auch wenn sie es wollten. Selbst ihre Tochter, ein Kind von dreizehn Jahren, merkte trotz ihrer Unschuld nur zu gut, welche Gefühle ihre Mutter für mich hegte. Ich weiß nicht mehr, welcher Dichter fragt, was wohl die Töchter der Frauen, die wir geliebt, von uns denken mögen. Eine tiefe Frage, die ich mir häufig vorgelegt, wenn ich den spähenden, finsteren, drohenden Blick auf mir ruhen fühlte, den dieses Kind aus seinen großen, dunklen Augen durchbohrend auf mich heftete.

Jenes spröde, scheue Kind, das den Salon zumeist verließ, wenn ich eintrat, oder sich, falls sie dort verbleiben musste, so weit als möglich von mir niederliess, hatte einen fast krankhaften Widerwillen gegen mich . . . . den sie zu verbergen trachtete, der sich aber, ihrem guten Willen zum Trotz, verrieth. . . . . Es zeigte sich in unmerklichen einzelnen Zügen, von denen kein einziger mir entgieng. Die Marquise, die wahrlich keine Beobachterin war, sagte mir immerfort: »Wir müssen uns in Acht nehmen, mein Freund. Ich glaube, meine Kleine ist eifersüchtig auf Dich« . . . . . Ich nahm mich viel mehr in Acht als sie selber. Wäre die Kleine auch der Teufel in Person gewesen, so wäre es ihr nicht gelungen, mir in die Karten zu

schauen . . . . Aber das Spiel ihrer Mutter war durchsichtig. Alles konnte man von dem purpurnen, so oft getrübten Spiegel dieses Gesichtes ablesen! Aus dem dumpfen Hass der Tochter musste ich schließen, dass sie das Geheimnis der Mutter in irgend einer verrätherischen Erregung, einem unwillkürlichen, zärtlichen, schwimmenden Blick entdeckt hatte. Sie war, wenn es Sie interessiert, ein schwächliches Kind, unwürdig der prächtigen Gussform, aus der sie hervorgegangen, hässlich, was sogar ihre Mutter zugestand, die sie aber darum nur um so zärtlicher liebte; ein kleiner Rauchtopas . . . . wie soll ich sie bezeichnen? So was wie der Entwurf zu einer Bronzemaske, aber mit schwarzen Augen. . . . Eine kleine Hexe! Die seither« . . .

Er hielt ein, nach diesem kurzen Blitz, als wollte er ihn wieder verlöschen, und hätte schon zu viel gesagt . . . . Das Interesse war wieder allgemein geworden, Spannung lag auf allen Gesichtern, und die Gräfin stieß sogar zwischen ihren schönen Zähnen das Wort der erlösten Ungeduld: »Endlich!« hervor.

## V.

»Zu Beginn meines Verhältnisses mit ihrer Mutter,« fieng der Graf Ravila wieder an, »behandelte ich die Kleine mit jener vertraulichen Zärtlichkeit, die man allen Kindern entgegenbringt . . . . Ich brachte ihr Bonbons, ich nannte sie »kleine Maske«, und häufig fuhr

ich ihr, während ich mit der Mutter plauderte, glättend über den Scheitel — ein Scheitel von schlaffem, schwarzem Haar mit rostbraunen Reflexen —, aber »die kleine Maske«, deren großer Mund für jedermann ein freundliches Lächeln hatte, verkniff, verbiss dieses Lächeln mir gegenüber, zog die Brauen finster zusammen und wurde durch dies trotzige Verzerren aus einer »kleinen Maske« zur gefurchten steinernen Maske einer gedemüthigten Karyatide, die, sobald meine Hand ihr über die Stirn fuhr, wahrhaftig die Last eines Gesimses zu tragen schien.

»Deshalb, da ich immer wieder auf diesen Unwillen stieß, der wie Gehässigkeit aussah, gab ich die kleine, trübselige Sensitive auf, die sich bei der geringsten Liebkosung so heftig zurückzog . . . . ich sprach nicht einmal mehr mit ihr! »Sie fühlt ganz gut, dass Du sie beraubst«, sagte mir die Marquise. »Ihr Instinct sagt ihr, dass Du ihr einen Theil der mütterlichen Zärtlichkeit entziehst.« Und manchmal fügte sie mit der ihr eigenen Geradheit hinzu: »Dies Kind ist mein Gewissen, und ihre Eifersucht mein Selbstvorwurf.«

»Eines Tages versuchte die Marquise sie über diese Feindseligkeit, die sie mir zeigte, zu befragen, erhielt aber nur jene abgerissenen, verstockten, dummen Antworten, wie man sie mit dem Pfropfenzieher wiederholter eindringlicher Fragen aus Kindern herauszieht, die nichts sagen wollen . . . . »Ich hab nichts gegen ihn . . . ich weiß nicht«, und an der Härte dieser bronzenen

Kinderstirn scheiternd, hatte sie endlich aufgehört, sie zu befragen, und es müde aufgegeben . . .

»Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, dass dieses seltsame Kind sehr bigott war, von einer finstern, abergläubischen, mittelalterlichen, spanischen Bigotterie. Sie wand sich allerlei Scapuliere um den magern Körper und behängte sich ihre Brust, die so flach wie ein Handrücken war, und ihren braunen Hals mit einer Menge von geweihten Kreuzchen und Medaillen! »Du bist leider ein Ketzer,« sagte mir die Marquise, »und hast vielleicht einmal ihr religiöses Gefühl durch ein Wort verletzt. Ich beschwöre Dich, achte auf jedes Wort, das Du vor ihr sprichst. Erhöhe nicht noch meine Schuld in den Augen dieses Kindes, gegen das ich mich ohnehin schon so schuldig fühle!« Dann, als das Benehmen der Kleinen sich nicht ändern, nicht bessern wollte, fügte sie besorgt hinzu: »Du wirst sie schließlich noch hassen, und ich könnte es Dir nicht übelnehmen!« Aber sie irrte sich: ich war bloß gleichgiltig gegen das brummige kleine Mädchen, wenn sie mich nicht ungeduldig machte. Ich behandelte sie mit jener Höflichkeit, mit der Erwachsene miteinander verkehren, und zwar Erwachsene, die sich nicht leiden können. Ich gieng förmlich mit ihr um, nannte sie faustdick: »Mein Fräulein!« und sie gab mir ein eisiges: »Herr Graf« zurück. Sie wollte in meiner Gegenwart nichts thun, was sie, ich will nicht einmal sagen, zur Geltung bringen konnte, sondern überhaupt nur exponierte . . . . Nie

konnte ihre Mutter sie dazu bringen, mir eine ihrer Zeichnungen zu zeigen oder vor mir ein Stück zu spielen. Traf ich sie übend am Clavier, voll Eifer und Aufmerksamkeit, so brach sie kurz ab, stand vom Sessel auf, und spielte nicht weiter .... »Ein einzigesmal, wo ihre Mutter darauf bestand (es war Besuch da), setzte sie sich vor den offenen Flügel mit jener Opfermiene, die, das dürfen Sie mir glauben, nichts weniger als hold war, und begann mit abscheulich widerspenstigen Fingern, ich weiß nicht mehr was, zu spielen. Ich stand am Kamin und sah sie von der Seite an. Sie wandte mir den Rücken zu, und es war kein Spiegel ihr gegenüber, in dem sie bemerken konnte, dass ich sie ansah ... Plötzlich schnellte ihr Rücken (sie hielt sich für gewöhnlich schlecht, und ihre Mutter sagte ihr oft: »Du wirst noch schließlich brustkrank werden, wenn Du Dich immer so hältst«), plötzlich schnellte ihr Rücken in die Höhe, als hätte ich ihr mit meinem Blick wie mit einer Kugel die Wirbelsäule zerschmettert, und den Deckel heftig zuschlagend, was einen entsetzlichen Lärm machte, floh sie aus dem Salon .... Man gieng sie holen; aber an diesem Abend war sie um keinen Preis dahin zurückzubringen.

»Nun denn, es scheint, dass auch die selbstgefälligsten Männer es nie genug sind, denn das Benehmen des düstern Kindes, das mich so wenig interessierte, brachte mich nicht auf die Spur ihrer Gefühle für mich. Auch ihre Mutter nicht. Ihre Mutter, die auf alle Frauen,

die bei ihr verkehrten, eifersüchtig war, war so wenig eifersüchtig als ich selbstgefällig diesem Kinde gegenüber, das sich endlich durch einen Vorgang enthüllen sollte, den mir die Marquise, die im intimen Verkehr die Mittheilsamkeit in Person war, noch bleich in der Erinnerung an das überstandene Entsetzen und laut darüber lachend, dass sie es empfunden, unvorsichtiger Weise erzählte.«

Er hatte durch seine nachdrückliche Betonung wie der geschickteste Schauspieler das Wort »unvorsichtig« unterstrichen, und wie ein Erzähler, der da weiß, dass das ganze Interesse seiner Geschichte nur mehr am Faden dieses Wortes hängt!

Aber das genügte offenbar, denn all jene zwölf schönen Gesichter wurden im selben Augenblick von einem so heftigen Gefühl entflammt wie die Gesichter der Cherubim vor dem Thron Gottes. Ist denn das Gefühl der Neugier bei den Frauen nicht ebenso inbrünstig wie das der Anbetung bei den Engeln? . . . Er betrachtete sie alle, diese Engelsköpfe, die nicht bei den Achseln aufhörten, und da er sie offenbar wohl vorbereitet für das fand, was er ihnen zu sagen hatte, nahm er die Erzählung rasch, und ohne sich weiter zu unterbrechen, wieder auf:

»Ja, sie lachte laut, die Marquise, wenn sie nur daran dachte, so erzählte sie mir, wie sie mir einige Zeit danach die Geschichte berichtete; aber sie hatte nicht immer gelacht. »Denk Dir,« sagte sie mir (ich werde mich bemühen, mich

an ihre eigenen Worte zu erinnern), »dass ich hier sitze, wo wir jetzt sitzen.« (Es war eines jener kleinen Sofas, die man Dos-à-Dos nennt, das beste Möbel, um miteinander zu schmollen und sich wieder zu versöhnen, ohne den Platz zu wechseln!) »Aber Du warst zum Glück nicht da, wo Du heute bist! Da meldet man mir . . . rath einmal wen? . . . Du würdest es nie errathen . . . den Herrn Pfarrer von Saint-Germain-des-Près. Kennst Du ihn? . . . Nein! Du gehst ja nie in die Messe, was sehr unrecht ist . . . wie solltest Du da den armen, alten Pfarrer kennen, der ein Heiliger ist, und nie das Zimmer einer Frau aus seinem Sprengel betritt außer wo es sich um seine Armen oder seine Kirche handelt. Ich glaubte auch anfangs, dass er deshalb kommt. Meine Tochter hatte seinerzeit die erste Communion von ihm empfangen, und da sie oft communicieren ging, so hatte sie ihn als Beichtvater behalten. Aus diesem Grund hatte ich ihn wiederholt zu Tisch geladen, aber immer umsonst. Als er eintrat, war er ungemein verwirrt, und ich bemerkte auf seinen sonst so friedlichen Zügen eine so große und schlecht verhehlte Verlegenheit, dass es mir unmöglich war, sie bloß auf Rechnung seiner Schüchternheit zu setzen, und ich unwillkürlich ausrief: »Ach! mein Gott! was gibt es denn, Herr Pfarrer?«

»Was es gibt, gnädige Frau?« antwortete er mir, »dass Sie den verlegensten Mann der Welt vor sich sehen. Nun übe ich seit fünfzig Jahren mein heiliges Amt, aber nie wurde ich mit einer

heikleren Mittheilung betraut als die, welche ich Ihnen machen soll, oder mit einer, die mir unbegreiflicher scheinen könnte« . . . .

»Und er setzte sich, und bat mich, während unserer Unterredung niemanden vorzulassen. Begreiflicherweise erschrak ich ein wenig über diese feierliche Einleitung . . . Er bemerkte es:

»Erschrecken Sie nicht zu sehr, gnädigste Frau,« hob er wieder an, »denn Sie bedürfen Ihrer ganzen Fassung, um mich anzuhören, und mir das Unerhörte, um das es sich handelt, und an das ich wirklich nicht glauben kann, begreiflich zu machen . . . Ihr Fräulein Tochter, in deren Namen ich hier bin, ist, das wissen Sie so gut wie ich, ein Engel an Unschuld und Frömmigkeit. Ich kenne ihre Seele. Ich hatte sie seit ihrem achten Jahre zwischen meinen Händen, und ich bin überzeugt, dass sie sich irrt . . . . vielleicht aus lauter Unschuld . . . Aber heute früh kam sie, um mir in der Beichte zu bekennen, sie sei — Sie werden es nicht glauben, gnädigste Frau, so wenig wie ich selber, aber das Wort muss ausgesprochen werden — sie sei schwanger!«

»Ich stieß einen Schrei aus . . .

»Ich habe heute früh in meinem Beichtstuhl einen ebensolchen Schrei ausgestoßen,« fuhr der Pfarrer fort, »als sie mir dieses Bekenntnis mit allen Zeichen der ehrlichsten und tiefsten Verzweiflung ablegte! Ich kenne dies Kind von Grund aus; sie hat keine Ahnung vom Leben und von der Sünde . . . Sie ist sicherlich unter allen jungen Mädchen, denen ich die Beichte

abnehme, diejenige, für die ich am besten vor Gott einstehen kann. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann! Wir Priester sind die Chirurgen der Seelen, und müssen sie ihrer verborgenen Sünden entbinden, mit Händen, die sie weder beflecken noch verwunden. So habe ich sie mit aller erdenklichen Vorsicht befragt, erforscht, gedrängt, das verzweifelte Kind, das mir aber, nachdem sie einmal die Sache ausgesprochen, den Fehltritt bekannt hatte, den sie ein Verbrechen und ihre ewige Verdammnis nennt — denn sie hält sich für verdammt, das arme Mädchen! — nicht weiter antwortete und sich in ein hartnäckiges Schweigen verschloss, das sie nur brach, um mich zu beschwören, Sie, gnädigste Frau, aufzusuchen, denn, sagte sie,« Mama muss es doch erfahren, und ich werde nie den Muth finden, es ihr zu bekennen!«

»Ich hörte dem Pfarrer zu. Du kannst Dir denken, mit welchem Gemisch von Entsetzen und Verwunderung! Wie er, und mehr noch als er, glaubte ich der Unschuld meiner Tochter gewiss zu sein, aber die Unschuldigen kommen oft zum Fall, manchmal gerade durch ihre Unschuld . . . Und was sie ihrem Beichtvater gesagt hatte, war nicht unmöglich . . . Ich glaubte nicht daran . . . Ich wollte nicht daran glauben; aber es war doch immerhin nicht unmöglich! . . . Sie war erst dreizehn Jahre alt, aber sie war schon ein Weib, und diese vorzeitige Reife hatte mich sogar erschreckt . . . Eine fieberhafte, leidenschaftliche Neugier erfasste mich:

»Ich will und ich werde alles wissen!« sagte ich zu dem guten, alten Priester, der ganz bestürzt vor mir stand und, während ich sprach, vor Verlegenheit an der Krempe seines Hutes zerrte. »Verlassen Sie mich, Herr Pfarrer. Vor Ihnen wird sie nicht sprechen; aber ich bin überzeugt, dass sie mir alles sagen wird . . . dass ich ihr alles entreißen werde, und wir dann begreifen werden, was jetzt unbegreiflich scheint!«

Darauf gieng der Priester, und ich begab mich hinauf zu meiner Tochter, da ich zu ungeduldig war, um nach ihr zu schicken und auf sie zu warten.

»Ich fand sie vor dem Crucifix über ihrem Bett, nicht kniend, sondern auf dem Boden liegend, blass wie eine Leiche, mit trockenen, aber heftig gerötheten Augen, wie Augen, die viel geweint haben. Ich nahm sie in meine Arme, setzte mich neben sie, nahm sie endlich auf den Schoß und sagte ihr, dass ich nicht glauben könne, was ihr Beichtvater mir soeben mitgetheilt.

»Aber sie unterbrach mich, um mich mit verstörter Miene und gebrochener Stimme zu versichern, dass alles, was er gesagt hatte, wahr sei, und dann geschah es, dass ich, immer verwunderter und besorgter, nach dem Namen desjenigen fragte, der . . .

»Ich vollendete nicht . . . Ach! das war der entsetzlichste Augenblick! Sie verbarg das Gesicht und den Kopf an meiner Schulter . . . aber ich sah die brennende Röthe rückwärts auf ihrem Hals und fühlte sie erschauern. Doch sie setzte mir

das gleiche Schweigen entgegen wie ihrem Beichtvater. Sie war eine Mauer.

»Es muss wohl jemand sein, der sehr tief unter Dir steht, dass Du Dich gar so schämst?« . . . sagte ich, um sie aus empörtem Stolz zum Sprechen zu bringen, denn ich wusste, dass sie stolz sei.

»Aber da war immer nur das gleiche Schweigen, das gleiche Vergraben des Kopfes an meiner Schulter. Das währte eine Zeitlang, die mir endlos schien, dann plötzlich sagte sie, ohne sich aufzurichten: »Schwöre, dass Du mir verzeihen wirst, Mama.«

»Ich schwur ihr, was sie wollte, auf die Gefahr hin, hundertfach meineidig zu werden. Was mir schon daran lag! Mir riss die Geduld. Ich fieberte . . . Mir war's, als sollte die Stirn mir platzen und das Gehirn herausquellen . . .

»Nun denn! es ist Herr von Ravila«, sagte sie mit leiser Stimme, und verblieb in ihrer Stellung in meinen Armen.

»Ach! die Wirkung dieses Namens, Amédée! Mit diesem einzigen Schlag, mitten ins Herz, empfing ich die Strafe für den großen Fehltritt meines Lebens! Du bist, was Frauen betrifft, ein so schrecklicher Mensch, ich hatte solche Rivalitäten zu befürchten, dass das so entsetzliche »Vielleicht« dem Manne gegenüber, den man liebt und an dem man zweifelt, sich in mir erhob . . . Ich hatte aber die Kraft, das, was ich empfand, vor dem grausamen Kind zu verbergen, das vielleicht die Liebe ihrer Mutter errathen hatte.

»Herr von Ravila!« rief ich mit einer Stimme,

die mir alles zu sagen schien, »aber Du sprichst ja nicht einmal mit ihm. Du fliehst ihn ja,« wollte ich schon hinzufügen, denn der Zorn brach los; ich fühlte, wie er aufstieg. »Ihr seid also beide ganz verlogen?« Aber ich unterdrückte es. Musste ich denn nicht die Einzelheiten dieser entsetzlichen Verführung, eine nach der andern erfahren? . . Und ich fragte sie danach mit einer Sanftmuth, an der ich zu ersticken glaubte, als sie mich von dieser Folterbank, dieser Marter befreite, indem sie unschuldig sagte:

»Mutter, es war an einem Abend. Er saß auf dem großen Fauteuil am Kamin, der Causeuse gegenüber. Er blieb lange dort sitzen, dann stand er auf, und ich, ich war so unglücklich, mich nach ihm auf den Fauteuil zu setzen, den er verlassen latte. O! Mama! . . . . es war, als wäre ich ins Feuer gefallen. Ich wollte aufstehen, ich konnte nicht . . mir wurde ganz schwach ums Herz! . . und . . siehst Du, Mama! . . da . . da fühlte ich . . was mir fehlte . . und dass ich da drinnen ein Kind habe!« . . .

Ravila sagte, die Marquise habe gelacht, als sie ihm die Geschichte erzählte; aber keine der zwölf Frauen, die um den Tisch saßen, dachte daran, zu lachen, — und er selber auch nicht.

»Und das wäre denn, meine Damen,« fügte er als Schluss hinzu, »die schönste Liebe, die ich in meinem Leben eingeflößt.«

Und er schwieg; die anderen gleichfalls. Sie waren nachdenklich . . . . Hatten sie ihn verstanden?

Als Josef Sclave bei Frau Potiphar war, so erzählt der Koran, da war er so schön, dass die Frauen, denen er bei Tisch aufwartete, sich mit dem Messer in die Finger schnitten, während sie ihn ansahen. Aber wir leben nicht mehr in Josefs Zeiten, und die Eindrücke beim Dessert sind heutzutage weniger heftig . . .

»Wie dumm musste bei all ihrem Geist Ihre Marquise sein, um Ihnen so was zu erzählen,« sagte die Herzogin, die sich gestattete, cynisch zu sein, sich aber nirgends hineinschnitt mit dem goldenen Messer, das sie noch immer in der Hand hielt.

Die Gräfin Chiffrevas blickte nachdenklich auf den Grund eines Rheinweinglases aus smaragdenem Krystall, das so geheimnisvoll war wie ihre Gedanken.

»Und die kleine Maske?« fragte sie.

»O! die war jung vermählt in der Provinz gestorben, als ihre Mutter mir diese Geschichte erzählte,« entgegnete Ravila.

»Sonst!« . . . meinte die Herzogin nachdenklich.

# DAS GLÜCK IM VERBRECHEN.

# Das Glück im Verbrechen.

*Dans ce temps délicieux,*
*Quand on raconte une histoire vraie,*
*C'est à croire, que le Diable a dicté . .*

An einem Morgen im vergangenen Herbst ergieng ich mich im Jardin des Plantes, in Gesellschaft des Doctors Torty, eines meiner ältesten Bekannten. In meiner Kindheit übte Doctor Torty die ärztliche Praxis in der Stadt V.; aber nach etwa dreißig Jahren dieser angenehmen Thätigkeit, und nachdem seine Stammkunden — wie er sie nannte — gestorben waren, nahm er keine neuen mehr an. Schon bejahrt, erfüllt von einem wilden Drang nach Unabhängigkeit, wie ein Thier, das immer im Zaum gegangen ist und ihn endlich zerreißt, war er nach Paris gekommen, hatte sich in der rue Cuvier, nahe dem Jardin des Plantes, eingenistet und betrieb seine Kunst nur mehr zu seinem persönlichen Vergnügen. Er fand nämlich wirklich großes Vergnügen daran, denn er war Arzt mit Leib und Seele, bis in die Fingerspitzen, ein trefflicher Arzt und scharfer Beobachter, oft-

mals weit über das Pathologische und Physiologische des Falles hinaus.

Er war einer von der frechen, kräftigen Sorte, die die Dinge nicht mit Glacéhandschuhen anfasst, denn er hielt sich an das alte Sprichwort: »Mit Handschuhen kann die Katze nicht Mäuse fangen«, und er hatte deren unzählige gefangen und wollte noch immer welche fangen, der alte Schlaukopf von der guten, feinen Rasse! Er war ganz von der Gattung, die mir sehr gefällt, und zwar glaube ich (und ich kenne mich ja!), gerade um der Seiten willen, die den anderen am gründlichsten missfallen. Er missfiel nämlich den meisten, solange sie gesund waren, der brüske Sonderling von Doctor; aber waren sie krank, dann machten ihm die, die ihn am wenigsten leiden konnten, die tiefsten Reverenzen, so wie die Wilden vor Robinsons Gewehr, das sie vernichten konnte, nur umgekehrt, weil er sie retten konnte! Ohne diese mächtige Erwägung wäre der Doctor wohl kaum zu einer Rente von zwanzigtausend Francs in einem kleinen, bigotten, zimperlichen, aristokratischen Städtchen gelangt, wo man ihn nach Neigung und Überzeugung am liebsten vor die Thüre der Paläste gesetzt hätte. »Sie hatten« — sagte er spöttisch — »während meiner dreißigjährigen Station in V. die Wahl zwischen der letzten Ölung und mir, und bei aller Frömmigkeit zogen sie mich denn doch der heiligen Wegzehrung vor.«

Wie man sieht, nahm er sich kein Blatt vor den Mund. Sein Witz war etwas gotteslästerlich.

Ein ehrlicher Jünger des Cabanis in medicinischer Philosophie, war er, wie sein alter College Chaussier, einer aus der durch ihren absoluten Materialismus schrecklichen Schule von Ärzten, und von dem unverschämten, alles herabsetzenden Cynismus des ersten der Dubois, welcher Palastdamen und Herzoginnen duzte und sie »Gevatterin« nannte, wie das erste beste Marktweib.

Über siebzig Jahre alt, aber vierschrötig, kräftig und knorrig wie sein Name, mit einem sardonischen Gesicht und durchdringenden unbewaffneten Augen unter der hellbraunen Perücke mit den schlichten, glänzenden, kurzen Haaren, zumeist in Grau oder Braun gekleidet, glich er weder an Haltung noch in seiner Art jenen correcten Herren Pariser Ärzten mit ihren weißen, wie aus den Leichentüchern ihrer Patienten gefertigten Cravatten! Er war ein anderer Mensch. Mit seinen hirschledernen Handschuhen, den dickbesohlten Stiefeln, die unter seinen festen Schritten kräftig knarrten, hatte er etwas von einem schneidigen Reitersmann. Und das stimmte auch; denn wieviele von den dreißig Jahren seiner Praxis hatte er nicht im Sattel verbracht, auf heillosen Wegen! und das verrieth sich noch in der Art, wie er den mächtigen Oberkörper aufreckte, der unerschüttert auf den Rippen saß und sich auf kräftigen Beinen wiegte, die gekrümmt waren wie die eines alten Postillons. Doctor Torty war so eine Art von berittenem Lederstrumpf gewesen. Ein Naturmensch, der sich, wie Coopers Held, über alle socialen Gebote wegsetzte,

aber nicht, wie der Mann von Fenimore, den Gottesgedanken an ihre Stelle rückte, war er einer jener unerbittlichen Beobachter geworden, die nothgedrungen zu Menschenfeinden werden müssen. Und er war es auch. Nur hatte er, indes er sein Pferd durch den Morast der grundlosen Wege waten ließ, Zeit gefunden, sich gegen den sonstigen Schlamm des Daseins abzustumpfen. Er war kein Misanthrop wie Alceste. Er war nicht moralisch entrüstet. Er gerieth nicht in Zorn. Nein! Er verachtete die Menschen so ruhig, wie er seine Prise nahm, und vielleicht mit ebenso vielem Vergnügen an der Sache.

So war der Doctor Torty, mit dem ich damals spazieren gieng.

Es war ein Herbstwetter, klar und hell genug, um die Schwalben in ihrem Abzug aufzuhalten. Es läutete Mittag von Notre-Dame, und der ernste Klang schien über den grünen Strom weg bis über unsere Häupter leuchtende Schwingungen zu senden, so rein war die durchbebte Luft. Das rostfarbene Laub der Bäume hatte sich allmählich aus den morgendlichen Nebeln gelöst, und eine freundliche Herbstsonne wärmte uns den Rücken, während wir betrachtend vor dem Käfig der herrlichen schwarzen Pantherin standen, die den Winter darauf, wie ein junges Mädchen, an der Schwindsucht starb. Um uns her war das gewöhnliche Publicum des Jardin des Plantes, Leute aus dem Volke, Soldaten und Kindermädchen, die gerne vor den Gittern der Käfige herumlungern und sich damit vergnügen, den

schlummernden, trägen Thieren Nuss- und Kastanienschalen zuzuwerfen. Die Pantherin, vor der wir beim Umherschlendern angelangt waren, war von jener besonderen Rasse von der Insel Java, jenem Erdenwinkel, der selbst eine große, unzähmbare Tigerin scheint, die den Menschen fascinirt und ihm die Zähne ins Fleisch schlägt. Wer nicht an sich selbst jene heftigen und tödlichen Eindrücke verspürt hat, vermag sich keine Vorstellung von der wilden Lebenskraft dieses zugleich bezaubernden und vergiftenden Landes zu machen. Nachlässig auf ihren eleganten Tatzen hingestreckt, den Kopf hoch, die smaragdenen Augen unbeweglich, war die Pantherin so recht ein herrliches Probeexemplar der furchtbaren Erzeugnisse ihres Mutterlandes. Kein heller Fleck unterbrach das gleißende Schwarz ihres sammtenen Felles, und wandte man den Blick von diesem herrlichen Bilde geschmeidiger Schönheit, ruhender Kraft und königlicher Geringschätzung auf die Gaffer vor dem Gitter, so war es wahrlich nicht die Menschheit, der die schönere Rolle zufiel, sondern die Bestie. Es war fast demüthigend, wie überlegen sie schien, und ich bemerkte es eben leise dem Doctor gegenüber, als plötzlich zwei Personen herzutraten und sich gerade vor der Pantherin aufpflanzten. »Sehen Sie nur jetzt hin,« entgegnete mir der Doctor, »nun ist das Gleichgewicht zwischen den Gattungen wieder hergestellt!«

Es waren ein Mann und eine Frau, beide hochgewachsen, die mir auf den ersten Blick den

Eindruck machten, den höheren Kreisen der Pariser Gesellschaft anzugehören. Sie waren beide nicht mehr jung, aber gleichwohl vollkommen schön. Der Mann mochte über siebenundvierzig, die Frau über vierzig sein. Sie hatten demnach beide »den Wendekreis überschritten«, wie die Südseefahrer sagen, jenen fatalen Wendekreis, von dem es keine Rückkehr gibt, ist man einmal im Leben darüber weggesegelt. Es schien sie aber beide gar nicht zu kümmern; sie hatten keinen melancholischen Zug im Gesicht. Der schlanke Mann, der in seinem knappen Schlussrock so patricisch aussah, als trüge er eines der Costüme, wie sie Tizian auf seine Bilder zeigt, glich mit den geschwungenen Linien seiner Gestalt, den weiblich zarten, hochmüthigen Zügen, dem spitzen, leicht ergrauten Schnurrbart einem Hofherrn aus der Zeit Heinrichs III., und um die Ähnlichkeit noch vollständiger zu machen, erschimmerten an seinen Ohren zwei dunkle Saphire. Bis auf dies »lächerliche« Detail (wie die Welt gesagt hätte), das genügend die vollste Geringschätzung für die landläufigen Anschauungen bewies, war alles einfach und »Dandy«, in Brummels Sinn, das heißt unauffällig an der Erscheinung dieses Mannes, die durch sich selber die Aufmerksamkeit auf sich zog und sie ausschließlich gefesselt hätte ohne die Frau an seinem Arme. Diese Frau nahm den Blick noch mehr gefangen als der Mann und hielt ihn länger fest. Sie war fast so groß wie er, und da auch sie ganz in Schwarz gekleidet war, erinnerte sie

an die große, schwarze Isis des ägyptischen Museums in ihrer Üppigkeit, der Kraft und dem geheimnisvollen Stolz. Sonderbarerweise hatte bei diesem schönen Paare er die Nerven und sie die Muskeln.

Ich sah nur ihr Profil, aber mir kam es vor, als hätte ich nie ein reineres und vornehmeres gesehen. Die Augen konnte ich nicht beurtheilen; sie waren auf die Pantherin gerichtet, die eine magnetische Wirkung davon zu verspüren schien, denn sie wurde gleichsam immer starrer unter diesen Blicken, und, wie eine Katze, die die Sonne blendet, blinzelte sie ein paarmal, dann, als könne sie es nicht länger ertragen, ließ sie den Vorhang ihrer Lider über die grünen Sterne niederfallen. Sie verschanzte sich . . . .

»Ah! Ah! Pantherin gegen Pantherin!« raunte mir der Doctor zu, »aber der Atlas ist stärker als der Sammt.«

Der Atlas war die Frau, die ein lang schleppendes Kleid aus diesem glänzenden Stoffe trug. Und der Doctor hatte recht gesehen! Schwarz, geschmeidig, ebenso königlich und schön in ihrer Art, doch von noch furchtbarerem Reize, stand die Fremde wie ein menschlicher Panther vor der Bestie, das schien diese zu fühlen, indem sie die Augen schloss. Aber die Frau, wenn es eine war, begnügte sich nicht mit diesem Triumph. Sie war nicht großmüthig. Ihre Rivalin sollte sehen, wer sie demüthigte; darum knöpfte sie wortlos den zwölfknöpfigen violetten Handschuh auf, der ihren herrlichen Vorderarm um-

schloss, und kühn die Hand durchs Gitter steckend, schlug sie ihn der Pantherin ums Maul. Die machte nur einen Satz und schnappte. Ein Schrei ertönte. Wir hielten die Hand für zerfleischt. Er war nur der Handschuh. Die Pantherin hatte ihn verschlungen. Mit weitaufgerissenen Augen und bebenden Nüstern stand das gereizte Thier da.

»Närrin!« sagte der Mann, wie man so manchmal »Närrin« sagt, und küsste leidenschaftlich die schöne, so grausamer Gefahr entronnene Hand.

Sie wandte sich nach unserer Seite, um zu sehen, wie er ihren nackten Arm küsste, und so erblickte ich ihre Augen, Augen, die wilde Thiere bändigten und in diesem Moment von einem Manne fasciniert wurden: zwei große schwarze Diamanten, deren Facetten allen Stolz der Welt auszustrahlen vermochten und die doch nur noch liebende Anbetung ausdrückten, wie sie sich nun auf ihn richteten. Diese Augen sprachen ein ganzes Gedicht. Der Mann hatte den Arm nicht wieder losgelassen und, ihn fest aufs Herz pressend, zog er die Frau in einen Seitengang des Parkes, gleichgiltig gegen das Murmeln der aufgeregten Menge, die sie durchschritten. Sie streiften an mir und dem Doctor vorüber, aber ganz ineinander versunken, sahen sie nichts als sich selber. Sie schienen Wesen höherer Art, die die Erde zu ihren Füßen nicht einmal bemerkten und in Wolken gehüllt dahinschritten, wie die Götter im Homer.

Es ist das kein häufiger Anblick in Paris, und darum blickten wir ihnen nach. Es war herrlich, wie sie so majestätisch unter den Strahlen der Mittagssonne dahinschritten. Vor dem Thore bestiegen sie ein funkelndes Coupé mit glänzend geschirrten Pferden.

»Sie vergessen die ganze Welt!« sagte ich zum Doctor.

»Die fragen viel um die Welt!« entgegnete der mit seiner schneidenden Stimme. »Die sehen die ganze Schöpfung nicht und, was noch ärger ist, sie gehen an ihrem Arzt vorüber, ohne ihn zu bemerken!«

»Was, das wären Sie, Doctor«? rief ich; »dann werden Sie mir ja sagen, wer die beiden sind.«

Der Doctor machte eine pfiffige Pause, um die Wirkung zu erhöhen. »Es sind Philemon und Baucis,« sagte er einfach.

»Donnerwetter!« sagte ich, »ein Philemon und eine Baucis von vornehmer Art und nicht besonders antik. Aber, Doctor, wie heißen die Leute?«

»Wie! Sollten Sie in Ihrer Welt, in der ich nicht verkehre, nie vom Grafen und der Gräfin Serlon de Savigny, als von dem Muster einer guten Ehe, gehört haben?«

»Nein, meiner Treu; man spricht wenig von guten Ehen in meiner Welt, Doctor.«

»Hm! Hm! wohl möglich!« gab dieser mehr sich selbst als mir zur Antwort.

»Übrigens abgesehen davon, dass die beiden Grund haben, nicht viel in diese Welt, die auch

die Ihre ist, zu gehen, und fast das ganze Jahr in ihrem alten Schlosse im Cotentinschen Kreise leben, so giengen einst auch solche Gerüchte über sie um, dass man im Faubourg Saint-Germain, wo sich noch ein Rest von adeliger Solidarität erhalten hat, lieber darüber schweigt, als davon spricht.«

»Gerüchte? Nun werden Sie interessant, Doctor! Sie müssen ja was darüber wissen, denn das Schloss von Savigny ist nicht weit von V., wo Sie Arzt waren.«

»Ja, die Gerüchte!« meinte der Doctor, nachdenklich eine Prise nehmend.

»Doctor, mein lieber, guter Doctor,« sagte ich einschmeichelnd, »erzählen Sie mir doch, was Sie über den Grafen und die Gräfin von Savigny wissen.«

»Der Arzt ist der Beichtvater der modernen Zeit,« sagte der Doctor mit komischer Feierlichkeit; »er ist an die Stelle des Priesters getreten, und ist wie dieser verpflichtet, das Beichtgeheimnis zu wahren.«

Er sah mich boshaft an, denn er kannte meine Ehrerbietung für alles Katholische, dessen Feind er war. »Und wie der Priester, wird er es halten,« fuhr er cynisch fort. »Kommen Sie.«

Und er zog mich in die Allee, die den Boulevard de l'Hôpital besäumt. Dort setzten wir uns auf eine Bank und er begann:

»Mein Lieber, es ist das eine Geschichte, nach der man tief graben muss, wie nach einer Kugel, über der das Fleisch wieder verwachsen ist. Es

war in den ersten Jahren nach der Restauration. Ein Garderegiment kam durch die Stadt V. Aus irgend einem militärischen Grunde gezwungen, sich zwei Tage dort aufzuhalten, beschlossen die Officiere des Regimentes, der Stadt zu Ehren ein Schaufechten zu veranstalten. Sie verdiente dies; sie war, wie man damals sagte, »plus royaliste que le Roi«. Es wimmelte in ihr von Adeligen. Mehr als dreißig Söhne ihrer ersten Familien dienten bei den Leibgarderegimentern, und die durchreisenden Officiere kannten sie fast alle. Was aber vor allem für dies martialische Fest entschied, das war ihr alter Ruf, denn V. hatte »die Raufboldin« geheißen, und war noch zu jener Zeit die ritterlichste Stadt von Frankreich. Mochte auch die Revolution von 1789 ihren Cavalieren das Recht genommen haben, den Degen zu tragen, so bewiesen sie doch, dass sie ihn noch immer zu führen verstanden. Das Schaufechten fiel sehr prächtig aus, alle guten Klingen des Landes eilten herbei, und das junge, in der schwierigen Kunst der Waffen weniger geübte Geschlecht zeigte einen solchen Enthusiasmus, dass es einem alten Fechtmeister des Regiments, der die dreifache Dienstzeit hatte und mit Schrammen bedeckt war, beifiel, es wäre eine gute Zuflucht für das Ende seiner Tage, wenn er in V. eine Fechtschule errichtete. Sein Oberst, dem er den Gedanken anvertraute, stimmte zu, gab ihm den Abschied, und ließ ihn dort zurück. Der Fechtmeister, der mit seinem Familiennamen Stassin und mit sei-

nem Spitznamen »Pointe-au-corps« hieß, hatte einen genialen Einfall gehabt. Seit Jahren hatte es keine anständige Fechtschule in V. gegeben; es war dies sogar ein beständiger Gegenstand der Klage unter den alten Herren vom Adel gewesen, die ihre Söhne selbst im Fechten unterweisen oder von ausgedienten Militärs unterrichten lassen mussten, die selbst wenig oder gar nichts von der Sache verstanden. Die Bewohner von V. legten aber großen Wert auf eine schöne und correcte Ausübung der edlen Kunst. Sie verachteten jene plumpen Schläger, die oft sehr gefährlich werden können, aber doch keine »feinen Klingen« sind. »Pointe-au-corps«, der in seiner Jugend ein schöner Mann und ein preisgekrönter Degen gewesen, war einer jener Fechter, die keine Schule hervorzubringen vermag ohne ein ganz besonderes angeborenes Talent. Er wurde natürlich der Gegenstand allgemeiner Bewunderung in V., und bald noch mehr. Nichts gleicht ja die Standesunterschiede derart aus wie der Degen. Die Könige von Frankreich adelten die, welche sie lehrten, ihn zu führen. Die Herren vom Provinzadel, die den Geruch der Monarchie noch in der Nase hatten, behandelten den alten Fechtmeister bald als ihresgleichen. So wäre alles gut gegangen, hätte »Pointe-au-corps« kein anderes Herz besessen als das rothlederne auf dem weißen gepolsterten Bruststück, das er umschnallte, wenn er feierlich seine Stunde gab. Es zeigte sich jedoch, dass er noch ein anderes besaß, und so machte der

alte napoleonische Soldat seinen letzten dummen Streich, indem er sich zu fünfzig Jahren in aller Form rechtens — auf dem Standesamt und in der Kirche — mit einer Grisette vermählte, die ihm nach neun Monden, auf den Tag, ein Kind gebar; und aus diesem Kind, lieber Freund, das ein Mädchen war, ist jene einer Göttin gleichende Frau geworden, die eben so hochfahrend an uns vorübergegangen ist.«

»Die Gräfin Savigny!« rief ich.

»Ja, die Gräfin Savigny, in eigener Person! Ja, bei den Frauen wie bei den Nationen darf man nicht zu gründlich nach dem Ursprung forschen. Man soll keines Menschen Wiege besehen. Keine Wiege ist allzu sauber, und poetisch wird eine Wiege erst, wenn das Kind nicht mehr drinnen liegt.«

Der Doctor machte eine Pause. Ich hatte nichts gegen seine Betrachtung einzuwenden, und so fuhr er fort:

»Wie alle alten Soldaten, die sogar fremde Kinder lieben, vergötterte »Pointe-au-corps« das seine. Es ist dies nur natürlich. Wenn ein schon bejahrter Mann ein Kind bekommt, liebt er es zärtlicher als ein junger, denn, wie allem auf der Welt, liegt auch der väterlichen Liebe die Eitelkeit zugrunde. Alle alten Tröpfe, die ich noch gekannt, die in späteren Jahren Vater geworden, vergötterten ihre Nachkommenschaft und waren lächerlich stolz auf sie, wie auf eine That. Die Tochter des »Pointe-au-corps« war übrigens wirklich ein prächtiges Kind. Die erste Sorge des

alten Fechtmeisters war, ihr unter den Edelleuten, die ständig seinen Fechtsaal besuchten, einen Pathen zu wählen; und er wählte den Grafen d'Avice, den Doyen seiner Kunden, der zur Zeit der Emigration selbst in London Fechtunterricht gegeben hatte, zu mehreren Guineen die Stunde. Graf d'Avice de Sortôville-en-Beaumont, der schon vor der Revolution Rittmeister bei den Dragonern und Chevalier de Saint-Louis gewesen war, und, obgleich ein Siebziger, noch alle jungen Leute im Fechten übertrumpfte, schätzte »Pointe-au-corps«, mit dem er sich duzte, sehr. »Die Tochter eines Mannes wie Du,« sagte er, »soll nur wie der Degen eines Helden heißen. Nennen wir sie Hauteclaire.« Und so wurde sie getauft. Der Pfarrer von V. machte wohl ein etwas saueres Gesicht zu diesem Namen, der noch nie über dem Taufbecken seiner Kirche erklungen war; aber da der Herr Graf d'Avice der Taufpathe war, ferner im katholischen Kalender eine Heilige Claire vorkommt, so gieng der Name von Oliviers Schwert auf das Kind über, ohne dass die Stadt V. sich wesentlich darüber aufgeregt hätte. Ein solcher Name schien ein Schicksal anzukündigen. Der alte Fechtmeister, der sein Gewerbe fast ebenso sehr liebte wie seine Tochter, beschloss, sie dasselbe zu lehren und es ihr als Mitgift zu hinterlassen. Eine traurige Mitgift! Ein magerer Bissen bei unseren heutigen Sitten, die der arme Teufel von Fechtlehrer nicht voraussah. Sobald das Kind auf den Füßen stehen konnte, begann

er es an die Führung des Degens zu gewöhnen, und da das kleine Ding ein fester Kerl wie von Stahl war, schoss es so prächtig auf, dass es mit zehn Jahren schon fünfzehnjährig schien. Man sprach überall von der kleinen Hauteclaire Stassin, die später »Fräulein Hauteclaire Stassin« werden sollte. Namentlich die jungen Damen der Stadt, in deren Kreisen die Tochter des Stassin, genannt »Pointe-au-Corps«, nicht gut verkehren konnte, brachten ihr — wie Sie sich denken können — eine unbegreifliche oder eigentlich ganz begreifliche, mit Neid und Ärger vermengte Neugier entgegen. Ihre Väter und Brüder sprachen in ihrer Gegenwart mit Staunen und Bewunderung von Hauteclaire, und sie hätten diesen weiblichen heiligen Georg, dessen Schönheit seiner Fechtkunst angeblich nichts nachgab, gern in der Nähe gesehen. Sie sahen sie aber nur von weitem. Ich kam damals gerade nach V. und war öfters Zeuge dieser brennenden Neugier. »Pointe-au-Corps«, der unter dem Kaiserreich Husar gewesen war und mit seinem Fechtsaal Haufen Geldes verdiente, hatte sich ein Pferd gekauft, um seiner Tochter Reitstunden zu ertheilen, und da er auch für die Besucher seiner Fechtschule Pferde zuritt, sah man ihn öfters mit Hauteclaire auf den Wegen um die Stadt spazieren reiten. Ich traf sie oft, wenn ich von meinen Krankenbesuchen heimkehrte, und konnte bei diesen Anlässen beobachten, welch ungeheueres Interesse dies so rasch entwickelte junge Mädchen den anderen jungen Damen der

Gegend einflößte. Sie können sich nicht denken, mit welcher Gier sie die Köpfe aus den Wagenfenstern steckten, sobald man Fräulein Hauteclaire Stassin an der Seite ihres Vaters trabend oder galoppierend in der Ferne sah. Aber es war immer vergeblich, sie bekamen immer nur die Umrisse des Mädchens zu sehen, das für das Reitkleid wie geschaffen war — wie Sie, der Sie sie gesehen, sich vorstellen können — deren Gesicht aber nahezu völlig unter einem dichten, dunkelblauen Schleier verborgen blieb. Nur die Herren der Stadt kannten Fräulein Hauteclaire Stassin. Den ganzen Tag das Fleuret in der Hand, die Fechtmaske, die sie nicht oft ablegte, vor dem Gesicht, verließ sie kaum den Fechtsaal ihres Vaters, der allmählich etwas steif wurde und dessen Stelle sie oft bei den Stunden vertrat. Sie zeigte sich sehr selten auf der Straße und selbst Sonntags bei der Messe verhüllte ein undurchdringlicher Schleier ihr Gesicht. Lag eine Affectation in dieser Art, sich zu verhüllen und die Neugier zu reizen? Vielleicht. Jedenfalls war der Charakter des jungen Mädchens so undurchdringlich wie ihre Maske, wie die Zukunft lehren sollte.

»Doch ich möchte endlich zu der Zeit kommen, wo meine eigentliche Geschichte beginnt. Fräulein Hauteclaire zählte damals etwa siebzehn Jahre. Pointe-au-corps, verwitwet, durch die Julirevolution, die den Adel trauernd in seine Schlösser trieb, schwer in seinem Metier geschädigt, hatte nicht mehr lange zu leben. Für

den Arzt war dies unverkennbar; ich gab ihm nur noch kurze Zeit, als eines Tages ein junger Mann in seinen Fechtsaal kam, der erst kürzlich, nach dem Tode seines Vaters, in sein Schloss zurückgekehrt war. Es war der Graf Serlon von Savigny, der »Zukünftige« (wie man es im Tone jener Provinz nannte) des Fräulein Delphine de Cantor. Der Graf von Savigny war sicherlich einer der glänzendsten und feurigsten jungen Cavaliere seiner Zeit, wo alle jungen Leute feurig waren, denn damals gab es in V. — wie allerwärts — wirkliche Jugend. Heute gibt es keine mehr. Man hatte ihm sehr viel von Hauteclaire Stassin erzählt, und er wollte dies Weltwunder kennen lernen. Er fand sie, was sie auch war — entzückend, verteufelt herausfordernd und pikant in ihren schwarzen Seidentricots, die ihre, der Pallas von Velletri gleichen Formen zur Geltung brachten, und der schwarzen ledernen Weste, die krachend ihre üppige und biegsame Taille umschloss. Sie war ernst wie eine Clorinde. Der Graf von Savigny sah ihr zu, wie sie ihre Stunden gab, und forderte sie auf, die Waffen mit ihm zu kreuzen. Aber er wurde nicht zum Tancred der Situation! Fräulein Hauteclaire setzte dem schönen Serlon ein paarmal den Degen auf die Brust und wurde selbst nicht ein einzigesmal berührt.

»Es ist unmöglich, an Sie heranzukommen, mein Fräulein,« sagte er sehr anmuthig. »Sollte das von Vorbedeutung sein?«

»Wurde schon an diesem ersten Abend das

Selbstgefühl des jungen Mannes von der Liebe überwunden? Jedenfalls kam er von jenem Abend ab täglich in den Fechtsaal des »Pointe-au-corps«. Sein Schloss war nur wenige Meilen entfernt. Er legte sie leicht zu Wagen oder zu Pferd zurück, und niemand bemerkte es in dem klatschsüchtigen Nest, wo jede Kleinigkeit besprochen wurde, aber wo die Vorliebe fürs Fechten alles erklärte. Savigny sprach sich niemandem gegenüber aus. Er vermied sogar die allgemeinen Unterrichtsstunden; kein Mensch hatte damals eine Ahnung davon, was zwischen ihm und Hauteclaire vorgieng, wenn überhaupt etwas vorgieng. Seine Heirat mit Delphine de Cantor, die ihre beiderseitigen Eltern beschlossen hatten und die zu vorgeschritten war, um rückgängig zu werden, vollzog sich drei Monate nach seiner Heimkehr und bot ihm sogar Gelegenheit, einen ganzen Monat in V., in der Nähe seiner Braut zu verleben, bei der er die ganzen Tage verbrachte, aber von wo er allabendlich regelmäßig zur Fechtstunde gieng.

»Wie alle Welt hatte auch Fräulein Hauteclaire gehört, dass der Graf von Savigny und Fräulein von Cantor in der Pfarrkirche von V. aufgeboten wurden; aber nichts an ihr verrieth, dass sie das auch nur im mindesten interessiere. Allerdings dachte auch niemand daran, sie zu beobachten. Nach der Trauung zogen sich die jungen Eheleute auf ihr Schloss zurück; doch gab der Graf darum keineswegs seine Gewohnheit, täglich nach der Stadt zu kommen, auf.

Die Zeit vergieng. Der alte »Pointe-au-corps« starb. Nach einer kurzen Pause wurde der Fechtsaal wieder eröffnet und Fräulein Hauteclaire Stassin kündigte an, sie werde den Unterricht fortsetzen. Sie fand nur noch desto mehr Schüler Die Männer sind überall gleich. An ihrem eigenen Geschlechte mögen sie keine Extravaganz; aber sie schwärmen für die Extravaganz, die Unterröcke trägt. Eine Frau, die das thut, was sonst nur einem Manne zukommt, wird, selbst wenn sie es weit schlechter thut, in Frankreich stets dem Manne vorgezogen werden. Nun übte Fräulein Hauteclaire ihre Kunst aber weit besser als irgend ein Mann; sie hatte ihren Vater übertroffen. Sie war unvergleichlich als Lehrerin, entzückend als Fechterin. Sie führte Stöße, die an Wunder grenzten und über die die Kenner vor Entzücken außer sich geriethen. Aber auch abgesehen von dieser, bei einer Frau so seltenen Begabung, durch die sie würdig ihren Lebensunterhalt erwarb, war es wunderbar, wie dies junge Mädchen, arm und ohne einen anderen Erwerb als ihr Fleurett, mit den vornehmsten und reichsten jungen Leuten der Gegend, unter denen sich mehr als ein liederlicher Strick befand, beständig verkehrte, ohne an ihrem Ruf zu leiden. »Sie muss doch ein anständiges Mädchen sein,« sagten die Frauen der Gesellschaft, wie sie es von einer Schauspielerin gesagt hätten. Auch ich, der ich mir was auf meinen Blick zugute that, war dieser Ansicht. Ich kam öfters in den Fechtsaal, fand aber stets nur ein ernstes

junges Mädchen, das in schlichter Weise seinen Beruf erfüllte. Sie hatte es verstanden, sich bei allen in Respect zu setzen; ihr stolzes Antlitz, das damals noch nicht den leidenschaftlichen Ausdruck hatte, der Sie soeben so sehr frappiert, verrieth weder Kummer noch Verstörung, nichts, was auf das überraschende Ereignis gedeutet hätte, das plötzlich, wie eine Bombe, in die Stille der kleinen Stadt fallen sollte:

»Fräulein Hauteclaire Stassin ist verschwunden!«

»Sie war verschwunden: warum? — wieso? — wohin? — Man wusste es nicht. Eines stand fest: sie war verschwunden, spurlos verschwunden. Weder Schulden noch sonst ein Zeichen oder ein Wort hatte sie zurückgelassen. Es war, als hätten die Winde sie verweht. Mit wem war das stolze, junge Mädchen durchgegangen? Wer hatte sie entführt? Denn entführt hatte man sie doch sicherlich! — — — Keine Antwort! Es war, um eine kleine Stadt verrückt zu machen, und V. wurde thatsächlich verrückt. Es gab auch mehr als einen Grund zum Zorn! Vor allem entgieng einem die Thatsache. Dann hatte man sich blamiert im Urtheil über ein junges Mädchen, das man für unfähig gehalten hatte, »auf diese Art« zu verschwinden. Endlich verlor man mit Fräulein Stassin — »diese Stassin«, wie sie nur mehr hieß — einen weit und breit berühmten Fechtsaal, der die Specialität des Städtchens gewesen war. Es war sehr, sehr hart! Grund genug also, über das Andenken der tadellosen

Hauteclaire Ströme unflätiger Vermuthungen auszugießen. Außer ein paar alten Krautjunkern von ritterlichen Anschauungen, die sie, wie ihr Pathe, der Graf d'Avice, von Kindheit auf gekannt, sich überhaupt nichts nahgehen ließen und es ganz gut begriffen, dass sie endlich einen Schuh gefunden, der ihr besser saß als die Sandalen eines Fechtlehrers, die sie bisher getragen, stand niemand auf ihrer Seite, als sie verschwand; und namentlich die jungen Leute trugen es ihr nach, weil sie mit keinem von ihnen durchgegangen war.

»Mit wem war sie durchgegangen? — Einige der jungen Leute giengen alljährlich während des Winters für ein paar Monate nach Paris, und ein paar von ihnen behaupteten, Hauteclaire im Theater, in den Champs Elysées zu Pferd, in Begleitung oder auch allein, gesehen zu haben; aber sie waren ihrer Sache nicht gewiss. Sie konnten es nicht mit Bestimmtheit sagen. Vielleicht war sie es — vielleicht auch nicht. So beschäftigten sie sich alle in Gedanken mit dem jungen Mädchen, das sie bewundert hatten. Mit dem Fechten war es nun aus. Die jungen Cavaliere vertauschten das Fleurett mit dem Gewehre, sie wurden Jäger und blieben auf ihren Schlössern, der Graf von Savigny so gut wie die anderen. Er kam immer seltener nach V., und traf ich ihn dort, so war es in der Familie seiner Frau, deren Hausarzt ich war. Aber da ich nicht den mindesten Verdacht gegen ihn hatte, sprach ich mit ihm niemals

von Hauteclaire, und auch er vermied es, auf ihr Verschwinden anzuspielen.«

»Aha! Nun merk' ich was!« fiel ich ein. »Er hatte sie entführt!«

»Durchaus nicht!« entgegnete der Doctor. »Weit mehr als das! Sie würden nie darauf kommen. Er hatte sich nicht von seinem Schloss weggerührt. Er lebte dort in einer Ehe, die ein ewiger Honigmond schien, und da in der Provinz alles besprochen wird, citierte man den Grafen Savigny als einen jener seltenen Gatten, die man eigentlich pulverisieren und den anderen eingeben sollte. Auch ich wäre ihm, Gott weiß wie lange aufgesessen, wäre ich nicht eines Tages — etwa ein Jahr nach dem Verschwinden der Hauteclaire Stassin — ans Krankenlager der Schlossherrin von Savigny gerufen worden. Ich eilte hin und fand die Gräfin thatsächlich schwer leidend, in einem unbestimmbaren Zustand, der gefährlicher war, als eine ausgesprochene Krankheit. Sie war eine jener vornehmen, eleganten, hochmüthigen Frauen von alter, erschöpfter Rasse, deren Blässe und Magerkeit zu sagen scheint: »Ich bin vom Leben überwunden wie mein Geschlecht; ich sterbe, aber ich verachte Euch!« Und hol' mich der Teufel, so plebejisch ich auch bin und so unphilosophisch es sein mag, ich kann mir nicht helfen: ich muss das schön finden! Ich traf die Gräfin in einem schwarzgetäfelten Gemach, das eine grünverhängte Lampe beleuchtete. Der Graf wachte bei ihr. Er stand, als ich kam, mit dem Rücken zum Feuer, so

viel Schmerz und Sorge in der Miene, dass ich glauben musste, er liebe seine Frau leidenschaftlich. Aber seine Sorge galt nicht ihr, sondern einer anderen, die ich nicht im Schlosse vermuthete, und deren Anblick mich erstarren machte. Es war Hauteclaire!«

»Teufel! Das war kühn!« rief ich aus.

»So kühn,« entgegnete der Doctor, »dass ich zu träumen glaubte, als ich sie sah. Die Gräfin hatte um ihre Kammerjungfer geläutet, nach wenigen Minuten öffnete sich die Thüre.

»Eulalie, wo bleibt meine Medicin?« fragte die Gräfin kurz und ungeduldig.

»Hier ist sie Frau Gräfin!« hörte ich eine Stimme sagen, die mir bekannt schien, und im selben Augenblick sah ich eine Gestalt aus dem Schatten tauchen und Hauteclaire Stassin an das Lager treten, eine silberne Platte mit dem gewünschten Trank in den schönen Händen. Es war ein Anblick, um einem den Athem zu verschlagen. Eulalie! — Der so natürlich ausgesprochene Name sagte mir alles; er traf mich wie ein eisiger Strahl und gab mir die Fassung wieder. Hauteclaire war die Kammerfrau der Gräfin. Ihre Verkleidung war vollkommen. Sie trug die Tracht der V.'schen Grisetten, den Kopfputz, der einem Helme gleicht, und die langen Locken ums Gesicht. Sie war mit den züchtig gesenkten Blicken von einer vornehmen, zurückhaltenden Schönheit, die bewies, dass die verdammten Nattern, die Weiber, aus sich machen können, was sie wollen, sobald sie nur

das geringste Interesse daran haben. Obgleich ich meine Fassung wieder erlangt hatte, wollte ich dem kühnen Mädchen doch zeigen, dass ich sie erkannt hatte; und so bohrte ich, während die Gräfin trank, meine Blicke in die ihren. Aber ihre Augen, in jener Stunde sanft wie die eines Rehes, hielten tapferer stand als die der Pantherin zuvor. Sie zuckte nicht mit der Wimper. Nur ihre Hände durchlief ein leises Zittern.

»Es ist gut — tragen Sie das hinaus!« sagte die Gräfin, als sie ausgetrunken hatte; und Hauteclaire — Eulalie wandte sich, und schritt mit ihrem Gange, den ich unter hunderten erkannt hätte, zur Thüre hinaus.

»Ich gestehe, dass ich nicht sofort wagte, den Grafen anzusehen. Als ich es endlich that, fand ich in seinen Augen eine entsetzliche Angst, die allmählich erst wich. Er hatte erkannt, dass ich gesehen hatte, aber auch, dass ich nicht sehen wollte, was ich gesehen, und er athmete auf. Er war meiner unbedingten Discretion gewiss und führte das vermuthlich, was mir ganz gleichgiltig war, auf die Sorge zurück, eine solche Clientel zu verlieren, während es in der That das Interesse des Beobachters war, der sich ein Haus, in dem solche Dinge geschahen, nicht verschließen wollte.

»Glücklich darüber, von seiner Besorgnis befreit zu sein, sagte mir der Graf: »Kommen Sie doch bis auf weiteres jeden Tag, Doctor.« So konnte ich denn ungestört die geheimnisvolle Krankheit und die geradezu unglaubliche Situation

studieren! Wie lange mochte diese schon währen? — Seit dem Verschwinden Hauteclaires? War sie schon seit einem Jahr die Kammerjungfer der Gräfin? Wie kam es, dass niemand außer mir gesehen, was so leicht zu sehen war? Solche Gedanken saßen mit mir zu Pferde, auf dem Wege von und nach V. Der Graf und die Gräfin von Savigny, die man für ein heiß verliebtes Paar hielt, lebten allerdings sehr zurückgezogen. Aber hie und da kamen ja doch Gäste ins Schloss. Freilich bekamen die männlichen Hauteclaire nicht zu sehen, und die Frauen von V. hatten sie nie deutlich genug gesehen, um sie zu erkennen. Die Dienerschaft, mit der Hauteclaire doch leben musste, war wahrscheinlich nicht aus V. Ich wunderte mich nur, dass ihre grosse Schönheit nicht ihrer Aufnahme in den Dienst der Gräfin in Wege gestanden, die ihren Gatten doch liebte und eifersüchtig auf ihn sein musste. Aber diese hochmüthigen Aristokratinnen von V., die den Gattinnen der Paladine Karls des Großen an Stolz nichts nachgeben, können sich wohl nicht vorstellen, dass das schönste Kammermädchen jemals für ihre Gatten mehr bedeuten könne, als für sie ein schöner Lakai, und sie glaubte sich ja geliebt!«

»Hm!« fiel ich skeptisch ein, »das ist ja recht schön, mein lieber Doctor, aber das Bedenkliche der Situation wird dadurch nicht verringert.«

»Gewiss nicht!« entgegnete er; »aber vielleicht hatte gerade dieses Bedenkliche die ganze Situation erst geschaffen«, fügte der große Kenner

des menschlichen Herzens hinzu. »Es gibt Leidenschaften, die die Gefahr erst weckt; ohne sie würden sie gar nicht existieren. Im XVI. Jahrhundert, der Zeit der heftigsten Leidenschaften, war gerade die Gefahr, die ihnen drohte, die Mutter der großen Passionen. Man riskierte, erdolcht zu werden, wenn man aus den Armen der Geliebten kam, oder der Gatte hatte die Kleider seiner Frau vergiftet, auf die man in der Raserei seine Lippen drückte. In unserer nüchternen, modernen Zeit, wo das Gesetz die Leidenschaften verdrängt hat, ist die Strafe, die auf »Ehebruch unter dem häuslichen Dach«, wie es die Juristen nennen, steht, bekanntlich eine sehr erniedrigende, aber eben, indem der Graf Savigny sie herausforderte, gewann er erst jene Wollust der Gefahr, die wahrhaft starke Seelen berauscht.

Wie Sie sich denken können, war ich des nächsten Morgens zeitig im Schlosse, aber ich bemerkte nichts, was mir aufgefallen wäre. Eines stand fest: Hauteclaire und der Graf spielten eine unerhört freche Komödie mit der Ruhe vollkommener Schauspieler. Weniger fest stand, und das wollte ich zunächst ergründen, ob die Gräfin sich von ihnen täuschen ließ und wie lange sie, wenn es so war, sich von ihnen narren lassen würde. Auf die Gräfin richtete ich also zunächst meine Aufmerksamkeit, was mir nicht schwer wurde, weil sie ja meine Patientin war. Ich habe sie schon eine echte V.'sche Aristokratin genannt, eine von jenen, die nichts wissen, als dass sie von Adel sind und dass

außer dem Adel nichts auf der Welt einen Blick verdient. Solcher Dünkel ist die einzige Leidenschaft dieser Frauen. Im Kloster erzogen, wo sie sich furchtbar langweilte, hatte Fräulein Delphine de Cantor sich in ihrem elterlichen Hause weiter gelangweilt, bis sie die Gattin des Grafen Savigny wurde, den sie bereitwillig liebte oder zu lieben glaubte, weil er der erste Mann war, den sie kennen lernte. Sie war eine blasse Frau, mit schlaffem Fleisch, aber festen Knochen. Ihr milchweißer Teint war besät von kleinen Sommersprossen, die etwas dunkler waren als ihr mattröthliches Haar. Als sie mir ihren perlmutterweißen, blau durchäderten Arm mit den feinen aristokratischen Gelenken hinhielt, in dem ein matter Puls schlug, schien sie mir wahrhaft zum Opfer geschaffen, wie vom Schicksal bestimmt, unter den Füßen jener stolzen Hauteclaire zertreten zu werden. Freilich stimmten mit dieser Vorstellung das energische Kinn und die eigensinnige Stirne nicht ganz.

Nach wenigen Tagen wurde es mir gewiss, dass sie nicht die leiseste Ahnung von dem Verbrechen hatte, dessen Bühne ihr Haus war. Sie war gegen alle Welt, mit Ausnahme ihres Gatten, stolz und hochfahrend. Die falsche Eulalie, die sie bediente, behandelte sie gebieterisch, aber sanft. Es mag dies ein Widerspruch scheinen, ist aber keiner. Sie hatte den knappen, gedämpften Ton einer Frau, die zum Befehlen geboren und überzeugt ist, dass man ihr gehorcht. Eulalie diente ihr mit der zartesten Sorgfalt und bewies ein

solches Verständnis ihres Charakters, dass ich ihren Geist wie ihre Kraft bewundern musste. Mich fröstelte manchmal, wenn ich sie so um die Gräfin kreisen sah, wie es einen fröstelt, wenn man eine Schlange an das Bett einer Schlafenden schleichen sieht.

Eines Abends sagte ich zur Gräfin: »Sie haben da eine äußerst gewandte Kammerjungfer, Frau Gräfin, wie mir scheint. Darf ich wissen, woher sie ist?«

»Ja, ich bin sehr gut bedient,« antwortete die Gräfin gleichgiltig und zerstreut, sich dabei in einem kleinen Handspiegel betrachtend. »Ich bin außerordentlich zufrieden mit ihr. Aber ich weiß bloß, dass sie nicht aus V. ist. Fragen Sie den Grafen, lieber Doctor, wenn es Sie interessiert, denn er hat sie mir bald nach unserer Verheiratung zugeführt. Sie hatte, wie er mir sagte, bei einer verstorbenen Verwandten von ihm gedient. Ich muss ihm sehr dankbar sein, denn sie scheint gar keinen Fehler zu haben.«

»Ich finde einen an ihr, Frau Gräfin,« sagte ich mit gemachtem Ernste.

»Wirklich? Was denn?« fragte sie gedehnt.

»Sie ist zu schön,« sagte ich, »viel zu schön für eine Kammerjungfer. Man wird sie Ihnen eines Tages entführen.«

»Sie glauben?«

»Ja. Und vielleicht wird es ein Mann aus Ihrer Welt sein, Frau Gräfin, der sich in sie vernarrt. Sie ist schön genug, um einem Herzog den Kopf zu verdrehen.«

Ich sagte dies mit voller Absicht, um zu sondieren, aber die Stirne der Gräfin blieb glatt.

»Es gibt keine Herzoge in V., Doctor,« sagte sie, »und wenn so ein Mädel fort will, so hält die Vorliebe, die man für sie hat, sie gewiss nicht zurück. Eulalie bedient mich vortrefflich, aber sie würde gewiss wie jede andere eine bessere Empfindung missbrauchen und darum hänge ich mich keineswegs an sie.«

Wir sprachen nicht weiter von ihr. Die Gräfin ahnte offenbar nichts. Es wunderte mich auch gar nicht mehr. Selbst ich, der ich sie doch sofort erkannt und Hauteclaire so oft bei ihrem Vater gesehen hatte, war manchmal versucht, an Eulalie zu glauben. Der Graf hatte bei weitem nicht jene sichere Unbefangenheit in der Lüge; aber sie — sie bewegte sich in ihr wie der Fisch im Wasser. Wie musste sie ihn lieben, dass sie um seinetwillen einer Stellung entsagte, die die Augen eines ganzen Städtchens, das für sie die ganze Welt war, auf sie zog und ihr früher oder später einen Bewunderer bringen konnte, der sie heiratete! Er gab ihr, indem er sie liebte, weit weniger. Freilich, seinen Stolz musste es kränken, dass er seiner Geliebten die Demüthigungen des Dienstes nicht ersparen konnte. Es lag sogar ein Widerspruch zu seinem sonstigen Wesen darin. Liebte er Hauteclaire genug, um ihr seine junge Frau zu opfern, dann hätte er sie ja doch entführen und mit ihr in Italien leben können, ohne sie einem schimpflichen Concubinat preiszugeben. Liebte er sie also weniger, als er

geliebt wurde? Mitschuldige waren sie, aber das eigentliche Verhältnis der beiden zu einander vermochte ich nicht zu ergründen. Savigny war tadellos gegenüber seiner Frau, aber kam Hauteclaire-Eulalie hinzu, so war er von einer ruhelosen Vorsicht, die jeder anderen Frau als jener kleinen Klosterschülerin alles verrathen hätte. Er vermied es, bei kleinen Handreichungen Hauteclaires Hand zu berühren, als wäre es ihm dann unmöglich gewesen, nicht danach zu fassen. Sie dagegen war weniger ängstlich; es war, als wolle sie das Verlangen und die Gefahr beständig herausfordern. Oftmals, wenn sie bei Tisch bediente, streifte sie Nacken und Ohr des Grafen, der dann erblasste und nach seiner Frau sah, ob sie nichts bemerke. Meiner Treu! Ich war damals jung, und das Kreisen der Molecüle im Organismus, das man die Heftigkeit der Empfindungen nennt, schien mir das einzige des Lebens werte. Darum stellte ich mir auch vor, es müsse ein köstlicher Genuss darin liegen, so unter den Augen der Gattin, die alles errathen konnte, mit einer falschen Dienerin im Concubinate zu leben. Ja, jetzt begriff ich ihn, den »Ehebruch unter dem häuslichen Dach«, wie es der alte Biedermann von Codex nennt!

Aber außer Savignys Erblassen und seiner verhaltenen Erregung bekam ich nichts von dem Roman zu sehen, der zwischen ihnen spielte, indess sie der nach meiner Überzeugung unvermeidlichen Katastrophe entgegen sahen. Was gieng in ihnen vor? Das reizte mich so sehr,

dass ich aus dem Beobachter allmählich zum Spion wurde. Ich ließ mich damals zu hässlichen und niedrigen Dingen herab, obwohl ich mir dessen sehr wohl bewusst war. Wenn ich bei meinen Besuchen das Pferd im Stall einstellte, horchte ich die Dienerschaft über die Herrschaft aus. Aber diese wusste ebensowenig als die Gräfin selbst. Sie hatte keinen Verdacht gegen Hauteclaire, und ohne einen Zufall, der mir mit einem Schlage mehr entdeckte als all mein Combinieren und Spionieren, hätte ich noch immer nichts erfahren.

Schon über zwei Monate besuchte ich die Gräfin, deren Zustand sich nicht bessern wollte, und die immer mehr Anzeichen der heute so häufigen Entkräftung zeigte, die die Ärzte unserer entnervten Zeit Anämie getauft haben.

Savigny und Hauteclaire spielten ihre schwierige Komödie weiter, ohne durch meine Gegenwart im Schlosse ihre Fassung zu verlieren Dennoch schien es, als seien die Schauspieler ein wenig ermüdet. Serlon war abgemagert, und es hieß in V.: »Welch ein Mustergatte, dieser Savigny! Er ist ganz niedergedrückt durch die Krankheit seiner Frau! Es ist doch was Schönes um die Liebe!«

Hauteclaire hatte müde Lider, nicht wie von vielen Thränen, denn diese Augen haben vielleicht nie geweint, sondern wie von vielen schlaflosen Nächten. Savignys Magerkeit und Hauteclaires umrandete Augen mochten übrigens noch andere Ursachen haben. Ich stellte meine Ver-

muthungen über diese äußeren Zeichen bei mir an, ohne mir doch klar zu werden, als ich eines Abends auf einem Heimritt vorüberkam. Ich hatte wie gewöhnlich im Schlosse einkehren wollen, aber eine schwere Entbindung hatte mich lange aufgehalten und so war es zu spät, als ich ans Schloss kam. Ich wusste nicht einmal die Zeit; meine Uhr war stehen geblieben. Aber der Mond, der im Niedergehen begriffen war, wies etwas über Mitternacht auf dem weiten, blauen Zifferblatt des Firmaments und berührte fast die Spitzen der hohen Tannen von Savigny, hinter denen er verschwinden sollte. Sie wissen vielleicht, dass man dies Gehölz durchschneiden und die Mauer des Parkes wie ein Cap umkreisen muss, um auf die Straße von V. zu gelangen. Mitten im dichtesten Dunkel dieses Gehölzes, wo man keinen Schimmer erblickte und keinen Laut vernahm, schlug plötzlich ein seltsames Geräusch an mein Ohr. Ich dachte zuerst, irgend eine arme Taglöhnerin, die des Tages am Feld arbeitet, benutze den Mondschein, um in einem Straßengraben ihre Wäsche zu waschen. Erst nach und nach unterschied ich ein zweites Geräusch, das mich über die Natur des ersteren aufklärte. Es war das Klirren zweier Degen, die sich kreuzten und aufeinander schlugen. Sie wissen ja, wie sich in der Stille und der dünnen Luft der Nacht jedes Geräusch verschärft und seltsam deutlich wird. So vernahm ich unzweifelhaft das lebendige Klirren der Waffen. »Die betreiben also immer

noch die Liebe auf diese Art!« sagte ich mir, die Macht der Gewohnheit bewundernd. Es waren offenbar Serlon und Hauteclaire, die um diese Stunde miteinander fochten. Man hörte die Degen, als ob man sie gesehen hätte. Was ich für das Geräusch der Wäscherin gehalten, war das Aufstampfen der beiden Fechtenden beim Ausfall. Bleich und fahl im Lichte des Mondes, lag das Schloss wie erstorben da. Mit Ausnahme eines einzigen Fensters im äußersten Flügel war alles still und finster. An dem Fenster, das auf einen Balkon gieng, waren die Jalousien zu, aber hinter ihnen drang das Geräusch des Aufstampfens und des Klirrens der Fleurette hervor. Es klang so hell und traf das Ohr so deutlich, dass ich annahm, die Fechtenden hätten um der Julihitze willen die Flügel hinter den Jalousien geöffnet. Ich hielt mit meinem Pferd am Rande des Gehölzes und horchte auf den lebendigen Waffengang, diesen Kampf zweier Liebenden bewundernd, die sich, die Klinge in der Hand, gefunden, und sich nun weiterhin, die Klinge in der Hand, liebten, bis nach einer Weile das Waffenklirren und Aufstampfen verstummte.

Die Jalousien wurden geöffnet, und ich hatte gerade noch Zeit, in den Schatten der Tannen zu treten, um nicht bemerkt zu werden. Serlon und Hauteclaire kamen heraus und lehnten sich über das eiserne Geländer des Balkons. Ich konnte sie deutlich sehen. Der Mond versank hinter dem Gehölz, aber das Licht eines Arm-

leuchters im Zimmer hinter ihnen ließ ihre Silhouetten scharf erscheinen. Hauteclaire war so bekleidet, wie ich sie oft bei den Stunden in V. gesehen, mit jenem ledernen Wams, das ihr wie ein Panzer saß, und den seidenen Tricots. Savigny trug ungefähr das gleiche Costüm. Alle beide schlank und kräftig, erschienen sie auf dem hellen Hintergrunde wie zwei Statuen der Kraft und der Jugend. Sie haben vor kurzem die stolze Schönheit der beiden, die die Jahre noch nicht zerstört, bewundert. Nun denn, nehmen Sie das zuhilfe, um sich eine Vorstellung von der Herrlichkeit des Paares zu machen, das ich damals vor mir sah. Sie sprachen, über das Geländer gebeugt, aber zu leise, als dass ich sie verstanden hätte; aber ihre Bewegungen sprachen für sie. In einem Augenblick schlang Savigny leidenschaftlich den Arm um diesen Amazonenkörper, der für den Widerstand geschaffen schien und ihn doch nicht versuchte . . . Und fast zu gleicher Zeit hieng sich die stolze Hauteclaire an Serlons Hals und die beiden bildeten miteinander jene herrliche und wollüstige Gruppe des Canova, die wir alle kennen, und Mund an Mund verharrten sie so, lange genug, meiner Treu, um eine Flasche voll Küssen auszutrinken! Es währte gut sechzig Schläge meines Pulses, der damals rascher gieng als heute und den dieser Anblick zu noch größerer Eile trieb . . .

»Oh! Oh!« sagte ich mir, als ich aus dem Gehölz trat und die beiden, immer noch um-

schlungen, ins Zimmer zurückgekehrt waren, dessen dichte, dunkle Vorhänge sie nun zusammenzogen. »Sie werden sich mir wohl nächstens einmal anvertrauen müssen. Sie werden bald nicht nur sich allein zu verbergen haben.« Ich zog meine Schlüsse als Arzt. Aber ihre Glut machte meine Voraussicht zu schanden. Sie wissen doch, dass Wesen, welche einander zu heftig lieben (der cynische Doctor wandte ein anderes Wort an), keine Kinder haben. Am nächsten Morgen kam ich nach Savigny. Ich fand Hauteclaire, nun wieder Eulalie, an einem Fenster des Corridors sitzend, der zu den Gemächern ihrer Herrin führte. Ein Haufen Wäsche lag herum, und die Fechterin der vorigen Nacht arbeitete daran. Sollte man das glauben? dachte ich, als ich sie so mit ihrer Schürze und die Formen, die ich nachts in dem hellen Rahmen des Balkons wie nackt gesehen, nun in den weiten Falten eines Rockes verschwinden sah. Ich gieng vorüber, ohne sie anzureden. Ich sprach so wenig als möglich zu ihr, denn ich wollte mich nicht verrathen. Gewöhnlich, wenn ich an ihr vorüberkam, wusste sie so gut, dass ich es sei, dass sie nicht einmal den Kopf erhob. Sie blieb über die Arbeit gebeugt und zeigte mir unter der steifen Haube nur die blauschwarzen Locken und ihren Nackenansatz, auf dem die dichten Löckchen sich wanden, wie die Begierden, die sie erweckten. Vielleicht besaß nie eine Frau gerade diese Art von Schönheit in höherem Maße. Die Männer in V. hatten es oft bemerkt, wenn sie ihre Fecht-

stunden gab. Sie nannten sie untereinander: »Fräulein Esau« ... Der Teufel lehrt die Weiber, was sie sind, oder vielmehr, sie würden es den Teufel lehren, wenn er es nicht wüsste. Hauteclaire, die doch so wenig kokett war, hatte eine eigene Art, beim Sprechen oder Zuhören diese langen, krausen und rebellischen Haare an ihrem Halse um ihre Finger zu wickeln. Sie mochte wohl wissen, welche Gedanken dieses Spiel erweckte!

Ich hole weit aus, lieber Freund! Aber alles, was dazu beiträgt, Sie mit dem Wesen dieser Hauteclaire vertrauter zu machen, ist wichtig für meine Geschichte.

An jenem Tage war sie doch gezwungen, aufzustehen und mir ihr Antlitz zu zeigen, denn die Gräfin läutete nach ihr, und befahl ihr, mir Tinte und Papier für ein Recept zu bringen. Sie kam, den Fingerhut am Finger, die eingefädelte Nadel, nebst vielen anderen Nadeln an ihrem Busen. Der Stahl dieser Nadeln stand dem verteufelten Mädchen gut, das für den Stahl geboren war, und das im Mittelalter den Panzer getragen hätte. Sie stand vor mir, während ich schrieb, mir das Schreibzeug mit jener weichen, edeln Bewegung des Vorderarms hinhaltend, die die Gewohnheit der Fechtens gibt. Als ich die Augen aufschlug und sie ansah, fand ich sie müde von der Nacht. Savigny, der bei meinem Kommen nicht da gewesen war, trat plötzlich ein. Er war noch weit müder als sie .. Er sprach mir vom Zustand der Gräfin, der

sich nicht bessern wollte. Er sprach davon wie einer, der darüber ungeduldig ist. Er hatte den bitteren, kurzen, heftigen Ton eines ungeduldigen Menschen. Er gieng beim Sprechen auf und nieder. Ich sah ihn kalt an; ich fand die Sache doch etwas stark und den napoleonischen Ton mir gegenüber etwas unpassend. »Wenn ich Deine Frau curieren würde, dann würdest Du nicht mehr die Nächte hindurch mit Deiner Geliebten fechten,« dachte ich. Ich hätte ihn zum Bewusstsein des Anstandes und der Wirklichkeit zurückrufen, ihm das Riechsalz einer derben Antwort unter die Nase halten können. Ich begnügte mich jedoch, ihn anzuschauen. Er interessierte mich mehr als je, denn ich fühlte, dass er mehr als je Komödie spiele.

Das heißt: Ungeduldig war er schon; aber nicht weil seine Frau, die Frau, die er betrog, nicht gesund werden wollte. Zum Teufel! Er, der es unter dem eigenen Dach mit einer Dienerin hielt, konnte doch nicht zornig darüber sein, dass seine Frau nicht gesund wurde! Wäre denn, nach ihrer Genesung, der Ehebruch nicht weit schwieriger geworden? Aber dennoch mochte dieser unentschiedene Zustand, dieses Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht, ihm auf die Nerven gehen. Hatte er sich's etwa kürzer gedacht? Und, wie ich mir später überlegte, wenn, da der Arzt und die Krankheit kein Ende machen wollten, ihm oder ihr der Gedanke, ein Ende zu machen, gekommen war, so war es vielleicht von jener Zeit ab.

»Was, Doctor! so hätten sie . . . .?«

Ich vollendete nicht, so sehr verschlug mir der Gedanke, den er mir eingegeben, die Rede.

Er neigte den Kopf und sah mich an, so ernst wie das Standbild des Commandeurs, wenn es zusagt, zum Nachtmahl zu kommen.

»Ja!« flüsterte er, in Erwiderung meiner Gedanken. »Wenigstens erfuhr wenige Tage später das ganze Land mit Entsetzen, dass die Gräfin vergiftet worden sei« . . .

»Vergiftet!« rief ich aus.

. . . . »Durch ihre Kammerjungfer Eulalie, welche die Phiolen vertauscht und ihrer Herrin ein Fläschchen Tinte eingegeben, statt der Medicin, die ich verschrieben hatte. Ein derartiger Missgriff war schließlich immerhin möglich. Aber ich wusste ja, dass Eulalie Hauteclaire war! Ich hatte die beiden auf dem Balkon die Canova-Gruppe bilden sehen. Die Welt hatte das nicht gesehen. Die Welt empfieng zuerst nur den Eindruck, dass ein entsetzlicher Zufall geschehen. Als man aber, zwei Jahre nach der Katastrophe, erfuhr, dass der Graf Serlon von Savigny die Tochter des Stassin — denn es musste ja doch herauskommen, wer die falsche Eulalie gewesen — öffentlich heirate und sie in die noch warmen Kissen seiner ersten Gattin, des Fräuleins Delphine de Cantor, betten wolle, da erhob sich ein dumpfes Grollen des Verdachtes, aber nur leise, als habe man Angst vor den eigenen Worten und Gedanken. Nur wusste im Grunde keiner etwas Näheres darüber. Man wusste nur von der ent-

setzlichen Mésalliance, wies mit Fingern auf den Grafen Savigny und mied ihn, als hätte er die Pest. Das war übrigens genug. Sie wissen, welche Schande es ist, oder vielmehr war, denn die Dinge haben sich auch hierzulande sehr geändert, wenn man von einem Manne sagt: »Er hat sein Dienstmädchen geheiratet!« Diese Schande wurde Serlon nachgesagt. Und nur einen gab es, der wusste, dass man ihm noch ganz anderes hätte nachsagen können.«

»Und der konnten doch nur Sie sein, Doctor?« fiel ich ein.

»Der war thatsächlich ich,« fuhr er fort, »aber ich war es nicht allein. Wäre ich es allein gewesen, dann wäre ich stets nur auf vage Vermuthungen angewiesen geblieben. Ich hätte nie volle Gewissheit erlangt, und« — fügte er hinzu, den Nachdruck der vollsten Überzeugung in seine Worte legend — »ich habe Gewissheit erlangt! Hören Sie gut zu wieso! Sie können sich denken, dass ich der erste war, der von der Vergiftung der Gräfin erfuhr. Ob schuldig oder nicht, mussten sie mich, den Arzt, doch wohl holen lassen. Man nahm sich nicht die Zeit zu satteln. Auf ungesatteltem Pferde kam ein Stallbursche nach V. galoppiert, mit ihm ritt ich im Galopp hinaus. Als ich ankam — war das Berechnung? — war es nicht mehr möglich, dem Wüthen des Giftes Einhalt zu thun. Serlon kam mir mit verstörter Miene in den Hof entgegen und sagte mir, als ich absaß, als fürchte er sich vor seinen eigenen Worten:

»Eine Dienerin hat sich vergriffen.« (Er vermied es, »Eulalie« zu sagen, die am nächsten Morgen jeder nannte.) Aber nicht wahr, Doctor, das ist doch nicht möglich? Ist Tinte denn ein Gift?

»Das hängt von den Substanzen ab, aus denen sie bereitet ist,« entgegnete ich. Er führte mich zur Gräfin, die von Schmerzen erschöpft war und deren verzerrtes Gesicht einem weißen Wollknäuel glich, der in grüne Farbe gefallen ist .... Sie war erschreckend anzusehen. Sie lächelte fürchterlich mit ihren blauen Lippen, mit jenem Lächeln, das einem, der da schweigt, sagt: »Ich weiß wohl, was du denkst.« Mit raschem Blick forschte ich, ob Eulalie im Zimmer sei. Ich hätte ihre Haltung in diesem Augenblicke sehen mögen. Sie war jedoch nicht da. Hatte sie, so tapfer sie auch war, dennoch Angst vor mir? . . . Ach! Damals hatte ich bloß sehr ungewisse Vermuthungen.

Die Gräfin hafte sich bei meinem Eintritt mühsam aufgerichtet.

»Da sind sie ja, Doctor,« sagte sie, »aber Sie kommen zu spät. Mit mir ist's aus. Nicht um den Arzt, um den Pfarrer hätte man schicken sollen, Serlon. Geh', sag', dass man ihn holen soll. Und dann lasst mich zwei Minuten mit dem Doctor allein. Ich will es!«

Sie sagte dies »Ich will es!« in einem Tone, den ich nie von ihr gehört; mit der Energie, auf die ihr Kinn und ihre Stirn deuteten.

»Auch ich?« fragte Savigny schwach.

»Auch Du,« sagte sie. Fast schmeichelnd fügte sie hinzu: »Du weißt ja, mein Freund, wir Frauen sind besonders verschämt vor denen, die wir lieben.«

»Kaum war er draußen, als eine entsetzliche Veränderung mit ihr vorgieng. Sie wurde fahl vor Wuth:

»Doctor,« sagte sie mit hasserfüllter Stimme, »kein Zufall — ein Verbrechen hat mich umgebracht. Serlon liebt Eulalie, und sie hat mich vergiftet. Ich habe Ihnen nicht geglaubt, als Sie mir sagten, das Mädchen sei zu schön für eine Kammerjungfer. Ich hatte Unrecht. Er liebt dies elende Geschöpf, das mich ermordet hat. Er ist schuldiger als sie, da er sie liebt und mich um ihretwillen verrieth. Seit einigen Tagen verkündeten es mir die Blicke, die sie sich über mein Bett zuwarfen. Mehr noch der entsetzliche Geschmack der Tinte, mit der sie mich vergifteten. Aber dennoch nahm ich alles, was man mir gab, denn ich wollte gerne sterben! Sprechen Sie mir nichts von Gegengiften. Ich mag keines. Ich will sterben.«

»Warum haben Sie mich dann rufen lassen, Frau Gräfin?«

»Das will ich Ihnen sagen,« entgegnete sie, nach Athem ringend. »Um Ihnen mitzutheilen, dass man mich vergiftet hat, und Ihnen Ihr Ehrenwort abzufordern, dass Sie das verbergen werden. Es würde ein entsetzliches Aufsehen geben, und das soll nicht sein. Sie sind mein Arzt, und Ihnen wird man's glauben, wenn Sie

von jenem Irrthum sprechen, den die zwei erfunden haben, wenn Sie sagen, dass ich gar nicht daran gestorben, sondern zu retten gewesen wäre, wäre nicht meine Gesundheit längst untergraben. Und das müssen Sie mir schwören, Doctor« . . .

»Da ich nicht antwortete, errieth sie, was in mir vorgieng. Ich dachte, sie liebe ihren Gatten so sehr, dass sie ihn retten wolle. Diese gewöhnliche und natürliche Erklärung war mir vor allem eingefallen, denn es gibt Frauen, die so zur Liebe und Aufopferung geschaffen sind, dass sie selbst für den Schlag, der sie tödtet, keine Rache nehmen. Nur hatte die Gräfin Savigny mir nie den Eindruck gemacht, eine von jenen Frauen zu sein.

»O, nicht aus diesem Grunde sollen Sie mir das schwören, Doctor!« fuhr sie, wie in Erwiderung meiner Gedanken fort. »O, nein! Ich hasse Serlon in diesem Augenblicke zu sehr, als dass ich ihn nicht, trotz seines Verrathes, noch lieben sollte — aber ich bin nicht so feige, ihm zu verzeihen! Eifersüchtig und unversöhnlich werde ich aus der Welt gehen. Aber es handelt sich nicht um Serlon, Doctor,« — fügte sie mit Nachdruck hinzu, mir eine Seite ihres Wesens enthüllend, die ich wohl geahnt, aber deren Tiefe ich nicht ermessen hatte — »es handelt sich um den Grafen von Savigny. Ich will nicht, dass es nach meinem Tode heißt, der Graf von Savigny sei der Mörder seiner Frau gewesen. Ich will nicht, dass man ihn vor die Gerichtsschran-

ken schleppe und ihn anklage, der Mitschuldige einer ehebrecherischen Giftmischerin zu sein. Ich will nicht, dass dieser Schandfleck auf dem Namen Savigny haften bleibe, den ich getragen habe. Wenn es nur um ihn hergienge — er hätte schon den Galgen verdient! Das Herz könnte ich ihm herausreißen! Aber es handelt sich um uns alle, den gesammten Adel des Landes! Wären wir noch, was wir einst waren, so hätte ich diese Eulalie einfach in eine Oubliette des Schlosses werfen lassen, und es wäre nie wieder die Rede von ihr gewesen! Aber wir sind ja heute nicht mehr die Herren im eigenen Hause! Unsere stille, rasche Justiz steht uns nicht mehr zu Diensten, und mit Ihrer öffentlichen, scandalösen Gerichtsbarkeit will ich um keinen Preis zu thun haben; und lieber will ich die beiden vereint zurücklassen und rasend vor Wuth sterben, als dass dem V.'schen Adel die Schmach zutheil werden sollte, einen Giftmischer in seinen Reihen zu haben.«

»Sie sprach mit unglaublicher Gewalt, trotzdem ihre Zähne im Fieberfrost aufeinanderschlugen. Nun erst erkannte ich sie recht: das war die echte Frau aus adeligem Geblüte, in der noch im Sterben die Aristokratin stärker war als die eifersüchtige Frau. Sie starb, wie es einer Tochter von V., der aristokratischesten Stadt von Frankreich, zukam! Und davon hingerissen, leistete ich ihr den Schwur, ihr Verlangen zu erfüllen, falls sie nicht gerettet werden sollte.

»Und ich habe ihn gehalten. Ich rettete sie nicht. Ich vermochte es nicht, denn sie wies alle Mittel zurück. Nach ihrem Tode sagte ich, was sie mir aufgetragen, und überzeugte die Leute sogar. Heute ist Gras über die schreckliche Geschichte gewachsen. Die Zeugen sind todt, ein neues Geschlecht ist herangewachsen. Sie sind der erste, dem ich den düsteren Roman erzählt habe — und auch das nur, weil die beiden unvergänglich schönen, unvergänglich glücklichen, mächtigen Vollblutgeschöpfe hier an uns vorübergekommen, die so weltvergessen und hochmüthig durch das Leben wie durch diesen Garten wandeln!«

Ich war entsetzt ... »Wenn das, was Sie mir da erzählen, wahr ist, Doctor, dann ist das Glück dieser beiden doch eine furchtbare Ungerechtigkeit,« sagte ich.

»Eine Ungerechtigkeit oder auch eine Gerechtigkeit, wie Sie wollen,« entgegnete trocken der Doctor Torty, dieser absolute Atheist, »jedenfalls aber ist es eine Thatsache. Sie sind ungewöhnlich glücklich, unverschämt glücklich. Ich habe in meinem ganzen, langen Leben kein vollkommeneres, dauerhafteres Glück gesehen! Und Sie dürfen mir glauben, dass ich scharf aufpasste, um den Wurm darin zu finden. Ich drang so viel als möglich in das Leben der beiden ein, um einen Riss, einen Sprung an diesem erstaunlichen, empörenden Glück zu entdecken, fand aber nichts als eine beneidenswerte Seligkeit, die ein trefflicher Streich des Teufels gegen den

lieben Gott wäre, wenn es einen Teufel und einen Gott gäbe!

»Nach dem Tode der Gräfin trachtete ich, wie Sie sich denken können, auf gutem Fuß mit dem Grafen zu bleiben. Da ich mich dazu hergegeben hatte, die von ihm verbreitete Mär zu bestätigen, hatte er keinen Grund, mich zu entfernen, und mich interessierte es natürlich ungemein, zu sehen, was nun geschehen würde. Zunächst betrauerte der Graf seine Gattin, wie es dem Mustergatten, für den er galt, zukam. Er lebte zwei Jahre lang in so völliger Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse, dass es niemand erfuhr, dass er Eulalie — die doch Schuld am Tod der Gräfin trug und die er selbst im Falle ihrer Unschuld anstandshalber hätte entfernen müssen — im Hause behalten hatte. Schon diese Unvorsichtigkeit allein bewies die Unsinnigkeit seiner Leidenschaft. Ich war darum auch durchaus nicht erstaunt, von einem Diener, den ich eines Tages traf, zu hören, Eulalie sei »noch immer dort« ... Sein gleichgiltiger Ton bewies mir jedoch, dass nach wie vor keiner von den Dienern etwas von dem Verhältnis zwischen ihr und dem Grafen ahnte. »Die spielen noch immer mit verdeckten Karten,« sagte ich mir, »aber warum gehen sie nicht ins Ausland? Der Graf ist reich. Sie können überall im großen Stile leben. Warum geht er nicht durch mit dieser Hexe, die sich, um ihn besser dranzukriegen, lieber auf jede Gefahr hin im Hause des Geliebten festgesetzt, statt ruhig in V. zu bleiben, wo sie sich ungestört begegnen

konnten? Ich verstand das nicht ganz. Machte ihre Leidenschaft sie blind gegen alle Vorsicht? Oder wollte Hauteclaire — die mir der stärkere, entschlossenere Charakter schien — im Schlosse bleiben, um die öffentliche Meinung auf den Scandal ihrer Heirat mit dem Grafen Savigny vorzubereiten? Der Gedanke an diese Möglichkeit war mir allerdings nie gekommen. Hauteclaire Stassin, die Tochter des alten Fechtlehrers — die wir alle in anliegenden Hosen bei ihren Fechtstunden gesehen — die sollte Gräfin Savigny werden? Es war ja rein lächerlich! — Dass das Verhältnis zwischen den beiden stolzen Bestien, die sich auf den ersten Blick als Wesen gleicher Art erkannt und den Ehebruch unter den Augen der Gräfin gewagt hatten, fortdauern würde, dachte ich mir schon. Aber an eine Heirat, die den göttlichen Gesetzen, den Empfindungen und Anschauungen des ganzen Landes ins Gesicht schlug, hatte ich, weiß Gott, nicht geglaubt; es lag mir so fern, dass mir die Kunde davon genau so einen Stoß gab wie irgend einem jener Tröpfe, die nie etwas vorhersehen und die bei der Nachricht im dortigen Umkreis in ein dumpfes Wuthgeheul ausbrachen.

»Übrigens kam ich während jener beiden Trauerjahre nicht oft nach Savigny. Was hatte ich auch dort zu suchen? Man befand sich dort vortrefflich, und bis zu einer vielleicht nicht allzufernen Niederkunft bedurfte man meiner Dienste nicht. Dennoch wagte ich von Zeit zu Zeit einen Besuch beim Grafen, von

Höflichkeit und Neugier getrieben. Serlon empfieng mich, wo er sich gerade aufhielt. Er war durchaus nicht verlegen. Er war freundlich und gesetzt. Ich bin daraufgekommen, dass alle glücklichen Geschöpfe gesetzt sind. Sie tragen ihr Herz vorsichtig in sich, wie eine volle Schale, die der leiseste Stoß zum Überquellen bringen oder zerschellen kann. Trotz seines Ernstes und seiner schwarzen Kleider leuchtete jedoch ein Abglanz unermesslicher Seligkeit in Serlons Augen. Das war nicht mehr der Ausdruck der Erleichterung und Befreiung, der nach dem Tode der Gräfin darin geschimmert — das war wirkliches Glück! Obwohl wir uns bei jenen flüchtigen Besuchen nur von gleichgiltigen Dingen unterhielten, war der Ton seiner Stimme ein ganz anderer als zuvor. Sie verrieth in ihrer warmen Klangfülle, dass er nur mühsam seine überströmenden Gefühle niederhielt. Hauteclaire bekam ich nicht so bald zu sehen. Sie wissen, dass ich mir einbildete, sie scheue meine durchdringenden Blicke. Aber nun brauchte sie dieselben doch nicht mehr zu fürchten! Sie wusste ja nicht, dass die Gräfin sich mir anvertraut, und bei ihrer Kühnheit, ihrem Stolze musste es sie eher reizen, mir zu trotzen. So war es auch. Als ich ihr zum erstenmal begegnete, stand das Glück ihr so strahlend auf die Stirn geschrieben, dass die ganze Flasche Tinte, die sie der Gräfin eingegeben, es nicht zu verlöschen vermocht hätte.

»Ich traf sie auf der Treppe. Sie kam ziemlich

rasch herab, aber als sie mich sah, hielt sie an, offenbar, um mir fest ins Gesicht zu schauen, mit jenen Augen, die Panther zu bändigen vermögen, die meinen aber nicht blendeten. Ihre Kleider umflatterten sie beim raschen Gehen, sie schien vom Himmel niederzusteigen; sie war herrlich in ihrem Glück. Ihr Ausdruck war dem des Grafen weit überlegen. Dennoch gieng ich ohne Gruß vorüber, denn wenn Ludwig XIV. auch jedes Kammermädchen grüßte, so waren das doch keine Giftmischerinnen! Sie trug noch immer die Tracht einer Dienerin, nur war eine frohe, stolze Sieghaftigkeit an Stelle der früheren Unterwürfigkeit getreten. Die hat sie auch nie wieder verlassen; eben früher habe ich es neuerdings bemerkt und Sie wohl auch. Es ist das Hervorstechendste an ihr, mehr noch als ihre Schönheit. Jener Schimmer frohlockenden Stolzes über ihr Glück, den sie auch ihrem Gatten mitgetheilt, ist ihr noch heute, nach zwanzig Jahren, treu geblieben. Nie sah ich ihn verblassen oder sich umwölken auf dem Antlitz dieser beiden Auserwählten. Sie haben ihn siegreich den Schmähungen, dem Abfall, der Verachtung der Welt entgegengesetzt und die Gerüchte, die sie eines schändlichen Verbrechens anklagten, dadurch zerstreut.«

»Aber Sie, Doctor,« fiel ich ein, »Sie konnten doch nach dem, was Sie wussten, durch diesen Anschein nicht irregeführt werden? Sie sahen die beiden doch zu jeder Zeit, an jedem Ort?«

»Mit Ausnahme ihres Schlafzimmers, und dort

dürften sie diesen Ausdruck nicht gerade einbüßen,« entgegnete der Doctor mit drolliger Bedeutsamkeit, »habe ich sie wohl in jeder Lage ihres Lebens gesehen, seit ihrer Trauung, die sie Gott weiß wo vollziehen ließen, um dem Halloh der Bevölkerung von V. zu entgehen, die in ihrer Weise nicht minder erbost war als der Adel des Landes. Als sie als officiell Vermählte heimkehrten, wandte man ihnen allerseits den Rücken. Sie sollten einander ungestört zum Überdrusse angehören. Nur haben sie sich nicht übersättigt, wie es scheint, sondern sind noch heute gleich heißhungrig aufeinander!

»Ich, mit meiner Vorliebe für alle Curiosa und voll Interesse für die beiden moralischen Ungeheuer, zog mich natürlich nicht zurück. Die neue Gräfin empfing mich, als wäre sie ihr Lebtag nichts anderes gewesen. Sie mochte errathen, dass ich ihrer früheren Verkleidung gedachte: »Ich bin nicht mehr Eulalie,« sagte sie, »ich bin Hauteclaire, die glücklich darüber ist, um seinetwillen ein Dienstbote gewesen zu sein.« Ich dachte bei mir, dass sie noch etwas ganz anderes gewesen sei; aber da ich sie nun einmal in Savigny aufgesucht hatte, so warf ich alle Scrupel hinter mich und kam immer öfter. Ich muss bekennen, dass ich nach wie vor darauf versessen war, in die Häuslichkeit dieser beiden vollkommen glücklichen Geschöpfe zu dringen, um sie zu belauschen. Nun denn, nicht eine Stunde habe ich dies Glück, das doch durch ein Verbrechen erkauft war, getrübt gesehen. Kein einzigesmal

habe ich den Schandfleck dieses gemeinen, feigen Verbrechens das wolkenlose Blau ihres Glückshimmels verdüstern gesehen. Ist das nicht vernichtend für alle Moralisten, die das schöne Axiom von der belohnten Tugend und dem bestraften Laster aufgestellt haben! Geächtet und verlassen, von niemandem aufgesucht als von ihrem Arzt, der aus lauter Neugier fast zum Hausfreund geworden war, thaten sie sich durchaus keinen Zwang an. Sie vergaßen meine Gegenwart und lebten ganz im Rausche einer Leidenschaft, der ich, bei all den vielen Erfahrungen meines Lebens, nichts an die Seite zu stellen wüsste. Sie haben es ja gerade miterlebt: sie streiften soeben an mir vorüber, ohne mich zu bemerken! So ist es mir oft im Zusammenleben mit ihnen ergangen . . . Höflich, liebenswürdig, aber häufig zerstreut, benahmen sie sich mir gegenüber so, dass ich vermuthlich nicht wieder gekommen wäre, hätte es mich nicht gereizt, dies unglaubliche Glück zu untersuchen, um zu meiner eigenen Erbauung ein Körnchen von Ermüdung, von Kummer oder Reue zu finden. Aber umsonst! Die Liebe legte alles mit Beschlag, erfüllte sie ganz und gar, erstickte ihn ihnen allen moralischen Sinn, alles Gewissen, wie Ihr das nennt; und angesichts dessen lernte ich die traurige Wahrheit des Wortes verstehen, das mein alter College Broussais scherzhaft vom Gewissen zu sagen pflegte: »Jetzt seciere ich schon dreißig Jahre lang, und hab' noch nie den kleinsten Ohrzipfel von dem Thierchen entdecken können!«

»Bilden Sie sich nicht ein,« — fuhr der verteufelte Doctor fort, als habe er in meinen Gedanken gelesen — »dass das, was ich Ihnen da sage, eine These sein soll, der Beweis einer Lehre, die das Vorhandensein des Gewissens leugnet, wie es Broussais geleugnet. Es gibt da keine These. Ich will Ihre Ansichten nicht erschüttern. Es handelt sich hier lediglich um eine Thatsache, die mich selbst nicht minder in Erstaunen setzte wie Sie. Das Phänomen eines dauernden Glückes, einer Seifenblase, die stetig wächst, ohne jemals zu platzen! Schon ein dauerhaftes Glück an sich ist überraschend; aber ein solches Glück im Verbrechen ist geradezu verblüffend, und seit nun zwanzig Jahren kann ich mich von meiner Überraschung nicht erholen. Der alte Arzt, der alte Beobachter, der alte Moralist — oder Immoralist« (fügte er, als er mich lächeln sah, hinzu) »ist aus dem Text gebracht durch dies Schauspiel, dem er seit so viel Jahren anwohnt und das sich nicht schildern lässt, denn gibt es einen wahren Gemeinplatz, so ist es der, dass das Glück keine Geschichte hat. Auch darstellen lässt sich das Glück, dies Einströmen eines höheren Lebens in unser Dasein, so wenig, wie sich der Kreislauf des Blutes in den Adern darstellen lässt. Nur am Pulsschlag lässt er sich erkennen, und so constatiere ich das unbegreifliche Glück der beiden Wesen, denen ich so lange schon den Puls fühle. Ich war nie sonderlich poetisch oder sentimental, aber diese Ehe, diese Verwirklichung

eines Ideals, die ich für unmöglich hielt, hat mir den Geschmack an allen anderen Ehen verdorben. Ich habe sie alle stets so viel geringer, kälter, farbloser gefunden als die ihre!

»Ihr Schicksal, ihr Stern, der Zufall, oder was weiß ich, hat es gefügt, dass sie für einander leben konnten. Da sie reich sind, hatten sie die nöthige Muße, die zum Glück erforderlich ist, die aber ebenso oft zum Grab des Glückes wird. Dem ihren hat sie freilich nichts angehabt! Ihr Leben ist von einer göttlichen Schlichtheit; es gibt keine stürmischen Ereignisse darin. Sie leben auf ihrem Schlosse fern von der Welt, die sie nicht brauchen und nach deren Missbilligung sie ebensowenig fragen wie nach ihrer Anerkennung. Sie trennen sich nie. Wie einst an der Seite ihres Vaters, sieht man Hauteclaire an der Seite des Grafen die Gegend zu Pferde durchstreifen, und die Frauen des Landes renken sich nicht weniger die Hälse nach ihr aus als zu jener Zeit, wo sie noch das geheimnisvolle, dicht verschleierte junge Mädchen war. Nun schlägt sie den Schleier zurück und zeigt ihnen trotzig das Antlitz des Dienstmädchens, dem es gelungen ist, die Gattin seines Herrn zu werden, und entrüstet, aber in tiefem Sinnen kehren sie heim.

»Der Graf und die Gräfin von Savigny gehen nicht viel auf Reisen; sie kommen zwar manchmal nach Paris, aber immer nur auf wenige Tage. So spielt ihr ganzes Leben sich in jenem Schlosse ab, dem Schauplatz ihres Verbrechens;

aber vielleicht ist selbst die Erinnerung daran versunken in der Tiefe ihrer grundlosen Herzen —«

»Und Kinder haben sie nie bekommen?« fragte ich.

»Aha?« sagte der Doctor. »Sie glauben, dies sei der wunde Punkt, so was Sie die Rache des Schicksals oder die Strafe Gottes nennen? Nein, sie hatten keine Kinder. Erinnern Sie sich! Ich sagte es vorher, dass sie keine haben würden. Sie liebten sich zu heftig. — Ein verzehrendes Feuer vernichtet — aber es schafft nicht. Eines Tages fragte ich Hauteclaire:

»Thut es Ihnen nicht leid, Frau Gräfin, dass Sie keine Kinder haben?«

»Ich mag keine!« rief sie heftig. Ich würde meinen Mann dann weniger lieben.« Und mit einer Art von Geringschätzung fügte sie hinzu: »Kinder sind gut für unglückliche Frauen!« Und mit diesem Worte, das er für tiefsinnig hielt, schloss der Doctor Torty seine Geschichte.

»So schuldig sie auch sein mag — interessant bleibt diese Hauteclaire immerhin,« sagte ich, als er geendet. »Wäre das Verbrechen nicht, dann würde ich Serlons Liebe begreifen.«

»Vielleicht auch trotz des Verbrechens!« sagte der Doctor, »und ich verstehe sie auch!« fügte er unerschrocken hinzu.

# EINE WHISTPARTIE
# MIT VERDECKTEN KARTEN

# Eine Whistpartie mit verdeckten Karten.

## I.

Eines Abends im vorigen Sommer war ich bei der Baronin Mascranny, einer von jenen Pariser Damen, die den altfranzösischen Esprit über alles schätzen, und dem Wenigen, was davon noch unter uns zu finden ist, alle Thüren ihres Salons — ein Thürflügel würde dafür genügen — weit öffnen. Hat sich doch der Esprit neuestens in ein anspruchsvolles Thier verwandelt, das sich Verstand nennt! . . . . Die Familie Mascranny ist eine sehr alte und vornehme, die aus dem Geschlecht der Grisons entsprungen ist. Sie führt, wie jedermann weiß, in ihrem Wappen: »drei Balken in rothem Felde, quadriert mit aufgethanen silbernen Adlern in rothem Felde, die zur Rechten von silbernen Schlüsseln und zur Linken von ebensolchen Helmen beseitet sind. Der Herzschild in der Mitte ist mit einer goldenen Lilie in blauem Felde geziert«; und dies Schildhaupt, ebenso wie die Nebenstücke, die es umgeben, wurden der Familie Mascranny von verschiedenen Monarchen verliehen, in Anerkennung der Dienste, welche sie ihnen während verschie-

dener Epochen der Geschichte geleistet. Wären die Monarchen heutigen Tages nicht von ganz anderen Angelegenheiten in Anspruch genommen, dann könnten sie dieses schon so ruhmreich complicierte Wappenschild mit einem weiteren Nebenstück zieren, zum Lohne für die geradezu heldenhafte Art, in der die Baronin um die Erhaltung der Conversationskunst bemüht ist, jener dahinsiechenden Tochter der müßigen adeligen Kreise und der absoluten Monarchien. Mit dem Geiste und den Manieren, die ihrem Rang und Namen entsprechen, hat die Baronin Mascranny verstanden, aus ihrem Salon eine Art Coblentz zu machen, eine köstliche Zufluchtsstätte für die Conversationskunst von einst, dem letzten Ruhm des französischen Esprits, der vor dem geschäftigen Geist der Nützlichkeit, der unsere Zeit erfüllt, auswandern musste. Dort singt er allabendlich göttlich, ehe er völlig verstummt, seinen Schwanengesang. Dort, wie in den wenigen Salons von Paris, wo die erhabenen Traditionen des Plauderns hochgehalten werden, macht keiner sich mit Worten breit, und Monologe sind nahezu unbekannt. Nichts gemahnt an den Zeitungsartikel oder die politische Rede, jene beiden, im neunzehnten Jahrhundert so gewöhnlichen Schablonen des Denkens. Der Geist begnügt sich dort in kurzen, anmuthigen oder tiefen Bemerkungen zu glänzen; manchmal in einer bloß besonderen Betonung, oder gar nur in einer kleinen genialen Geste. Dank diesem gesegneten Salon lernte ich eine Macht erkennen, von der ich

vorher keine Ahnung hatte: die Macht der einsilbigen Wörtchen. Wie oft habe ich dort gehört, wie man deren dazwischenrief oder fallen ließ, mit einer viel erleseneren Kunst als die der Mlle. Mars, der Königin der Einsilber auf der Bühne, die man aber im Faubourg Saint-Germain rasch entthront hätte, falls sie dort hingekommen wäre; denn die Frauen sind dort viel zu große Damen, um, wenn sie geistreich sind, zu pointieren, wie eine Schauspielerin, die Marivaux spielt.

An jenem Abend aber war der Wind, ausnahmsweise, den einsilbigen Wörtchen nicht günstig. Als ich bei der Baronin Mascranny eintrat, gab es dort ziemlich viele von den Leuten, die sie ihre »Intimen« nennt, und die Conversation war so lebhaft im Zuge, wie sie es dort immer ist. Wie die exotischen Blumen, die ihre Jaspisvasen auf den hohen Säulen schmücken, sind die Intimen der Baronin so ziemlich aus aller Herren Länder. Es gibt darunter Engländer, Russen und Polen, aber sie sind allesammt Franzosen, nach der Sprache, der Geistesrichtung und den Umgangsformen, die auf einer gewissen gesellschaftlichen Stufe in der ganzen Welt die gleichen sind. Ich weiß es nicht, wovon man ausgegangen war, um dahin zu gelangen, aber als ich eintrat, sprach man über »Romane«. Über »Romane sprechen« hieß so viel, als ob jeder von seinem eigenen Leben gesprochen hätte. Man braucht wohl nicht erst zu bemerken, dass man in dieser Versammlung von Männern und Frauen aus der großen Welt nicht die geistige

Pedanterie hatte, die literarische Seite der Frage zu erörtern. Das Wesen der Sache, und nicht die Form war es, die sie beschäftigte. Jeder einzelne dieser überlegenen Moralisten, welche das Leben und die Leidenschaften im höheren oder geringeren Grade durchgekostet hatten und ernstliche Erfahrungen unter frivolen Gesprächen und zerstreuten Mienen verbargen, sah im Roman nur die Geschichte der menschlichen Natur, der Sitten und der historischen Epochen. Nichts weiter. Aber ist das nicht eigentlich alles? . . . Übrigens musste man schon lange über diesen Gegenstand gesprochen haben, denn die Gesichter trugen jenen intensiven Ausdruck, den ein andauernd erregtes Interesse hervorruft. Jeder dieser Geister moussierte, leicht aufgepeitscht von dem der anderen. Nur einige leidenschaftliche Gemüther — ich zählte ihrer drei oder vier in jenem Salon — verhielten sich still, die Stirn gesenkt, oder den Blick träumerisch auf die Ringe ihrer Hand gerichtet, die auf ihren Knien lag. Vielleicht versuchten sie ihre Träume zu incorporieren, was ebenso schwer ist, wie seine Gefühle zu spiritualisieren. Unter dem Schutze der lebhaften Gespräche schlich ich mich unbemerkt hinter den schimmernden, sammtglatten Rücken der schönen Gräfin Damnaglia, die leise an der äußersten Spitze ihres zusammengefalteten Fächers nagte, während sie zuhörte, wie sie alle zuhörten in diesem Kreise, wo es für einen Reiz gilt, wenn man zuzuhören versteht. Der Tag neigte sich, ein rosiger Tag, der sich langsam ver-

dunkelte wie die glücklichen Existenzen. Man saß im Kreise, und diese Männer und Frauen, in den verschiedenen lässigen Stellungen des Zuhörens, machten im Schatten der Dämmerung den Eindruck eines Kranzes. Es war gleichsam eine lebendige Armkette, und die Frau des Hauses mit ihrem ägyptischen Profil, die wie Kleopatra beständig auf einem Ruhebett liegt, bildete ihre Schließe. Durch eine offene Glasthüre sah man einen Streifen Himmel und den Balkon, auf dem sich ein paar Leute aufhielten; und die Luft war so klar und der Quai d'Orsay in diesem Augenblick so still, dass ihnen nicht ein Wort von dem entgieng, was die Stimme im Salon vorbrachte, trotz der venetianischen Fensterverkleidungen, welche diese sonore Stimme dämpfen und ihre Schwingungen in ihren Falten auffangen mussten. Als ich den, der sprach, erkannt hatte, wunderte ich mich nicht länger über diese Aufmerksamkeit — die nicht mehr bloß eine von der Liebenswürdigkeit dictierte Liebenswürdigkeit war — noch über die Kühnheit dessen, der das Wort länger in Beschlag nahm, als es in diesem Haus von so erlesenem Tone Sitte war.

Es war in der That der sprühendste Sprecher dieses Königreichs der Causerie. Ist dies nicht sein Name, so ist es doch sein Titel. Pardon! Er hatte noch einen anderen . . . . Die Klatschsucht oder die Verleumdung, jene Doppelgängerinnen, die sich so ähnlich sehen, dass man sie nicht unterscheiden kann, und die ihre Zeitung von

rückwärts nach vorne schreiben, als wäre es Hebräisch (und ist es das nicht manchmal?), schrieben in ihren Krakelfüßen, dass er der Held so manches Abenteuers gewesen war, das er an jenem Abend gewiss nicht gern erzählt hätte.

»Die schönsten Romane des Lebens,« sagte er gerade, als ich mich auf den Sofakissen hinter dem schützenden Nacken der Gräfin Damnaglia niederliess, »sind die wirklichen, die man im Vorbeigehen mit dem Ellbogen oder selbst nur mit dem Fuß gestreift hat. Wir alle haben welche gesehen. Der Roman ist alltäglicher als die Geschichte. Ich spreche nicht von jenen, die zu gewaltsamen Katastrophen führten, nicht von jenen Tragödien, welche die Kühnheit überspannter Gefühle vor der Nase der feierlichen öffentlichen Meinung aufführte; aber abgesehen von jenen sehr seltenen Sensationsfällen, die Scandale hervorrufen in einer Gesellschaft wie die unserige, die früher heuchlerisch war und heute nur noch feig ist, gibt es wohl keinen unter uns, der nicht Zeuge des geheimnisvollen Waltens von Gefühlen oder Leidenschaften gewesen wäre, die ganze Existenzen zerstörten und Herzen brachen, was nur ein dumpfes Geräusch gibt wie der Fall eines Körpers, der in die versteckten Tiefen einer Oubliette rollt, und über die die Welt ihr Schweigen oder das Gewirr von tausend Stimmen setzt. Man kann häufig auf den Roman sagen, was Molière auf die Tugend sagte: »Wohin, zum Teufel, ver-

kriecht sie sich?« . . . . Dort, wo man ihn am wenigsten vermuthen würde, dort findet man ihn! Ich, der ich hier zu Ihnen spreche, ich sah in meiner Kindheit — nein, sehen ist nicht das richtige Wort! — ich errieth, ich ahnte eines jener furchtbaren, grausamen Dramen, die sich im Geheimen abspielen, obwohl das Publicum dessen Schauspieler täglich vor Augen hat; eine jener »blutigen Komödien«, wie Pascal sagt, nur dass sie bei verschlossenen Thüren, hinter einem dichten Vorhang aufgeführt wurde, dem Vorhang des Privatlebens und der Häuslichkeit. Was von jenen erstickten, verborgenen Dramen, die ich Dramen »mit angehaltenem Athem« nennen möchte, zu uns dringt, ist düsterer und von heftigerer Wirkung auf die Phantasie und das Gedächtnis, als wenn die ganze Tragödie sich vor unseren Augen entrollt hätte. Was man nicht weiß, verhundertfacht die Wirkung dessen, was man weiß. Vielleicht irre ich mich? Aber ich bilde mir ein, dass die Hölle, durch ein Kellerloch gesehen, viel erschreckender wäre, als wenn man sie mit einem einzigen Blick im ganzen umfassen könnte.«

Hier trat eine kleine Pause ein. Er sprach eine so wahre menschliche Thatsache, eine für alle, die nur etwas Phantasie haben, so richtige Beobachtung aus, dass kein einziger Widerspruch sich erhob. Auf allen Gesichtern malte sich die größte Spannung. Die junge Sibylle, die zu Füßen ihrer Mutter auf dem Ruhbett kauerte, schmiegte sich mit einem Schauer der Furcht

an sie, als hätte man ein Stück Aspic zwischen ihrem flachen Kinderbusen und ihrem Mieder hinabgleiten lassen.

»Mama, verhindere ihn doch,« sagte sie mit der Vertraulichkeit des verwöhnten Kindes, das zur Tyrannin erzogen wurde, »uns seine schrecklichen Geschichten zu erzählen, bei denen einem eiskalt wird.«

»Ich werde schweigen, wenn Sie es wünschen, Fräulein Sibylle,« entgegnete der, den sie in ihrer naiven und beinahe zärtlichen Vertraulichkeit nicht genannt hatte.

Er, der so in der Nähe dieser jungen Seele lebte, kannte ihre Regungen der Furcht und der Neugier; denn allen Dingen brachte sie jene eigenthümliche Erregung entgegen, die man empfindet, wenn man den Fuß in ein kaltes Bad steckt, und die uns den Athem verschlägt, je tiefer wir in die schneidende Frische seines Wassers tauchen.

»Sibylle erhebt, so viel ich weiß, nicht den Anspruch, meinen Freunden Schweigen zu gebieten,« sagte die Baronin, das Haar ihrer so über ihre Jahre nachdenklichen Tochter streichelnd. »Wenn sie Angst hat, so bleibt ihr ja der Ausweg derer, die Angst haben: ihr bleibt die Flucht; sie kann ja hinausgehen.«

Aber das launische kleine Mädchen, das vielleicht nicht weniger Verlangen nach der Geschichte trug als ihre Frau Mutter, floh nicht, sondern richtete ihren magern, vor ängstlicher Spannung bebenden Oberkörper auf und heftete

ihre tiefen schwarzen Augen auf den Erzähler, als beugte sie sich über einen Abgrund.

»Nun denn! erzählen Sie,« sagte Fräulein Sophie von Revistal, indem sie ihm ihre großen, lichtstrahlenden braunen Augen zuwandte, die immer noch feucht schimmern, obwohl sie so verteufelt brennen! »Sehen Sie nur!« fügte sie mit einer unmerklichen Geste hinzu, »wir warten alle darauf.«

Und er erzählte, was nun folgt. Aber werde ich imstande sein, es nachzuerzählen, ohne ihn abzuschwächen, jenen Bericht, den die Stimme und die Gesten nuancierten, und vor allem die Wirkung anschaulich zu machen, die er auf alle übte, welche im Bannkreis dieses sympathischen Salons versammelt waren?

»Ich wurde,« begann der Erzähler, »in der Provinz und im väterlichen Haus erzogen. Mein Vater wohnte in einem Marktflecken, der lässig, nah am Wasser, am Fuße eines Berges hingestreckt lag, in einer Gegend, die ich nicht nennen will, und in der Nähe einer kleinen Stadt, die man erkennen wird, sobald ich gesagt habe, sie sei, oder war doch wenigstens zu jener Zeit, das verknöchertste und eingefleischteste Aristokratennest von Frankreich. Ich habe seither nichts Ähnliches gesehen. Weder unser Faubourg Saint-Germain, noch die Place Bellecour in Lyon, noch die drei oder vier anderen Städte, die man wegen ihres hochmüthigen und exclusiven aristokratischen Geistes anzuführen pflegt, geben einen Begriff von jener Stadt von sechstausend Seelen,

die vor 1789 fünfzig wappengeschmückte Wagen zählte, die stolz über ihr Pflaster rollten.

Es schien, als habe die Aristokratie, indem sie sich von der ganzen Oberfläche des Landes zurückzog, das täglich mehr von einer unverschämten Bürgerschaft überschwemmt wurde, sich hier, wie in der Tiefe einer Höhle, concentriert und strahlte dort, gleich einem gebrannten Rubin, jenen unvertilglichen Glanz aus, der in der Substanz dieses Steines liegt und nur mit ihm selber erlischt.

Die Adeligen dieses adeligen Nestes, die in jenen Vorurtheilen sterben werden, oder vielleicht schon gestorben sind, die ich erhabene gesellschaftliche Wahrheiten nenne, waren unerbittlich in ihrer Religion. Die Schmach aller anderen Aristokratien, die Ungeheuerlichkeit der Mésalliancen, war ihnen unbekannt.

Ihre durch die Revolution verarmten Töchter starben stoisch als alte Jungfern, auf ihr Wappen gelehnt, das ihnen als Schild gegen alles genügte.

Mein Jünglingsherz entzündete sich inbrünstig in andächtiger Verehrung jener schönen und reizenden Mädchen, die es wussten, dass ihre Schönheit zwecklos sei und das Blut, welches in ihrem Herzen kreiste und ihre ernsten Wangen rosig färbte, vergeblich walle.

Meine dreizehnjährige Phantasie träumte von der romantischesten Aufopferung für jene verarmten jungen Damen, die nichts mehr besaßen als die geschlossenen Kronen ihrer Wappen und seit dem

ersten Schritt ins Leben von würdevoller Schwermuth waren, wie es den vom Schicksal Verurtheilten geziemt. Außerhalb seines Kreises verkehrte dieser Adel, dessen Geblüt so rein war wie die Felsenquelle, mit keinem Menschen.

»Wie sollten wir,« sagten sie, »diese Bürgerlichen empfangen, deren Väter den unseren bei Tisch aufgewartet haben?«

Sie hatten recht; es war unmöglich, denn was diese kleine Stadt betraf, so war es wahr. Bei großen Zwischenräumen ist ein Überbrücken möglich; aber auf einem Flächenraum, der so groß ist wie ein Taschentuch, scheiden sich die Kreise eben infolge ihrer Berührung. So verkehrten sie also unter einander, und sahen außerdem nur noch einige Engländer bei sich. Denn die Engländer wurden angezogen von jener kleiner Stadt, die sie an gewisse Orte ihrer Provinzen erinnerte. Sie liebten sie wegen ihrer Stille, wegen ihrer strengen Förmlichkeit und des hohen Niveaus der Umgangsformen; dann darum, dass sie nur einen Katzensprung von dem Meere entfernt war, das sie herübergetragen hatte, und dass sie in ihr, dank der niederen Preise, die Renten ihrer für englische Verhältnisse mittelmäßigen Vermögen gleichsam verdoppeln konnten.

Aus dem gleichen Piratenboot stammend wie ihre Bevölkerung, betrachteten sie jene kleine Stadt der Normandie gewissermaßen wie eine Art »Continental England«, und ließen sich dort zu längerem Aufenthalt nieder.

Die kleinen »Misses« lernten dort französisch,

während sie unter den hagen Linden der Place d'Armes ihren Reifen trieben; aber mit achtzehn Jahren flogen sie über den Canal nach England zurück, denn unser ruinierter Adel konnte sich nicht den gefährlichen Luxus gestatten, Mädchen zu heiraten, die, wie jene Engländerinnen, nur eine mittelmäßige Mitgift hatten. So zogen sie denn ab, aber neue Einwanderer kamen bald in die von ihnen verlassenen Wohnungen, und die stillen Straßen, in denen wie in Versailles das Gras wuchs, zählten stets ungefähr die gleiche Zahl von Spaziergängerinnen in grünen Schleiern, großcarrierten Kleidern und schottischen Plaids. Außer jenen auswärtigen Gästen, welche sich gewöhnlich sechs bis sieben Jahre in ihr aufhielten und nach diesem Zeitraum einander zumeist ablösten, unterbrach nichts die Einförmigkeit der kleinen Stadt, von der hier die Rede ist. Diese Eintönigkeit war fürchterlich.

Man hat häufig — und was wurde nicht alles darüber gesagt! — von dem engen Kreis gesprochen, in dem das Leben in der Provinz sich abrollt; aber hier war das allüberall an Ereignissen so arme Leben es umsomehr, weil es nicht, wie in so vielen anderen kleinen Städten, jene Reibungen, jene socialen Kämpfe der Eitelkeit und des Ehrgeizes gab, wo die Eifersucht, der Hass, die verletzte Eigenliebe einen dumpfen Groll nähren, der dann manchmal in einem Scandal, einer Intrigue, einer jener niederträchtigen socialen Schurkereien zum Ausbruch kommt, für die es keine gerichtliche Strafe gibt.

Hier war die Grenzlinie zwischen Adeligen und Nichtadeligen eine so tiefe, so breite, so unüberbrückbare, dass jeder Kampf zwischen Adel und Bürgerthum unmöglich wurde.

Thatsächlich bedarf es ja, damit ein Kampf bestehen kann, eines gemeinsamen Bodens und einer Beziehung, und hier fehlte beides. Der Teufel kam, wie man sagt, dabei gewiss nicht zu kurz.

Im Grunde des Herzens gab es bei diesen Bürgerlichen, deren Väter »bei Tisch aufgewartet hatten«, bei den freigesprochenen, reich gewordenen Söhnen von Hörigen tiefe Sümpfe von Hass und Neid, und aus jenen Sümpfen erhoben sich oft verpestete Dünste gegen jene Adeligen, die sie vollkommen aus ihrem Gesichtskreis gestrichen, seit sie die Livree abgelegt hatten.

Aber all das drang nicht bis zu jenen gleichgiltigen Aristokraten, in der Zwingburg ihrer Paläste, die sich nur Ihresgleichen öffneten, und bei denen die Welt an den Grenzen ihrer Kaste aufhörte. Was lag daran, was man unter ihnen sagte? . . . Sie hörten es nicht. Die jungen Leute, die einander beleidigen, miteinander in Streit gerathen konnten, trafen sich nicht an öffentlichen Orten, welche durch die beobachtenden Blicke der anwesenden Frauen in rothglühende Arenen verwandelt werden.

Theater gab es nicht. Da keine Bühne vorhanden war, so kamen auch niemals reisende Schauspielertruppen. Die Cafés, so schäbig, wie

nur Provinzcafés es sein können, sahen um ihre Billardtische nur die unterste Sorte von Leuten. ein paar lärmende Tagediebe und ein paar pensionierte Officiere, abgenützte Überbleibsel der napoleonischen Kriege. Übrigens bewahrten jene Spießbürger, trotz der Wuth über die gesellschaftliche Zurücksetzung (jenem Gefühl, das schon an sich genügt, um die Schrecken der Revolution begreiflich zu machen), doch noch unwillkürlich jene Vorurtheile des Respectes, den sie nicht mehr hegten.

Der Respect des Volkes gleicht gewissermaßen jenem Fläschchen mit heiligem Salböl zu Rheims, das man mit der geistreichen Dummheit bespöttelte: »wenn schon nichts mehr drinn ist, ist noch immer etwas drinn!« Der Sohn des Spielwarenhändlers peroriert über die Gleichheit der Stände; aber er wird doch nicht aus freien Stücken in der Vaterstadt, wo er von Jugend auf gelebt hat und jeder ihn kennt, quer über den Platz gehen, um muthwillig den Sohn eines Clamorgan-Taillefer zu beleidigen, der, seine Schwester am Arm führend, vorübergeht. Er hätte die ganze Stadt gegen sich. Wie alle verhassten und beneideten Dinge, übt die vornehme Geburt auf die, welche sie verabscheuen, eine Art von physischer Wirkung, die vielleicht der beste Beweis ihrer Berechtigung ist. Zu Zeiten der Revolution sträubt man sich gegen diese Wirkung, was ja auch noch sie empfinden heißt, aber in ruhigen Zeiten lässt man sie ganz und gar über sich ergehen.

Nun denn, um das Jahr 182 . befand man sich in einer dieser ruhigen Perioden. Der Liberalismus, der im Schatten der »Charte constitutionelle« aufwuchs, wie die Jungen der Hündin im fremden Hundezwinger heranwachsen, hatte noch nicht den Royalismus erstickt, der durch die vorübergehende Rückkehr der Prinzen aus der Verbannung in allen Herzen bis zur Begeisterung entfacht worden war. Es war dies, was man auch dagegen gesagt haben mag, einer der höchsten Augenblicke für Frankreich, das genesende monarchische Frankreich, dem wohl das Henkerbeil der Revolutionen die Brüste abgeschlagen hatte, das aber hoffnungsvoll meinte, es könne trotzdem so weiterleben, und in seinem Organismus das geheimnisvolle Keimen des Krebses nicht spürte, der es schon angefressen hatte und es späterhin tödten sollte.

Für die kleine Stadt, die ich Ihnen zu schildern versuche, war es eine Zeit des tiefsten und gesammeltsten Friedens. Ein kürzlich abgehaltener Cyklus von Andachten hatte in den vornehmen Kreisen die letzten Spuren geselligen Treibens und jugendlicher Lustbarkeiten betäubt. Man tanzte nicht mehr; die Bälle waren verpönt wie Orte der Verderbnis. Die jungen Mädchen trugen Missionskreuze auf den Spitzenkrägen und bildeten religiöse Vereine unter der Leitung einer Präsidentin. Es war zum Todtlachen, wenn man es gewagt hätte, wie alles dem »Ernst« zustrebte. Sobald die vier Whisttische für die alten Herren und Damen und die beiden Ecartétische

für die jungen Leute aufgestellt waren, zogen sich die jungen Damen zurück, wie in der Kirche in ihr Oratorium, wo sie von den jungen Herren getrennt waren, bildeten in einer Ecke des Salons eine schweigsame Gruppe — schweigsam für ihr Geschlecht, denn alles ist relativ! — und unterhielten sich höchstens im Flüsterton, innerlich aber gähnten sie, dass ihnen die Augen übergiengen, und ihre etwas steife Haltung stand im Widerspruch zur Biegsamkeit ihrer Gestalten, dem hellen Rosa und Lila ihrer Kleider und der flatternden Leichtigkeit ihrer Spitzenkrägen und ihrer Bänder.

## II.

»Das Einzige,« fuhr der Erzähler dieser Geschichte fort, in der alles so wahr und »wirklich« ist wie die kleine Stadt, wo sie sich zugetragen, und die er so »ähnlich« gezeichnet, dass jemand minder Discreter soeben ihren Namen ausgesprochen hatte, »das Einzige, das, ich will nicht gerade sagen einer Leidenschaft ähnlich sah, aber worin doch Bewegung, Antheil, eine intensive Erregung zu spüren war in dieser seltsamen Gesellschaft, wo die jungen Mädchen eine achtzigjährige Langweile in ihren klaren, unbewegten Herzen trugen, war das Spiel, die letzte Leidenschaft der abgenützten Seelen.

Das Spiel, das war das große Interesse dieser alten Aristokraten, die nach der Schablone der großen Feudalherren zugeschnitten und müßig

waren, wie blinde alte Frauen. Sie spielten wie die Normannen, die Stammväter der Engländer, das spielwüthigste Volk der Welt. Ihre Stammverwandtschaft mit den Engländern, ihre Emigration nach England, die Würde dieses Spieles, das schweigsam und verhalten ist wie die hohe Diplomatie, hatte sie veranlasst, das Whist zu wählen. Das Whist hatten sie in den bodenlosen Abgrund ihrer leeren Tage geworfen, um ihn damit auszufüllen. Sie spielten es allabendlich nach dem Diner bis zwölf oder ein Uhr nachts, was für die Provinz ein wahres Saturnal ist. Da war die Spielpartie des Marquis von Saint-Alban, die das Ereignis des Tages bildete. Der Marquis schien gewissermaßen der Feudalherr all jener Aristokraten, und sie umgaben ihn mit jener achtungsvollen Rücksicht, die einer Aureole gleichkommt, wenn die, welche sie erweisen, der Achtung wert sind.

Der Marquis war ein brillanter Whistspieler. Er war neunundsiebzig Jahre alt. Mit wem hatte er nicht gespielt?! . . . Er hatte mit Maurepas und dem Grafen von Artois gespielt, der im Whist ebenso gewandt war wie im Ballspiel, mit dem Fürsten Polignac, mit dem Bischof Louis de Rohan, mit Cagliostro, mit Fox, mit Dundas und Sheridan, mit dem Prinzen von Wales, mit Talleyrand, mit dem Teufel, als er zum Teufel gieng, während der bösesten Tage des Exils. Er brauchte deshalb Partner, die seiner würdig waren. Gewöhnlich stellten die Engländer, die von der Aristokratie empfangen

wurden, das Contingent an ebenbürtigen Spielern zu dieser Partie, von der man wie von einer Institution sprach, und die man »die Whistpartie des Herrn von Saint-Alban« nannte, wie man bei Hof von der »Whistpartie des Königs« gesprochen hätte.

Eines Abends waren bei Mme. de Beaumont die Spieltische aufgestellt; man erwartete einen Engländer, einen Mr. Hartford, zur Spielpartie des großen Marquis. Dieser Engländer war so was wie ein Industrieller, der in Pont-aux-Arches eine Baumwollspinnerei betrieb — beiläufig gesagt eine der ersten Fabriken, die es in diesem Lande gab, das Neuerungen so schwer zugänglich ist, nicht aus Unwissenheit oder Schwerfälligkeit des Geistes, sondern infolge jener klugen Bedächtigkeit, die ein Hauptmerkmal der Leute aus der Normandie bildet. Man gestatte mir noch eine Einschaltung: die Leute aus der Normandie machen mir immer den Eindruck des Fuchses im Montaigne, der ein so scharfer Logiker war. Wo sie die Pfote hinsetzen, da kann man sich darauf verlassen, dass der Fluss fest zugefroren ist, und dass sie mit dieser mächtigen Pfote auch Nachdruck üben können.

Aber um auf diesen Mr. Hartford zurückzukommen — den die jungen Leute kurzweg Hartford nannten, obwohl geschlagene fünfzig Jahre auf seinem metallisch schimmernden Silberscheitel lagen, und den ich noch vor mir sehe mit dem kurzgeschorenen Haar, das seinen Kopf gleich einer weißen Seidenmütze überzog — so war

er ein Liebling des Marquis. Das war übrigens sehr begreiflich. Er war ein Spieler im großen Stil, ein Mann, dessen Leben (im übrigen eine wahre Phantasmagorie) erst wirklich und bedeutsam wurde, wenn er die Karten in der Hand hielt, endlich ein Mann, der beständig behauptete, das größte Glück sei, im Spiel zu gewinnen, und das zweitgrößte, im Spiel zu verlieren; ein köstliches Axiom, das er dem Sheridan entwendet hatte, was man ihm aber verzieh um der Art willen, in der er es anzuwenden verstand. Übrigens hieß es, dass Mr. Hartford, abgesehen von jenem Laster des Spieles (in Anbetracht dessen der Marquis von Saint-Alban ihm die größten Tugenden verziehen hätte), all jene pharisäischen und protestantischen Eigenschaften besitze, welche die Engländer unter dem bequemen Wort »Ehrbarkeit« zusammenfassen. Man hielt ihn für einen vollkommenen Gentleman. Der Marquis nahm ihn oft für eine ganze Woche mit auf sein Schloss La Vanillière, und in der Stadt traf er jeden Abend mit ihm zusammen. Diesen Abend nun wunderte sich der Marquis, und mit ihm die ganze Gesellschaft, über die Verspätung des so peinlich pünktlichen Fremden . . .

Es war im August. Die Fenster standen offen über einem jener schönen Gärten, wie man sie nur in der Provinz findet, und die jungen Mädchen, die in den Fensternischen beisammen saßen, plauderten, während sie sich über ihre Handarbeiten beugten. Der Marquis, der an dem Spieltisch saß, runzelte die weißen Brauen. Er

hatte die Ellbogen aufgestützt. Auf seinen Händen von greisenhafter Schönheit ruhte sein gebietendes Gesicht und drückte gleich dem Ludwigs XIV., dem es an Würde glich, das Erstaunen aus warten zu müssen. Endlich meldete ein Diener den Mr. Hartford. Er erschien, tadellos wie gewöhnlich, mit blendend weißer Wäsche, Ringe an allen Fingern, wie wir es seither an Lord Bulwer gesehen, ein indisches Foulardtuch in der Hand und auf den Lippen (denn er kam vom Speisen) eine duftende Pastille, um den Hauch von den Nachklängen der Sardellenessenz, der »Harveysauce« und des Porto zu befreien.

Aber er war nicht allein; er begrüßte den Marquis, indem er ihm als Schild gegen jeden Vorwurf einen Freund, einen Mr. Marmor de Karkoël aus Schottland, vorstellte, der ihm wie eine Bombe während des Essens ins Haus geplatzt und der beste Whistspieler der drei vereinigten Königreiche war.

Der Umstand, der beste Whistspieler der drei vereinigten Königreiche zu sein, lockte ein liebenswürdiges Lächeln auf die blassen Lippen des Marquis. Die Partie wurde alsbald zusammengestellt. In seinem Eifer anzufangen, legte Mr. Karkoël seine Handschuhe nicht ab, die durch ihre vollendete Form an die berühmten Handschuhe von Bryan Brummell erinnerten, welche bekanntlich drei specielle Arbeiter fabricierten: zwei die Hand und einer den Daumen. Er war der Partner des Herrn von Saint-Alban. Die

Gräfin-Witwe von Hautcardon, die jenen Platz sonst einnahm, trat ihm denselben ab.

Dieser Marmor de Karkoël, meine Damen, war der Gestalt nach ein Mann von etwa achtundzwanzig Jahren; aber die tropische Sonne, unbekannte Strapazen, oder vielleicht auch Leidenschaften. hatten seinem Antlitz die Maske eines Fünfunddreißigjährigen aufgeprägt. Er war nicht schön, aber er war ausdrucksvoll. Sein Haar war schwarz, schlicht, spröde und etwas kurz gehalten, und er fuhr oft mit der Hand über die Schläfen und strich es nach rückwärts. In dieser Bewegung lag etwas merkwürdig und unheimlich Beredtes. Es war, als wollte er Gewissensbisse verscheuchen. Es fiel zuerst auf, und wie alle tiefen Dinge, fiel es immer wieder auf.

Ich habe diesen Karkoël durch mehrere Jahre gekannt, und ich kann versichern, dass jene düstere Geste, die er zehnmal in der Stunde wiederholte, immer wieder wirkte und bei den verschiedensten Leuten denselben Gedanken hervorrief. In seiner regelmäßigen, aber niederen Stirn lag Kühnheit. Seine rasierte Oberlippe (man trug damals nicht wie heute Schnurrbärte) war von einer Unbeweglichkeit, welche Lavater, und alle, die gleich ihm glauben, dass das Geheimnis der Natur eines Menschen besser als in dem Ausdruck der Augen in den beweglichen Linien um den Mund zu lesen ist, zur Verzweiflung gebracht hätte. Wenn er lächelte, so lächelte sein Blick nicht mit, und er zeigte schimmernde

Perlenzähne, wie diese Engländer, diese Söhne des Meeres, sie manchmal besitzen, um sie dann nach Art der Chinesen in den Fluten ihres abscheulichen Thees zu schwärzen oder zu verderben. Sein Gesicht war länglich, hohlwangig, von Natur olivenfarbig, aber warm überhaucht von der sengenden Wirkung der Sonnenstrahlen, die, nach ihrem heftigen Brennen zu schließen, nicht wohl die der stumpfen Sonne des nebligen England gewesen sein konnte. Eine lange und gerade Nase, die aber über den Schwung der Stirne hinausragte, trennte zwei schwarze Macbethaugen, die noch mehr düster als schwarz und nahe zusammengerückt waren, was, wie man sagt, das Zeichen eines extravaganten Charakters oder irgend einer geistigen Krankhaftigkeit ist. Seine Kleidung war auserlesen. Wie er so nachlässig am Spieltisch saß, erschien er größer, als er eigentlich war, infolge eines kleinen Proportionsfehlers im Oberkörper, denn er war klein; aber von dem angedeuteten kleinen Fehler abgesehen, war er sehr gut gebaut und von einer schlummernden geschmeidigen Kraft, wie die des Tigers in seinem sammtenen Fell. Sprach er gut französisch? Stand seine Stimme, jener goldene Meißel, mit dem wir unsere Gedanken in die Herzen der Zuhörer graben und die Verführung in sie versenken, im Einklang mit jener seltsamen Bewegung, an die ich mich noch heute nicht erinnern kann, ohne davon zu träumen? Eins steht fest, dass sie an jenem Abend niemand erschauern machte. Sie sprach,

in sehr gewöhnlicher Betonung, bloß die geweihten Worte »Tricks« und »Honneurs«, die einzigen Ausdrücke, die in gleichmäßigen Zwischenräumen die erlauchte Stille unterbrechen, in welche die Whistspieler sich versenken.

So beachtete denn in diesem bevölkerten Salon, wo die Ankunft eines Engländers ein sehr gewöhnliches Ereignis war, niemand, außer der Spielpartie des Marquis, den unbekannten, von Hartford hereingelootsten »Whisteur«. Die jungen Mädchen wandten nicht einmal den Kopf über die Achsel, um ihn zu sehen. Sie discutierten gerade (es war die Zeit, wo man zu discutieren begann) über die Zusammensetzung ihres Congregationscomités und den Rücktritt ihrer Vicepräsidentin, die sich an diesem Tag nicht bei Mme. de Beaumont befand. Das war etwas wichtiger, als einen Engländer oder einen Schotten anzuschauen! Sie waren etwas übersättigt von dem ewigen Zuwachs an Engländern und Schotten. Ein Mann, der, wie die anderen, sich nur mit der Carreau- und die Treffdame beschäftigte! Überdies ein Protestant, ein Ketzer! Wenn es noch wenigstens ein katholischer Lord aus Irland gewesen wäre! Was die Herrschaften an den übrigen Tischen betraf, die bereits im Spielen begriffen waren, als man den Mr. Hartford meldete, so warfen sie einen zerstreuten Blick auf den Fremden, der ihm folgte und tauchten dann wieder mit voller Aufmerksamkeit in ihre Karten, wie die Schwäne kopfüber ins Wasser tauchen.

Dem Mr. Karkoël gegenüber, der der Whistpartie des Marquis von Saint-Alban zugezogen war, spielte die verwitwete Gräfin du Tremblay de Stasseville, während ihre Tochter Herminie, die holdeste Blüte in dem Strauß, der sich in den Fensternischen des Salons entfaltete, gerade mit Frl. Ernestine de Beaumont sprach. Zufällig richteten sich ihre Blicke auf den Tisch, an dem ihre Mutter spielte.

»Schau nur, Ernestine,« sagte sie halblaut, »wie dieser Schotte gibt!«

Mr. Karkoël hatte die Handschuhe abgelegt; er hatte aus den duftenden gemsledernen Etuis ein paar weiße, wohlgeformte Hände gezogen, die angethan waren den Cultus einer Modedame, die sie besessen hätte, zu bilden, und er vertheilte die Karten, wie man beim Whist gibt, das heißt jede einzeln, aber mit einer Kreisbewegung von so unheimlicher Gewandtheit, dass man es bewundern musste, wie die Fingergeläufigkeit des Liszt. Der Mann, der die Karten so handhabte, musste ihr Meister sein . . . Es lagen zehn Jahre Spielhölle in dieser überwältigenden und vielsagenden Art zu geben.

»Es ist die Besiegung der Schwierigkeit durch den schlechten Ton,« sagte die hochmüthige Ernestine, mit ihrem verächtlichsten Zug um die Lippen, »aber der schlechte Ton bleibt Sieger!« Ein hartes Urtheil für ein so junges Mädchen; aber »guten Ton« haben, galt bei diesem hübschen Kopf mehr, als den Geist eines Voltaire haben. Sie hat ihren Beruf verfehlt, das Frl. Ernestine

de Beaumont, und ist sicher vor Kummer darüber gestorben, dass sie nicht »Camerera Major« einer Königin von Spanien sein konnte.

Die Kunst im Spiel kam bei Marmor de Karkoël dem wunderbaren Geben gleich. Er zeigte eine Überlegenheit, die den alten Marquis vor Vergnügen berauschte, denn er steigerte die Kunst des einstigen Partners von Fox und erhob sie bis zu der seinigen. Jede Sorte von Überlegenheit ist ein unwiderstehlicher Verführer, der als Entführer wirkt und in seine Kreise mit fortzieht. Aber das ist noch nicht alles. Dieser Verführer befruchtet, indem er entführt. Man denke an die großen Causeure! Sie entgegnen und flößen zugleich die Entgegnung ein. Sobald sie nicht mehr plaudern gleiten die Dummen, des Strahles, der sie vergoldete, beraubt, wieder dumpf in das gewöhnliche flache Fahrwasser der Conversation zurück, wie todte Fische, die, auf dem Rücken schwimmend, ihren nackten, schuppenlosen Bauch zeigen. Herr von Karkoël that noch viel mehr, als dass er diesem Manne, der alle Reize erschöpft hatte, eine neue Anregung brachte: er steigerte den Begriff, den dieser von sich selber hatte, und setzte noch einen Stein krönend auf die Spitze des längst bemessenen Obelisken, den dieser König des Whists sich im Geheimen, in discretem, aber stolzem Selbstbewusstsein, errichtet hatte.

Trotz der Anregung, die ihn verjüngte, beobachtete der Marquis den Fremden während des Spielens aus dem Winkel jener Krähenfüßchen

(wie wir die Klauen der Zeit bezeichnen, um uns für die Unverschämtheit zu rächen, womit sie uns dieselben ins Gesicht setzt!), die seine geistreichen Augen besäumten. Der Schotte konnte nur von einem hervorragenden Spieler geschätzt, gewürdigt und genossen werden. Er war von jener tiefen, bedächtigen Aufmerksamkeit, die sich während der Wechselfälle des Spieles in Combinationen versenkt, und verbarg sie unter einer herrlichen unerschütterlichen Ruhe. Neben ihm hätten die in der Lava ihres Basaltes kauernden Sphynxe Genien des Zutrauens und der Gemüthlichkeit geschienen. Er spielte, als hätte er drei Paar Hände, um die Karten zu halten, ohne sich darum zu kümmern, wem diese Hände gehören mochten.

Das letzte Abendlüftchen dieses Augustabends strich in leisen, duftenden Wellen über die Scheitel der dreißig jugendlichen Mädchenköpfe, um sodann, beladen mit neuen Düften, die jenes Beet strahlender jungfräulicher Köpfe ausströmte, an die stählerne, breite, niedere Stirn, jene Klippe lebenden Marmors, zu schlagen, die keine einzige Falte aufwies. Er bemerkte es nicht einmal. Seine Nerven waren stumm. In diesem Augenblick, das muss man bekennen, trug er mit Recht seinen Namen Marmor! Es ist wohl selbstverständlich, dass er gewann.

Der Marquis zog sich immer gegen Mitternacht zurück. Er wurde von dem dienstbeflissenen Hartford zu seinem Wagen geleitet.

»Dieser Karkoël ist wirklich der König des

»Schlemm«!« sagte er zu ihm mit staunendem Entzücken, »schauen Sie doch, dass er uns nicht so bald verlässt.«

Hartford versprach es, und der alte Marquis schickte sich trotz seines Alters und seines Geschlechtes an, die Rolle der gastfreundlichen Sirene zu spielen.

Ich habe mich bei den Ereignissen dieses ersten Abends aufgehalten, der einen mehrjährigen Aufenthalt einleitete.

Ich war damals nicht dabei, weiß aber davon aus den Erzählungen eines etwas älteren Verwandten, der gleich allen jungen Leuten dieser kleinen Stadt, wo bei der allgemeinen Hungersnoth an Anregungen das Spiel die einzige Zuflucht bildete, ein leidenschaftlicher Spieler war und der sich für diesen König des »Schlemm« begeisterte.

Nach rückwärts schauend und mit den retrospectiven Empfindungen betrachtet, die ihren Zauber üben, gewinnt dieser Abend von so gewöhnlichem und wohlbekanntem Verlauf und diese gewonnene Whistpartie für mich eine Bedeutung, über die Sie sich vielleicht wundern mögen.

Die vierte Person, die an dieser Partie theilnahm, die Gräfin Stasseville, erzählte mein Verwandter mir noch, verlor ihr Geld mit jener aristokratischen Gleichgiltigkeit, die sie in alles legte. Vielleicht entschied diese Whistpartie über ihr Schicksal, dort, wo die Schicksale sich entscheiden! Wer versteht denn ein Wort von den Geheimnissen des Lebens? .... Niemand nahm damals Interesse daran, die Gräfin zu beobachten.

Im Salon vernahm man nur das Klappern der Spielmarken.

Es wäre interessant gewesen, damals in diese Frau, die für einen geschliffenen und schneidenden Eisblock galt, und immer wieder galt, zu schauen und zu entdecken, ob das, was man seither angenommen hat und einander mit Entsetzen leise zuflüsterte, schon in jener Stunde seinen Anfang nahm.

Die Gräfin du Tremblay de Stasseville war eine Frau von vierzig Jahren, von sehr zarter Gesundheit, blass und schlank, aber von einer Blässe und einer Schlankheit, die ich an niemanden außer ihr je gesehen. Ihre etwas zusammengepresste bourbonische Nase, ihre hellbraunen Haare, ihre feingezeichneten Lippen verriethen eine Frau von vornehmer Geburt, bei der der Stolz jedoch leicht grausam werden kann. Ihre schwefelige Blässe war krankhaft.

»Wenn sie Constance hieße,« sagte Fräulein Ernestine von Beaumont, die ihre Epigramme sogar aus Gibbon holte, »so hätte man sie Constance Chlor nennen können.«

Wer es wusste, welcher Sorte der Geist von Frl. von Beaumont war, konnte diesem Wort eine schauderhafte Auslegung geben. Aber trotz ihrer Blässe, trotz ihrer Lippen von der Farbe einer verblassten Hortensia lag für den erfahrenen Beobachter in dem Antlitz der Gräfin du Tremblay de Stasseville, und gerade in diesen kaum abstechenden, schmalen und wie die Sehne eines Bogens bebenden Lippen ein er-

schreckendes Gepräge unterdrückter Leidenschaft und Willenskraft. Die Provinzgesellschaft merkte es nicht. Sie sah in der Strenge dieser schmalen und mörderischen Lippen nur die Stahlsaite, auf der beständig der befiederte Pfeil eines Epigrammes schwebte.

Grünlich schillernde Augen (denn die Gräfin führte wie in ihrem Wappen, so auch in ihrem Blick goldene Sterne im grünen Feld!) krönten dies Antlitz wie zwei Fixsterne, ohne ihm Wärme zu geben. Jene beiden goldgesprenkelten, in die blonden und farblosen Wimpern und Brauen dieser gewölbten Stirn gefassten Smaragde waren so kalt, als hätte man sie aus dem Magen vom Fisch des Polykrates herausgeholt. Nur der Geist, ein Geist so fein und scharf wie eine Damascenerklinge, entzündete manchmal in diesem gefrorenen Blick die Blitze jenes »kreisenden Schwertes«, von dem die Bibel spricht. Die Frauen hassten diesen Geist an der Gräfin du Tremblay, als ob es eine Schönheit gewesen wäre. Und es war auch wirklich ihre Schönheit! Wie das Fräulein von Retz, von der der Cardinal ein Bild entwarf, wie ein Liebhaber, dem die letzten jugendlichen Schuppen von den Augen gefallen sind, hatte sie einen kleinen Fehler im Wuchs, der streng genommen für ein Gebrechen gelten konnte. Ihr Vermögen war bedeutend. Ihr Gatte hatte ihr bei seinem Tode die sehr geringe Last von nur zwei Kindern hinterlassen: einen kleinen, gottvoll dummen Jungen, welcher der sehr väterlichen und sehr zwecklosen Fürsorge eines Abbés

übergeben wurde, der ihm nichts beibrachte, und ihre Tochter Herminie, deren Schönheit in den anspruchsvollsten und künstlerischesten Kreisen von Paris bewundert worden wäre. Was die Tochter betrifft, so war sie tadellos erzogen, vom officiellen Gesichtspunkt betrachtet. Die Tadellosigkeit der Gräfin Stasseville streifte immer ein wenig an Unverschämtheit.

Selbst ihre Tugendhaftigkeit hatte etwas Unverschämtes, und wer weiß ob dies nicht ihr einziger Grund war, daran festzuhalten? Jedesfalls war sie tugendhaft; ihr Ruf trotzte der Verleumdung. Jeder Schlangenzahn hatte sich an dieser Feile stumpf gewetzt.

Deshalb auch, aus Ärger darüber, dass man sie nicht angreifen konnte, erschöpfte man sich darin, sie der Kälte zu zeihen. Das hieng zweifellos, sagte man (denn man argumentierte und trieb Wissenschaft!), mit der Farblosigkeit ihres Blutes zusammen.

Auf einiges Drängen hätten ihre besten Freundinnen bei ihr jenen »historischen« Querbalken entdeckt, den man einer sehr berühmten und sehr anmuthigen Frau des vorigen Jahrhunderts angedichtet, um zu erklären, dass sie das ganze elegante Europa zu ihren Füßen liegen ließ, ohne es eine Stufe höher hinaufrücken zu lassen.«

Der Erzähler versöhnte durch den heiteren Ton, in dem er sie vorbrachte, mit der Gewagtheit seiner letzten Anspielung, die einen hübschen kleinen Aufruhr beleidigter Sprödigkeit hervorgerufen hatte. Und ich nenne es Sprödigkeit ohne

Missbilligung, denn die Sprödigkeit der vornehmen Frauen, die sich nicht zieren, ist etwas sehr Liebenswürdiges. Überdies war es so dunkel geworden, dass man diesen Aufruhr mehr spürte, als man ihn sah.

»Meiner Treu, sie war wirklich ganz so, wie Sie sie schildern, diese Gräfin Stasseville,« sagte stotternd, wie immer, der alte Vicomte De Rassy, der ein Stotterer und buckelig war und geistreich, als hätte er noch obendrein gehinkt. Wer in Paris kennt nicht den Vicomte de Rassy, jenes noch lebende »Memorandum« der kleinen Verderbtheiten des achtzehnten Jahrhunderts? In der Jugend schön von Angesicht wie der Marschall von Luxemburg, hatte er wie dieser seine Kehrseite der Medaille, und nur die Kehrseite war ihm geblieben. Aber was war aus dem Bild geworden?

. . . Wenn die jungen Leute dieser Zeit ihn bei einem Anachronismus der Aufführung überraschten, so sagten sie, er besudle zum mindesten nicht seine weißen Haare, denn er trug eine kastanienbraune Perücke à la Ninon, mit einer falschen, fleischfarbenen Abtheilung, und die unglaublichsten und unbeschreiblichsten Löckchen!

»A! Sie haben sie gekannt?« sagte der unterbrochene Erzähler. »Nun, dann wissen Sie ja, Vicomte, ob ich der Wahrheit mit einem Wort nahetrete.«

»Es ist wie durchs Fenster gezeichnet, Ihr Po . . . . orträt,« entgegnete dieser, und gab sich aus Ungeduld über sein Stottern einen leichten

Schlag auf die Wange, auf die Gefahr, die rothe Schminke abzustreifen, die er, wie man sagt, auflegte, und zwar ganz unverfroren, wie er alles that. »Ich habe sie un . . . un . . . gefähr um die Zeit, wo Ihre Geschichte spielt, gekannt. Sie kam jeden Winter auf ein paar Tage nach Paris. Ich traf sie bei der Prinzessin von Cou — . . . ourt . . . tenay, mit der sie entfernt verwandt war. Das war in Eis gekühlter Geist, eine Frau, so kalt, dass man den Husten davon bekam.«

»Mit Ausnahme der wenigen Tage, die sie jeden Winter in Paris verbrachte,« fuhr der freche Erzähler fort, der seinen Personen nicht einmal die Halbmaske des Harlekin lieh, »war das Leben der Gräfin du Tremblay de Stasseville geregelt, wie die Noten des langweiligen Liedes, das man in der Provinz das Dasein einer anständigen Frau nennt.

Sie verbrachte sechs Monate des Jahres in den Räumen ihres Palais in der kleinen Stadt, deren »geistiges Gepräge« ich Ihnen geschildert, und vertauschte während der sechs anderen Monate diese Räume mit den Räumen eines Schlosses auf einem schönen Gut, das sie vier Meilen davon besaß. Alle zwei Jahre, zu Anfang des Winters, führte sie ihre Tochter nach Paris — während sie sie bei einer alten Tante, Mlle. de Triflevas, ließ, wenn sie allein hinfuhr — aber nie ein Aufenthalt in Spa, in Plombières oder den Pyrenäen! Man sah sie nicht in den Bädern. War es aus Furcht vor den Klatschmäulern? Wenn in der Provinz eine alleinstehende Frau, in der

Stellung der Gräfin Stasseville in ein entferntes Bad reist, was glaubt man da nicht alles? . . . was vermuthet man nicht? Der Neid derjenigen, die zu Hause bleiben, rächt sich auf seine Weise am Vergnügen derer, welche reisen! Sonderbare Lüfte wehen gleich tückischen Winden und trüben die Klarheit dieser Heilwässer. Ist es der gelbe oder der blaue Fluss, auf dem man in China die kleinen Kinder aussetzt? . . . Die Heilquellen von Frankreich gleichen diesem Fluss ein wenig. Wenn auch nicht gerade ein Kind, so setzt man doch immer irgend etwas dort aus in den Augen derer, die nicht ins Bad reisen. Die spöttische Gräfin du Tremblay war viel zu hochmüthig, um irgend eine ihrer Launen der öffentlichen Meinung zu opfern; aber für Badereisen hatte sie keine Neigung, und ihr Hausarzt wusste sie lieber in seiner Nähe, als zweihundert Meilen davon; denn auf zweihundert Meilen lassen sich die scheinheiligen Besuche zu zehn Francs nicht gut vervielfachen. Übrigens fragte es sich, ob die Gräfin überhaupt launenhaft war.

Geist ist nicht Phantasie. Der ihrige war so scharf, so klar, so positiv selbst im Scherz, dass er von selber den Gedanken an launische Einfälle ausschloss. Spaßte sie (was selten der Fall war), so hatte es so sehr den vibrierenden Klang einer Castagnette oder eines Tambourins — klang so ganz wie gespannte Haut und metallene Schellen — dass man sich nicht vorstellen konnte, wie jemals in diesem trockenen, »messerscharfen« Kopf etwas entstehen sollte, das an Phantasie

erinnerte, einer jener träumerischen, sehnsüchtigen Gedanken, die das Bedürfnis hervorrufen, den Ort zu wechseln, eine andere Gegend aufzusuchen, als die, in der man sich gerade befindet.

Während der zehn Jahre, die sie nun eine reiche Witwe und sohin ihre eigene Herrin und völlig unabhängig war, hätte sie ihr Leben sehr weit von diesem adeligen Nest weg verlegen können, wo sie die Abende damit zubrachte, Whist und Boston zu spielen mit alten Jungfern, welche die »Chouannerie« erlebt, und mit alten Cavalieren, unbekannten Helden, die den Chevalier Destouches befreit hatten.

Wie Lord Byron hätte sie die Welt mit einer Bibliothek, einer Küche und einem Vogelhaus in ihrer Kalesche durchreisen können, aber sie hatte nicht die geringste Lust dazu. Sie war noch mehr als indolent, sie war gleichgiltig; ebenso gleichgiltig wie Marmor von Karkoël, wenn er Whist spielte. Nur war Marmor gegen das Whist an sich nicht gleichgiltig, und in ihrem Leben gab es kein Whist: alles war einerlei! Sie war eine stagnierende Natur, eine Art von weiblichem Dandy, hätten die Engländer gesagt. Mit Ausnahme ihres Witzes lebte sie nur im Zustand einer eleganten Larve. »Sie ist von der Rasse der weißblütigen Thiere,« flüsterte ihr Leibarzt den Leuten ins Ohr, und glaubte durch ein Bild ihre Art zu erklären, etwa wie wenn man durch ein Symptom eine Krankheit erklären wollte.

Obwohl sie krank aussah, leugnete ihr Arzt, der ganz irre an ihr wurde, jedes positive Lei-

den. War es übertriebene Discretion oder sah er es wirklich nicht? Sie klagte nie, weder über körperliche noch seelische Leiden. Sie hatte nicht einmal jenen fast greifbaren Schatten von Schwermuth, der gewöhnlich wie ein Mal auf der Stirn vierzigjähriger Frauen lastet.

Ihre Tage lösten sich ab, sie rissen sich nicht von ihr los. Sie sah sie mit jenem spöttischen Blick ihrer grünlichgelben Undinenaugen abfallen, mit dem sie alles betrachtete. Sie schien den ihr anhaftenden Ruf einer geistreichen Frau Lügen zu strafen, indem sie ihre Lebensführung durch keinen jener stark persönlichen Züge auszeichnete, die man excentrisch nennt. Sie that bloß einfach und natürlich, was alle Frauen ihres Kreises thaten, nicht mehr und nicht weniger. Sie wollte beweisen, dass die Gleichheit, jener Traum der unteren Stände, nur zwischen Hochgeborenen möglich sei. Nur dort gibt es Gleichheit, denn die vornehme Geburt, die Ahnenprobe, deren man bedarf, um adelig zu sein, bildet eine gleiche Ebene. »Ich bin nur der erste Edelmann von Frankreich,« sagte Heinrich IV., und durch dieses Wort legte er alle Ansprüche der Einzelnen der allgemeinen Vornehmheit zu Füßen. Die Gräfin war zu vornehm, um es den anderen Frauen ihres Kreises irgendwie zuvor zu thun, und wie diese erfüllte sie alle ihre äußeren religiösen und gesellschaftlichen Pflichten, mit einer correcten Schlichtheit, welche das oberste Gesetz dieser Welt bildet, in der alle Überschwänglichkeit streng verpönt ist.

Sie blieb in nichts hinter ihrer Gesellschaft zurück, gieng in nichts über sie hinaus. Hatte es sie einen Kampf gekostet, dies eintönige Provinzleben anzunehmen, worin alles, was ihr an Jugend blieb, versiegte, wie ein schlafendes Gewässer unter Seerosen? Ihre Beweggründe, Beweggründe der Vernunft, des Gewissens, des inneren Triebes, der Erwägung, des Naturells, der Neigung, all jene innerlichen Fackeln, die ihr Licht auf unsere Handlungen werfen, warfen keinen Schimmer auf die ihrigen. Nichts erhellte von innen her die äußere Lebensführung dieser Frau!

Endlich müde, die Gräfin Stasseville so lange beobachtet zu haben, ohne etwas zu entdecken, hatten die Leute in der Provinz — obgleich sie doch die Geduld von Sträflingen oder Anglern haben, wenn es gilt, etwas herauszukriegen — dieses Räthsel endlich aufgegeben, wie man ein Manuscript hinter einen Kasten wirft, das man absolut nicht entziffern kann.

»Wir sind wirklich dumm,« hatte eines Abends — und das war schon ein paar Jahre her — die Gräfin Hautcardon sententiös gesagt, »uns so den Kopf darüber zu zerbrechen, was in der Seele dieser Frau stecken mag: vermuthlich steckt nichts darin!«

## III.

Und diese Ansicht der Gräfin-Mutter Hautcardon wurde allgemein angenommen. Sie übte die Macht eines Gesetzes auf all diese Köpfe, die über die Nutzlosigkeit ihrer Forschungen er-

bost und enttäuscht waren und nur nach einem Vorwand suchten, um sie aufzugeben. Diese Ansicht herrschte noch immer, aber nach Art der kraftlosen Regenten, als Marmor de Karkoël, vielleicht der Mann, der am wenigsten geschaffen war, den Weg der Gräfin du Tremblay de Stasseville zu kreuzen, vom anderen Ende der Welt kam und sich an diesen Spieltisch setzte, an dem ein Partner fehlte. Er war, wie sein Bärenführer Hartford erzählte, in den nebligen Gebirgen der Shetland-Inseln geboren. Er war aus dem Lande, in dem sich Walter Scotts prächtiger Roman »Der Pirat« abspielt, jene wirkliche Geschichte, die Marmor nun mit einigen Abweichungen in einer kleinen unbekannten Stadt an der Küste des Canals neuerlich aufführen sollte.

Er war an den Ufern des Meeres, das Clevelands Schiffe durchfurchten, herangewachsen. In seiner Kindheit hatte er mit den Töchtern des alten Troil die Tänze des jungen Mordaunt getanzt.

Er hatte sich sie gemerkt und sie mehr als einmal auf den eichenen Parketböden dieser prosaischen, aber würdigen kleinen Stadt getanzt, die grell abstach gegen die wilde und seltsame Poesie dieser hyperboräischen Tänze. Mit fünfzehn Jahren hatte man ihm ein Lieutenantspatent in einem englischen Regiment, das nach Indien gieng, gekauft und zehn Jahre lang hatte er sich gegen die Mahratten geschlagen. Das war es, was man bald von ihm und Hartford erfuhr,

und auch, dass er adelig und mit dem berühmten schottischen Douglas »mit dem blutigen Herzen« verwandt war. Aber das war alles. Im übrigen lag alles im Dunkel und sollte ewig dunkel bleiben. Seine Abenteuer in Indien, diesem großartigen und entsetzlichen Land, wo die Menschen mit erweiterten Organen in einer Weise athmen lernen, für die die Luft des Occidents nicht mehr genügt, erzählte er nie. Sie waren in geheimnisvollen Runen auf der Decke dieser sonnenbraunen Stirne eingegraben, die sich ebensowenig öffnete, wie jene Büchsen asiatischen Giftes, welche die indischen Fürsten für die Tage der Niederlagen und des Unheiles in ihren Schreinen bewahren.

Sie verriethen sich in dem scharfen Aufblitzen seiner schwarzen Augen, die er auszulöschen verstand, wenn man ihn ansah, wie man eine Fackel verlöscht, wenn man nicht gesehen sein will, und in jener blitzartigen Bewegung, mit der er seine Haare auf der Schläfe zehnmal hintereinander peitschte, im Lauf eines Robbers oder einer Partie Ecarté. Aber außer jenen Hieroglyphen der Mienen und der Gesten, die nur die Beobachter zu deuten verstehen und die wie die Sprache der Hieroglyphen nur sehr wenige Worte umfassen, war Marmor de Karkoël nicht zu entziffern, ebenso unerforschlich in seiner Art, wie die Gräfin du Tremblay in der ihren. Er war ein stummer Cleveland. Alle jungen Aristokraten der Stadt, und es gab ein paar sehr geistreiche darunter, die neugierig wie die Frauen und im

Eindringen gewandt wie die Eidechsen waren, wurden verzehrt von dem Verlangen, ihn dazu zu bringen, die ungedruckten Memoiren seiner Jugend zwischen zwei amerikanischen Cigaretten zu erzählen. Aber sie waren jedesmal gescheitert.

Dieser Seelöwe der Hebriden, den die Sonne von Lahore gebräunt hatte, fieng sich nicht in den Mausfallen, welche der Eitelkeit in den Salons gestellt werden, jenen Pfauenfallen, in denen die französische Selbstgefälligkeit all ihre Federn lässt, um den Preis, sie zu entfalten. Die Schwierigkeit war nicht zu überwinden. Er war so mäßig wie ein Türke, der an den Koran glaubt. So was wie ein Stummer, der den Serail seiner Gedanken wohl hütete.

Ich habe ihn nie etwas anderes als Wasser oder Kaffee trinken sehen. War das Kartenspiel, das seine Leidenschaft schien, wirklich seine Leidenschaft, oder hatte er sich sie bloß zugelegt? Denn man legt sich Leidenschaften zu, wie man sich Krankheiten zulegt. War es eine Art von spanischer Wand, die er aufstellte, um seine Seele zu verbergen?

Ich habe es immer geglaubt, wenn ich ihn spielen sah, wie er spielte. Er grub und pflanzte diese Spielwuth so tief in die Seele dieser spielerischen kleinen Stadt, dass, als er sie verließ, ein grässlicher Spleen, der Spleen betrogener Leidenschaft, wie ein unheilvoller Scirocco sie überfiel und sie einer englischen Stadt noch ähnlicher machte. Bei ihm waren die Whisttische vom frühen Morgen an aufgestellt. Sein Leben an den Tagen, die er

nicht in der Vanillière oder sonst einem Schloss der Umgebung zubrachte, war so schlicht wie das der Menschen, die von einer fixen Idee beherrscht werden. Er stand um neun Uhr auf und frühstückte mit einem oder dem anderen Freund, der zum Whist gekommen war, das dann bis fünf Uhr nachmittags dauerte. Da immer sehr viele Leute bei ihm zusammenkamen, so löste man sich nach jedem Robber ab, und die, welche nicht spielten, wetteten.

Übrigens kamen zu jenen Vormittagspartien nicht nur junge Leute, sondern die ernstesten Männer der Stadt. »Familienväter«, wie die dreißigjährigen Frauen sagten, wagten es, ihre Tage in dieser Spielhölle zuzubringen, und die Frauen brachten ingrimmig bei jeder Gelegenheit hämische Reden gegen den Schotten auf den Tisch, als hätte er dem ganzen Lande in der Person ihrer Männer die Pest eingeimpft. Und doch waren sie genügend daran gewöhnt, sie spielen zu sehen, aber nicht in dieser leidenschaftlichen, versessenen Weise. Um fünf Uhr trennte man sich, um sich gegen Abend wieder in der Welt zu treffen und sich scheinbar dem officiellen, von den Gewohnheiten des Hauses, in dem man sich traf, vorgeschriebenen Spiel zu fügen, thatsächlich aber um das am Morgen »beim Whist bei Karkoël« abgekartete Spiel zu spielen.

Sie können sich vorstellen, welchen Grad der Vollkommenheit diese Herren, die sich mit nichts anderem mehr abgaben, erreichten. Sie erhoben dieses Whist zur Höhe des schwierigsten und

vollendetsten Fechtens. Natürlich gab es auch sehr bedeutende Verluste; was aber Katastrophen und Ruin, wie sie das Spiel gewöhnlich nach sich zieht, verhütete, das war eben die Leidenschaft und die Überlegenheit derer, die es spielten. Alle jene Kräfte begannen sich das Gleichgewicht zu halten; und dann spielte in diesem so engen Kreise jeder zu oft mit jedem, als dass man sich nicht nach einer gewissen Zeit »revanchiert« hätte, wie es in der Spielersprache heißt.

Der Einfluss Marmor de Karkoëls, gegen den sich die vernünftigen Frauen heimlich auflehnten, nahm durchaus nicht ab, er nahm im Gegentheil immer zu. Man begreift das. Er gieng weniger von ihm und seiner ganz persönlichen Art und Weise aus, als davon, dass er eine lebendige Leidenschaft vorgefunden hatte, die seine Gegenwart, dadurch, dass er sie theilte, anstachelte. Das beste Mittel, vielleicht das einzige, um die Menschen zu beherrschen, ist, sie bei ihren Leidenschaften zu packen. Wie wäre dieser Karkoël nicht mächtig gewesen? Er besaß das, was die Macht der Regierungen ausmacht, und dachte überdies nicht daran, zu herrschen. Er erlangte deshalb auch jene Herrschaft, die an Behexung grenzt. Man riss sich ihn aus der Hand. So lange er in dieser Stadt verblieb, fand er immer die gleiche Aufnahme, und diese Aufnahme war ein fieberhaftes Suchen seiner Gesellschaft. Die Frauen, die seinen Einfluss fürchteten, sahen ihn lieber bei sich, als dass sie ihre Männer oder Söhne bei ihm wussten, und sie empfiengen ihn, wie

Frauen, auch wenn sie ihn nicht lieben, einen Mann empfangen, der der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, des Interesses oder irgend einer Bewegung ist. Im Sommer brachte er je vierzehn Tage oder einen Monat auf den verschiedenen Gütern zu.

Der Marquis von Saint-Alban ließ ihm seine besondere Bewunderung angedeihen — Protection würde zu wenig sagen. Auf dem Lande wie in der Stadt war es ein ewiges Whistspielen. Ich erinnere mich (ich war damals ein Gymnasiast auf Ferien) einen prächtigen Lachsfang in den schimmernden Fluten der Douve mitgemacht zu haben, wo Karkoël während der ganzen Zeit im Boot mit einem Cavalier der Gegend einen Whist »mit zwei Todten« (double dummy) spielte. Ich glaube, er hätte noch weiter gespielt, wenn er ins Wasser gefallen wäre! . . . . . Eine einzige Frau dieses Kreises sah ihn nie auf dem Schlosse und selten in der Stadt bei sich; das war die Gräfin du Tremblay.

Wer konnte sich darüber wundern? Niemand. Sie war Witwe und hatte eine reizende Tochter. In der Provinz, in dieser neidischen und gezirkelten Gesellschaft, wo jeder in das Leben des Nächsten eindringt, kann man nicht vorsichtig genug jenen Schlussfolgerungen vorbeugen, die aus dem, was man sieht, auf das schließen, was man nicht sieht. Die Gräfin du Tremblay übte diese Vorsicht, indem sie Marmor nie auf ihr Schloss in Stasseville einlud und ihn in der Stadt nur sehr öffentlich, an jenen Tagen, wo sie all ihre Bekannten bei sich sah, empfieng. Ihre Höf-

lichkeit gegen ihn war kühl und unpersönlich. Sie war der Ausdruck jener guten Manieren, die man allen Leuten gegenüber haben soll, nicht für sie, sondern für sich selbst. Er seinerseits erwiderte es durch eine Höflichkeit ähnlicher Art; und das so ungezwungen, es schien bei beiden so natürlich, dass man ihnen vier Jahre lang aufsitzen konnte. Ich habe es schon gesagt: außer dem Spiel schien für Karkoël nichts zu existieren. Er sprach wenig. Wenn er etwas zu verbergen hatte, so deckte er es vortrefflich durch seine schweigsamen Gewohnheiten. Aber die Gräfin hatte, wenn Sie sich daran erinnern, einen sehr scharfen und äußerlichen Witz. Für jene Geister, die immer nach außen hin brillant und agressiv sind, ist sich zurückhalten, sich verbergen sehr schwer.

Sich verbergen — ist nicht schon das eine Art sich zu verrathen? Aber wenn sie die schimmernden Schuppen und die spitze gespaltene Zunge der Schlange hatte, so hatte sie auch deren Klugheit.

So trübte nichts den Glanz und die grausame Ausübung ihres gewohnten Witzes. Oft, wenn man vor ihr von Karkoël sprach, hieng sie ihm eines jener bissigen Worte an, die wie ein Hieb durch die Luft sausen und um die Fräulein von Beaumont, ihre Rivalin in Epigrammen, sie beneidete. Wenn dies nur eine neuerliche Lüge war, so war nie eine Lüge schneidiger vorgebracht worden.

Schöpfte sie diese erschreckende Verstellungs-

kunst aus ihrer trockenen und geschmeidigen Organisation? Aber warum bediente sie, die durch ihre Stellung und den spottsüchtigen Stolz ihres Wesens die Unabhängigkeit in Person war, sich der Verstellung? Warum, wenn sie Karkoël liebte und von ihm geliebt wurde, verbarg sie es hinter den Bosheiten, die sie ihm von Zeit zu Zeit anhängte, jenen abtrünnigen, gottesleugnerischen, ketzerischen Witzworten, die das vergötterte Idol herabsetzen ..... diesem ärgsten Hochverrath der Liebe?

»Mein Gott! wer weiß? vielleicht machte gerade das sie glücklich .... Hätte man, Herr Doctor« — fuhr der Erzähler fort, und wandte sich dem Dr. Beylasset zu, der an ein eingelegtes Schränkchen gelehnt stand und dessen schöner, kahler Schädel das Licht der Armleuchter wiederspiegelte, welche die Diener soeben über seinem Kopf entzündet hatten — »hätte man auf die Gräfin Stasseville einen jener prüfenden »physiologischen« Blicke gerichtet, über die Ihr Ärzte verfügt, und die die Moralisten Euch entlehnen sollten, dann wäre es klar geworden, dass sich bei dieser Frau alles »nach innen kehren, hineinziehen« musste wie jene hortensienfarbene Linie, die ihre Lippen ausmachte, die sich so sehr zusammenzogen, wie jene Nasenflügel, welche einfielen, statt sich zu öffnen und starr waren, statt zu beben; wie ihre Augen, die sich zuweilen in die Augenhöhlen zurückzuziehen und ins Gehirn hinaufzusteigen schienen. Trotz ihrer sichtlich zarten Gesundheit und einem physischen

Leiden, dessen Spuren man an ihr verfolgen konnte, wie man die Ausstrahlungen eines Sprunges in einer zu trockenen Masse sieht, war sie doch das sprechendste Bild der Willenskraft, jener innerlichen Volta'schen Säule, in die unsere Nerven auslaufen. Alles in ihr zeugte dafür, mehr als in irgend einem lebenden Wesen, das ich je beobachtet. Dieser Strom eines schlummernden Willens kreiste selbst in ihren aristokratischen Händen, die geradezu fürstlich waren durch ihr mattes Weiß, ihre Eleganz und den irisierenden Opalglanz ihrer Nägel, aber infolge ihrer Magerkeit, des vielästigen, angequollenen blauen Geäders und vor allem einer eigenthümlichen Bewegung, womit sie nach den Dingen griffen, seltsamen Pranken glichen, wie die erstaunliche Phantasie der Alten sie gewissen Fabelwesen mit dem Antlitz und den Brüsten einer Frau lieh. Wenn sie, nachdem sie einen jener Witze losgelassen, die so schimmernd und scharf waren wie die vergifteten, befiederten Pfeile der Wilden, mit der Spitze ihrer Schlangenzunge über die zischelnden Lippen fuhr, so fühlte man, dass diese zugleich gebrechliche und starke Frau im äußersten Falle, in einem schicksalsschweren Moment imstande wäre, die Methode der Neger zu errathen und die Entschlossenheit so weit zu treiben, diese geschmeidige Zunge zu verschlucken, um zu sterben.

Wer sie sah, konnte nicht daran zweifeln, dass sie als Frau eine jener Organisationen war, wie es deren in allen Reichen der Natur gibt, die

aus Vorliebe oder Naturtrieb lieber den Grund als die Oberfläche der Dinge suchen, eines jener Wesen, die dazu bestimmt sind, geheimnisvolle Heimsuchungen zu haben und die ins Leben tauchen, wie tüchtige Schwimmer ins Wasser tauchen und unter der Oberfläche schwimmen, wie Bergleute unter der Erde athmen, voll Begeisterung für das Mysterium, eben um seiner Tiefe willen, es um sich her schaffend, es liebend bis zur Lüge, denn die Lüge ist ein doppeltes Mysterium, verdichteter Schleier, tiefes Dunkel um jeden Preis.

Vielleicht lieben Naturen dieser Art die Lüge um der Lüge willen, wie man die Kunst um ihrer selbst willen liebt, wie die Polen den Krieg lieben. (Der Arzt neigte ernsthaft den Kopf zum Zeichen der Zustimmung.) Nicht wahr, Sie glauben daran, Doctor? Ich auch! Ich bin überzeugt, dass manche Seelen eine Freude am Lügen finden. Es liegt eine erschreckende, aber berauschende Seligkeit in dem Gedanken, dass man lügt und betrügt; in dem Gedanken, dass man »sich selber ganz allein kennt« und der Gesellschaft eine Komödie vorspielt, mit der man sie narrt und deren Kosten man sich durch alle Wonnen der Geringschätzung hereinbringt.

»Aber das ist ja schrecklich, was Sie da sagen!« fiel plötzlich die Baronin Mascranny mit dem Aufschrei der empörten Ehrlichkeit ein.

Alle zuhörenden Frauen (und es waren vielleicht einige Kennerinnen heimlicher Freuden darunter) hatten bei den letzten Worten des Er-

zählers einen leisen Schauer empfunden. Ich konnte es an den nackten Schultern der Gräfin Damnaglia, der ich so nahe war, erkennen. Diese Art nervösen Schauers kennt jeder und jeder hat ihn empfunden. Poetisch sagt man, öfter »der Tod geht vorüber«. War es damals die Wahrheit, die vorübergieng? . . . . .

»Ja,« fuhr der Erzähler fort, »es ist schrecklich, aber ist es nicht wahr? Die Naturen, die »das Herz auf der Hand tragen«, machen sich keine Vorstellung von den einsamen Freuden, welche die Heuchelei für jene birgt, die mit einer Larve vor dem Gesicht leben und athmen können. Aber, wenn man darüber nachdenkt, begreift man dann nicht, dass ihre Empfindungen wirklich die brennende Tiefe der Hölle haben? Nun denn, die Hölle ist der umgekehrte Himmel. Das Wort »höllisch« oder »himmlisch« sagt, auf die Intensität der Freuden angewendet, dasselbe, das heißt, dass jene Freuden ans Überirdische grenzen. War die Gräfin Stasseville eine Seele dieser Gattung?

. . . . . Ich will sie weder anklagen noch vertheidigen. Ich erzähle, so gut ich kann, ihre Geschichte, die niemand genau gekannt hat, und versuche sie durch eine Untersuchung à la Couvier zu erklären. Das ist alles.

Übrigens habe ich jene Analyse der Gräfin du Tremblay, die ich nun aus der Erinnerung versuche, nach dem Bilde, das sich meinem Gedächtnis eingeprägt wie ein tiefgeschnittenes Siegel in weiches Wachs, durchaus nicht da-

mals angestellt. Wenn ich diese Frau verstand, so war es erst viel später . . . Der allmächtige Wille, den ich erst »durch die Reflexion« in ihr erkannte, seit die Erfahrung mich gelehrt, wie sehr der Körper die Gussform der Seele ist, hatte jene in ihre stillen Gewohnheiten eingeschlossene Existenz nicht mehr bewegt und beunruhigt, als eine Welle einen Salzsee schwellt und bewegt, der von seinen Ufern fest umschlossen ist.

Ohne das Erscheinen Karkoëls, dieses englischen Infanterieofficiers, den seine Landsleute aufgefordert hatten, seinen »Halb-Sold« in der kleinen Stadt der Normandie zu verzehren, die es verdient hätte, eine englische Stadt zu sein, hätte die schwächliche, blasse Spötterin, die man scherzend »Madame de Givre« nannte, selbst nie erfahren, welch gebieterischen Willen sie in ihrem Busen aus geschmolzenem Schnee (wie Fräulein Ernestine de Beaumont es nannte) trug, aber von dem moralisch alles abgeglitten war wie von dem härtesten Eisberg der Polarregionen. Was empfand sie, als er kam? Erfuhr sie plötzlich, dass für eine Natur wie die ihrige stark empfinden so viel wie wollen heißt? Riss sie mit ihrem Willen einen Mann mit fort, der, wie es schien, nur noch das Spiel lieben sollte?

. . . Wie fieng sie es an, eine Intimität herbeizuführen, deren Gefahren man in der Provinz so schwer entgeht? . . .

Lauter Räthsel, die auf ewig Geheimnis blieben, aber die, wenngleich man sie später vermuthete,

gegen Ende des Jahres 182 . . . noch von keinem Menschen geahnt wurden . . . . Und doch musste sich zu jener Zeit in einem der stillsten Palais dieser Stadt, in der das Kartenspiel das Hauptinteresse jedes Tages und fast jeder Nacht bildete, hinter den stummen Läden und den gestickten Mousselinevorhängen, den klaren, eleganten, halb aufgezogenen Schleiern einer friedlichen Existenz seit lange ein Roman abspielen, den man für unmöglich gehalten hätte. Ja, es gab einen Roman in jenem correcten, makellosen, geregelten, spöttischen, krankhaft kalten Leben, wo der Geist alles und die Seele gar nichts schien. Er war vorhanden und zernagte es unter dem Deckmantel des Ansehens und des guten Rufes, wie wenn Würmer den Körper eines Menschen, ehe er noch ganz gestorben ist, zernagten.«

»Welch ein scheußlicher Vergleich!« warf abermals die Baronin Mascranny ein. »Meine arme Sibylle hatte beinahe recht, dass sie nichts von Ihrer Geschichte wissen wollte. Sie haben heute abend wirklich garstige Vorstellungen.«

»Wünschen Sie, dass ich aufhöre?« fragte der Erzähler mit verschmitzter Unterwürfigkeit und der kleinen Koketterie eines Mannes, der des Interesses, das er erweckt, gewiss ist.

»Das wäre noch schöner!« rief die Baronin. »Sollten wir nun, mit der erregten Neugier, bei einer halben Geschichte stehen bleiben?«

»Das wäre auch zu ermüdend!« sagte, eine ihrer blauschwarzen, schönen Schmachtlocken

aufrollend, Fräulein Laure d'Alzanne, das verführerischeste Bild wohliger Trägheit, mit einem anmuthigen Schauer über die Bedrohung ihrer lässigen Ruhe.

»Und überdies enttäuschend!« fügte der Arzt munter hinzu. »Wäre das nicht, als würde ein Barbier, nachdem er eine Hälfte des Gesichtes rasiert hat, sein Messer zuklappen und erklären, dass er unmöglich fortfahren kann?«

»Ich fahre also fort,« nahm der Erzähler wieder das Wort, mit jener Einfachheit der vollendeten Kunst, die vor allem darin besteht, sich gut zu verbergen .... »Im Jahre 1820 .... befand ich mich bei einem meiner Onkel, der Bürgermeister jener kleinen Stadt war, die ich Ihnen als den Leidenschaften und Abenteuern so feindlich geschildert, und obwohl es ein Feiertag war, das Namensfest des Königs, der Tag des Heiligen Ludwig, der von jenen Ultras der Emigration, jenen politischen Quietisten, die das mystische Wort der reinen Liebe erfunden hatten: »Vive le roi, quand même!«, stets feierlich begangen wurde, that man in diesem Salon doch nichts anderes als an allen übrigen Tagen. Man spielte Karten. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich von mir spreche; es ist recht geschmacklos, aber es ist unerlässlich.

Ich war noch fast ein Knabe. Aber dank einer ungewöhnlichen Erziehung ahnte ich mehr von der Welt und ihren Leidenschaften, als man in diesem Alter gewöhnlich davon weiß. Ich glich weniger einem jener linkischen Gymnasiasten, die

außer in ihre Schulbücher noch nirgends hineingeschaut, als einem jener neugierigen jungen Mädchen, die ihre Kenntnisse dadurch vermehren, dass sie an den Thüren lauschen und dann viel über das nachgrübeln, was sie dort vernommen.

Die ganze Stadt drängte sich an jenem Abend im Salon meines Onkels, und wie immer — denn alles geschah unveränderlich in dieser Welt der Mumien, die ihre Binden nur abschüttelten, um die Karten zu handhaben — schied sich die Gesellschaft in zwei Theile, die, welche spielten, und die jungen Mädchen, welche nicht spielten. Mumien auch diese jungen Mädchen, die bestimmt waren, sich nebeneinander in den Katakomben der Ehelosigkeit aufzureihen, aber deren blühende, in zweckloser, nie genossener Frische leuchtende Gesichter meine gierigen Blicke entzückten. Die einzige unter ihnen, die vielleicht kraft ihres Vermögens auf das Wunder einer Liebesheirat hoffen durfte, war Fräulein Herminie de Stasseville. Ich war nicht alt genug und doch wieder zu alt, um mich unter jenen Schwarm junger Mädchen zu mischen, deren Geflüster von Zeit zu Zeit von einem hellen oder leise unterdrückten Lachen unterbrochen wurde. Von einem Anfall jener brennenden Schüchternheit ergriffen, die zugleich eine Qual und eine Wollust ist, hatte ich mich zu dem König des »Schlemm« geflüchtet und hingesetzt, diesem Marmor de Karkoël, in den ich ganz verliebt war.

Freundschaft konnte zwischen ihm und mir nicht bestehen. Aber die Gefühle haben ihre ge-

heime Hierarchie. Man findet nicht selten bei jungen, noch nicht reifen Geschöpfen jene zärtliche Bewunderung, die durch nichts Ausgesprochenes, nichts Sichtbares gerechtfertigt wird, und die es beweist, dass junge Leute einen Häuptling brauchen, gerade wie die Völker, die trotz ihres Alters immer ein wenig Kinder bleiben. Mein Häuptling wäre Karkoël gewesen. Er kam häufig zu meinem Vater, der, wie alle Herren dieser Gesellschaft, ein starker Spieler war. Er hatte oft an meinen und meiner Brüder gymnastischen Übungen theilgenommen und vor uns eine Kraft und Gewandtheit entwickelt, die ans Wunderbare grenzte.

Wie der Herzog von Enghien sprang er spielend über einen siebzehn Fuß breiten Fluss. Schon das allein musste auf die Köpfe junger Burschen wie wir, die zum Kriegshandwerk erzogen wurden, große Anziehungskraft ausüben; aber darin lag nicht das Geheimnis von Karkoëls Magnetismus, was mich betrifft. Offenbar wirkte er auf mich durch die Macht, die ungewöhnliche Wesen auf ungewöhnliche Wesen ausüben, denn die Gemeinheit schützt vor höheren Einflüssen, wie ein Wollsack vor Kanonenkugeln schützt. Ich wüsste nicht zu sagen, welche Phantasien ich an jene Stirn knüpfte, die aus der Masse geformt schien, welche die Maler »Terra di Sienna« nennen; an jene düsteren Augen mit den kurzen Lidern, an all jene Spuren, welche unbekannte Leidenschaften auf dem Antlitz des Shcotten hinterlassen hatten, gleich den

Malen des Henkers auf den Gliedern eines Geräderten; und vor allem an die Hände, die raffiniert civilisierten Hände dieses Mannes, bei dem der Wilde am Handgelenk aufhörte, und die den Karten jene Schwungkraft zu geben verstanden, welche dem Kreisen einer Flamme glich und welche Herminie de Stasseville so sehr betroffen hatte, als sie es zum erstenmal sah. Nun waren an jenem Abend in der Ecke, wo die Whisttische aufgestellt waren, die Fensterläden halb zugelehnt.

Die Partie war dunkel wie jenes Dämmerlicht, das sie beleuchtete. Es war das Whist der auserlesenen Spieler.

Der Methusalem der Marquis, Herr von Saint-Alban, war der Partner Karkoëls. Die Gräfin du Tremblay hatte zu dem ihrigen den Chevalier von Tharsis erwählt, der vor der Revolution Officier im Regiment der Provence gewesen und Ritter des Ordens vom Heiligen Ludwig war, einer jener alten Cavaliere, die es heute nicht mehr gibt, Männer, die zwei Jahrhunderte überbrückten, ohne deshalb Kolosse zu sein.

Da, während des Spieles und infolge einer Bewegung, die die Gräfin Stasseville machte, um ihre Karten aufzuheben, geschah es, dass eine Facette des Diamanten, den sie am Finger trug, in jener Dämmerung, welche den grünen Tisch noch grüner machte, einen jener Strahlen kreuzte, wie ihn die menschliche Kunst unmöglich hervorbringen kann, und einen so blendenden elektrischen Funken entsandte, dass es die Augen schmerzte wie ein Blitz.

»Oh! Oh! was blitzt denn da so?« fragte mit seiner dünnen Stimme, die so zitterig war wie seine Beine, der Chevalier de Tharsis.

»Und wer hustet denn so?« fragte zugleich der Marquis von Saint-Alban, den ein entsetzlich matter Husten aus seiner tiefen Aufmerksamkeit weckte, und wandte sich nach Herminie de Stasseville um, die einen Kragen für ihre Mutter stickte.

»Mein Diamant und meine Tochter,« sprach mit einem Lächeln ihrer dünnen Lippen die Gräfin du Tremblay, beiden zugleich antwortend.

»Herr Gott! Wie schön Ihr Diamant ist, Gräfin!« fieng der Chevalier wieder an. »Ich habe ihn noch nie so funkeln sehen wie heute Abend. Er würde den Kurzsichtigsten zwingen, ihn zu bemerken.«

Man hatte, während man so sprach, die Partie beendet, und der Chevalier de Tharsis griff nach der Hand der Gräfin: »Würden Sie mir gestatten?« . . . . fügte er hinzu.

Die Gräfin zog langsam ihren Ring vom Finger und warf ihn dem Chevalier auf den Spieltisch.

Der alte Emigrant untersuchte ihn, indem er ihn wie ein Kaleidoskop vor dem Auge herumdrehte.

Aber das Licht hat seine Zufälle und Launen. Indem es auf den Facetten des Steines spielte, entlockte es ihm keinen zweiten solchen Blitz wie den, der ihm so plötzlich entfahren war.

Herminie erhob sich und stieß den Fensterladen auf, damit das Licht voller auf den Ring

ihrer Mutter falle und man seine Schönheit besser würdigen könne. Dann setzte sie sich wieder und lehnte den Arm an den Tisch, gleichfalls den prismatischen Stein betrachtend; aber der Husten kam wieder, ein pfeifender Husten, der ihr das Blut in das klare, schillernde Weiß trieb, das ihre schönen blauen Augensterne umgab.

»Und wo haben Sie sich diesen schrecklichen Husten geholt, mein liebes Kind?« fragte der Marquis von Saint-Alban, den das junge Mädchen mehr beschäftigte, als der Diamant, der lebende Edelstein mehr, als der mineralische.

»Ich weiß nicht, Herr Marquis,« entgegnete sie mit dem Leichtsinn der Jugend, der das Leben unendlich erscheint. »Vielleicht, wie ich des Abends am Teich von Stasseville spazieren gieng.«

In diesem Augenblick wurde ich von der Gruppe, welche diese fünf bildeten, betroffen. Das rothe Licht des Sonnenunterganges drang durch das offene Fenster ein. Der Chevalier de Tharsis betrachtete den Diamanten, der Marquis von Saint-Alban sah auf Herminie, die Gräfin auf Karkoël, der zerstreut auf seine Carreau-Dame blickte. Aber am meisten betroffen war ich über Herminie. »Die Rose von Stasseville« war blass, blasser als ihre Mutter. Der Purpur des sterbenden Tages, der seinen Widerschein auf ihre bleichen Wangen warf, gab ihr das Aussehen eines Schlachtopfers, und ein Spiegel der wie mit Blut übergossen schien, warf ihr Bild zurück.

Plötzlich lief es mir kalt durch die Nerven, und, ich weiß nicht, durch welche unwillkürliche und vernichtende Ideenverbindung, mich packte plötzlich eine Erinnerung mit der unbesiegbaren Kraft jener Vorstellungen, welche die empörten Gedanken vergewaltigen und ungeheuerlich befruchten.

Es war etwa vierzehn Tage her, da hatte ich einmal in der Früh Karkoël besucht. Ich traf ihn allein. Es war noch zeitig; noch keiner der Spieler, die gewöhnlich Vormittag bei ihm spielten, war gekommen. Als ich eintrat, stand er vor seinem Schreibtisch und schien mit einer sehr schwierigen Arbeit beschäftigt, die große Aufmerksamkeit und Sicherheit der Hand erforderte. Ich sah ihn nicht; er hielt den Kopf gesenkt. Zwischen den Fingern der rechten Hand hielt er ein schwarzes, glänzendes Fläschchen, das der Spitze eines abgebrochenen Dolches glich, und aus diesem mikroskopischen Fläschchen träufelte er ich weiß nicht was in einen offenen Ring.

»Was, zum Teufel, machen Sie denn da?« fragte ich nähertretend. Aber er rief mir mit befehlender Stimme zu: »Kommen Sie nicht näher! Bleiben Sie, wo Sie sind; sonst würde mir die Hand zittern, und was ich da mache, ist schwieriger und gefährlicher, als auf vierzig Schritt einen Stöpsel mit einer Pistole zu zerkrachen, die explodieren könnte.«

Es war dies eine Anspielung auf etwas, das uns vor kurzem passiert war. Wir unterhielten

uns damit, mit den schlechtesten Pistolen, die wir auftreiben konnten, zu schießen, damit die Geschicklichkeit der Schützen bei der schlechten Waffe sich besser erweisen könne, und hätten uns mit dem Lauf einer Pistole, die explodierte, beinahe die Hirnschale gesprengt!

Es gelang ihm, die Tropfen der unbekannten Flüssigkeit, die er aus dem schlanken Schnabel des Fläschchens träufeln ließ, einzuflößen. Als es geschehen war, schloss er den Ring und warf ihn in eine Lade seines Schreibtisches, als wollte er ihn verstecken.

Ich bemerkte, dass er eine gläserne Larve anhatte.

»Seit wann,« fragte ich ihn scherzend, »befassen Sie sich mit Chemie? Und sind es Rettungsmittel gegen Spielverluste, die Sie componieren?«

»Ich componiere nichts,« antwortete er, »aber das da drinnen (und er wies auf das schwarze Fläschchen) ist ein Rettungsmittel gegen alles. Es ist,« fügte er mit dem grimmigen Humor des Landes der Selbstmörder, aus dem er stammte, hinzu, »das markierte Spiel Karten, mit denen man die letzte Partie gegen das Schicksal unfehlbar gewinnt.«

»Welche Art von Gift ist das?« fragte ich, nach dem Fläschchen greifend, dessen seltsame Form mich anzog.

»Es ist das wunderbarste der indischen Gifte,« antwortete er, seine Larve ablegend. »Es einathmen kann tödlich sein, und in welcher Art

es auch eindringen mag, wenn es auch nicht sofort tötet, so verliert man nichts dabei; seine Wirkung ist so unfehlbar, als sie verborgen ist. Es greift langsam, fast lässig aber unfehlbar nach den Wurzeln des Lebens, und indem es sie durchdringt, entwickelt es in den Organen, auf die es sich wirft, jene allgemeinen Krankheiten, deren der Wissenschaft bekannte Symptome den Verdacht ablenken und der Anklage der Vergiftung begegnen würden, falls eine solche Anklage erhoben würde. Man behauptet in Indien, dass die Fakire sie aus sehr seltenen, nur ihnen bekannten Substanzen herstellen, die man nur auf den Hochebenen von Thibet findet. Es löst die Bande des Lebens mehr, als es sie zerreißt. Und darin entspricht es besser jenen apathischen und weichlichen indischen Naturen, die den Tod lieben wie einen Schlaf und sich in ihn sinken lassen, wie auf ein Lager von Lotos. Es ist übrigens sehr schwer, beinahe unmöglich, es zu erlangen.

»Wenn Sie wüssten, was ich gewagt, um mir dieses Fläschchen von einer Frau zu verschaffen, die mich zu lieben vorgab! .... Ich habe einen Freund, der wie ich in der englischen Armee diente und mit mir aus Indien zurückgekehrt ist, wo er sieben Jahre verbracht hat. Er hat dieses Gift mit der Wuth eines von einer fixen Idee besessenen Engländers gesucht, und später, wenn Sie mehr erlebt haben, werden Sie wissen, was das heißt. Nun denn! er hat es nicht finden können. Er hat elende Nachahmungen mit Gold aufgewogen.

Aus Verzweiflung hat er mir nun aus England geschrieben, mir einen seiner Ringe geschickt und mich beschworen, ihm ein paar Tropfen von diesem Nectar des Todes hineinzufüllen. Das war es, was ich gethan habe, wie Sie eintraten.«

Was er mir da sagte, überraschte mich nicht. Die Menschen sind nun einmal so, dass sie ohne die geringste böse Absicht, ohne Mordgedanken gern Gift im Haus haben, wie man gern Waffen im Haus hat. Sie hüten jene Mittel der Zerstörung mit zärtlicher Sorgfalt, wie ein Geizhals seine Schätze hütet. Manche sagen sich: »Wenn ich tödten wollte!« wie andere sagen: »Wenn ich genießen wollte!«

Es ist die gleiche kindische Schwärmerei. Ich, der ich zu jener Zeit selbst fast noch ein Kind war, fand es ganz begreiflich, dass Marmor de Karkoël, der von Indien zurückkam, jenes Curiosum von einem Gift besaß, das man sonst nirgends fand, und dass sich unter den Pfeilen und Kandjaren, die er auf dem Grund seines Officierskoffers mitbrachte, auch jenes Flacon aus schwarzem Stein, jenes hübsche Spielzeug der Zerstörung befand, das er mir zeigte.

Nachdem ich das reizende Nippes, welches spiegelglatt wie ein Achat war, und das vielleicht eine Almee zwischen den beiden Topaskugeln ihres Busens getragen und mit ihrem goldenen Schweiß durchtränkt haben mochte, genügend bewundert hatte, warf ich es in eine Schale, die auf dem Kamin stand, und dachte nicht weiter daran.

Nun denn! werden Sie es glauben? Es war die Erinnerung an jenes Flacon, die in mir auftauchte! . . . Herminies leidendes Gesicht, ihre Blässe, jener Husten, der aus einer schwammigen, gelockerten Lunge zu kommen schien, in der vielleicht schon jene bresthaften Stellen brandig wurden, die man in der Medicin — nicht wahr, Doctor? — mit einem Ausdruck von schauerlich sinnlicher Kraft »Cavernen« nennt, jener Ring, der durch ein unerklärliches Zusammentreffen gerade in dem Augenblick, wo das junge Mädchen hustete, so seltsam aufleuchtete, als wäre das Blitzen des Steines ein freudiges Aufjauchzen des Mörders, die Vorgänge eines Morgens, die mir aus dem Gedächtnis entschwunden waren, nun aber plötzlich wieder emportauchten: all das ergoss sich wie ein Strom von Gedanken in mein Gehirn!

Bindeglieder, um die vergangenen Ereignisse mit den gegenwärtigen zu verknüpfen, hatte ich keine. Die unwillkürliche Ideenverbindung, die sich in meinem Kopf vollzog, war wahnsinnig.

Ich entsetzte mich vor meinem eigenen Gedanken. Ich bemühte mich auch ihn zu ersticken, jenen falschen Schimmer, jenes Flackern auszulöschen, das sich in mir entzündet und meine Seele durchzuckt hatte, wie der Blitz des Ringes über den grünen Tisch gefahren war. Um meinem Willen Rückhalt zu geben und unter ihm die tolle und verbrecherische Eingebung eines Augenblickes zu zermalmen, betrachtete ich aufmerk-

sam die Gräfin du Tremblay und Marmor de Karkoël.

Sowohl er wie sie schienen durch Haltung und Miene zu sagen, dass das, was ich zu denken gewagt, unmöglich sei! Marmor war immer noch Marmor. Er fuhr fort, die Carreaudame zu betrachten, als verkörperte sie die letzte, endgiltige Liebe seines ganzen Lebens. Die Gräfin ihrerseits trug auf der Stirn, im Blick und um die Lippen jenen Ausdruck der Ruhe, der sie nie verließ, selbst dann nicht, wenn sie eine ihrer Bosheiten losließ, denn ihr Scherzen glich einer Kugel, der einzigen Waffe, welche tödtet, ohne sich zu ereifern, während der Degen, im Gegentheil, die Leidenschaft der Hand theilt. Er und sie, sie und er waren zwei Abgründe, die einander gegenüberstanden; nur war der eine, Karkoël, finster und schwarz wie die Nacht; und der andere, jene blasse Frau, war hell und undurchdringlich wie der weite Himmelsraum.

Sie hielt noch immer den Blick, der in ruhigem Licht erglänzte, gleichgiltig auf ihren Partner geheftet. Nur als der Chevalier de Tharsis, nicht »damit fertig werden konnte«, den Ring zu bewundern, der das Geheimnis umschloss, das ich so gern ergründet hätte, nahm sie aus ihrem Gürtel einen großen Strauß Reseden und sog ihren Duft mit einer Sinnlichkeit ein, die man sicherlich nicht bei einer Frau gesucht hätte, welche so wenig für träumerische Wollust geschaffen schien.

Ihre Augen schlossen sich, nachdem sie sich

in unaussprechlicher Verzückung verdreht hatten, und mit gieriger Leidenschaft erfasste sie einige der duftenden Stengel mit den farblosen Lippen und zermalmte sie zwischen den Zähnen, mit einem wilden Ausdruck der Vergötterung die wieder geöffneten Augen auf Karkoël richtend. War es ein Zeichen des Einverständnisses, ein Übereinkommen, wie es die Liebenden unter einander haben, jene im Stillen zermalmten und verschluckten Blüten? . . . Ehrlich gesagt, glaubte ich es. Sie steckte den Ring ruhig wieder an, nachdem ihn der Chevalier genügend bewundert hatte, und das Whist gieng fort, dumpf, stumm und düster, als wäre es durch nichts unterbrochen worden.«

Hier hielt der Erzähler wieder ein. Er hatte nicht mehr nöthig sich zu drängen. Er hielt uns alle unter den Klauen seiner Erzählung. Vielleicht lag der ganze Wert seiner Geschichte in der Art sie vorzubringen . . . . Als er schwieg, vernahm man in der Stille des Salons das Kommen und Gehen seines Athems. Ich, der ich die Blicke über meine Alabasterbrüstung, den Nacken der Gräfin Damnaglia, hinübersandte, konnte sehen, wie die Erregung sich in verschiedenen Graden auf all jenen Gesichtern malte. Unwillkürlich suchte ich das der jungen Sibylle, des scheuen Kindes, das sich bei den ersten Worten der Erzählung aufgebäumt hatte. Ich hätte gern die Blitze der Angst durch ihre schwarzen Augen zucken sehen, die an den düsteren und verhängnisvollen Canal Orfano in Venedig erinnern, denn mehr als ein Herz wird sich darin ertränken.

Aber sie saß nicht mehr auf dem Ruhebett ihrer Mutter. Besorgt über das, was nachkommen mochte, hatte die Baronin ihre Tochter gewiss durch ein flüchtiges Zeichen hinausgewiesen, und sie war verschwunden.

»Was war schließlich,« fuhr der Erzähler fort, »in all dem danach angethan, mich so zu erregen und sich wie eine Gravierung in mein Gedächtnis zu graben? Denn die Zeit hat keine einzige Linie dieses Bildes daraus verwischt! Ich sehe noch Marmors Gesicht, den Ausdruck starrer Ruhe bei der Gräfin, die für einen Augenblick in der Empfindung hinschmolz, diese Reseden mit fast wollüstigem Erschauern einzuathmen und zu zerkauen.

All das ist mir in Erinnerung geblieben, und Sie werden erfahren, warum. Jene Vorgänge, deren innerer Zusammenhang mir nicht recht klar war, jene Vorgänge, die eine Intuition, über die ich mir Gewissensbisse machte, nur undeutlich erhellte, in deren verwirrtem Strähn Mögliches neben Unbegreiflichem lag, wurden späterhin durch einen Funken Licht erhellt, der dies Chaos für mich auf immer klärte.

Ich glaube, Ihnen gesagt zu haben, dass ich sehr spät ins Collège kam. Die beiden letzten Jahre meiner Erziehung verbrachte ich dort, ohne nach Hause zurückzukehren. So erfuhr ich nur aus den Briefen meiner Angehörigen den Tod von Herminie de Stasseville, die einer schleichenden Krankheit erlegen war, von der niemand eine Ahnung hatte vor ihrem letzten Stadium,

wo sie sich dann als unheilbar erwies. Diese Nachricht, die man mir ohne jeden Commentar mittheilte, machte mein Blut ebenso erstarren wie damals im Salon meines Onkels, als ich zum erstenmal jenen Husten hörte, der nach Tod klang und ganz plötzlich in mir so schreckliche Ahnungen erweckte. Die, welche in Vorgängen der Seele erfahren sind, werden mich verstehen, wenn ich sage, dass ich keine einzige Frage wagte über den Tod des jungen Mädchens, das der Zärtlichkeit ihrer Mutter und den schönsten Hoffnungen so jäh entrissen wurde. Ich dachte in zu tragischer Weise darüber, um mit irgend jemand davon zu sprechen. Zu meinen Eltern zurückgekehrt, fand ich die Stadt * * * sehr verändert; denn in ein paar Jahren verändern sich die Städte wie die Frauen: sie sind kaum wieder zu erkennen. Es war nach 1830. Seit der Durchreise Karls X., der durchgefahren war, um sich in Cherbourg einzuschiffen, lebten die meisten adeligen Familien, die ich während meiner Kindheit gekannt hatte, zurückgezogen auf den Schlössern ihrer nahen Güter. Die politischen Ereignisse hatten diese Familien um so schmerzlicher betroffen, weil sie an den Sieg ihrer Partei geglaubt hatten und nun von den Höhen einer Hoffnung herabgestürzt waren.

Sie hatten auch wirklich den Augenblick gesehen, wo der einzige Staatsmann der Restauration, indem er das Recht der Erstgeburt geltend machte, im Begriffe stand, die französische Gesellschaft, einzig auf der Grundlage seiner

Kraft und seiner Größe, wiederherzustellen; und dann mussten sie plötzlich diesen zugleich gerechten und richtigen Gedanken, der jenen Männern mit der edeln Verblendung ihrer monarchischen Treue vorangeleuchtet hatte, als eine Entschädigung für ihre Leiden und Verluste, als ein letzter Rest von Hermelin und Purpur, der ihre Särge schmücken und ihren letzten Schlummer mildern sollte, vernichtet sehen, ein Opfer der öffentlichen Meinung, die man weder aufzuklären noch zu disciplinieren verstanden hatte. Die kleine Stadt, von der in dieser Erzählung so oft die Rede war, war nur noch eine Einöde, mit geschlossenen Läden und Portalen, die sich nicht mehr öffneten.

Die Julirevolution hat die Engländer erschreckt, sie hatten die Stadt verlassen, deren Sitten und Lebensgewohnheiten durch die politischen Ereignisse einen so argen Stoß erlitten hatten.

Meine erste Sorge war, danach zu fragen, was aus Marmor de Karkoël geworden sei. Man sagte mir, er sei auf einen Befehl seiner Regierung nach Indien zurückgekehrt. Die Person, welche mir das mittheilte, war gerade jener ewige Chevalier de Tharsis, einer von den vieren jener berühmten »Diamantenpartie« (berühmt zum mindesten für mich!) und während er mir's erzählte, sah er mich an mit dem Ausdruck eines Mannes, der befragt werden will. Halb unwillkürlich, denn die Seelen errathen einander lange, bevor der Wille in Thätigkeit tritt, fragte ich denn auch:

»Und Madame du Tremblay de Stasseville?«

»Sie wussten also etwas?« . . . gab er ziemlich geheimnisvoll zurück, als hätten hundert Ohren uns zugehört, während wir doch ganz allein waren.

»Aber nein,« sagte ich, »ich weiß von gar nichts.«

»Sie ist todt,« fuhr er fort, »an der Schwindsucht gestorben wie ihre Tochter, einen Monat nach der Abreise dieses Teufels Marmor de Karkoël.«

»Warum dies Datum?« entgegnete ich, »und warum sprechen Sie mir von Marmor de Karkoël?« . . . .

»Es ist also wirklich wahr, dass Sie nichts wissen?« antwortete er. »Nun denn, mein Lieber! Es scheint, dass sie seine Geliebte war. Wenigstens gab man es zu verstehen, als man noch leise davon sprach. Nun wagt man es nicht mehr, davon zu sprechen. Sie war eine Heuchlerin ersten Ranges, diese Gräfin. Sie war es, wie eine andere blond oder brünett ist, sie war als Heuchlerin geboren. Drum handhabte sie auch die Lüge so vollendet, dass sie fast zur Wahrheit wurde, so einfach und natürlich, unbefangen und ungezwungen war sie in allem.

»Hinter jener Verstellung, die so tief war, dass man erst seit ganz kurzer Zeit daraufkam, dass es eine solche sei, drangen Gerüchte hervor, die von dem Entsetzen derjenigen, die sie verbreiteten, bald erstickt wurden . . . . . Danach wäre der Schotte, der nur die Karten zu

lieben schien, nicht bloß der Geliebte der Gräfin gewesen, die ihm, schlecht wie der Teufel, ihre Bosheiten anhieng, wie nur irgend einem unter uns, wenn sie Gelegenheit dazu fand! . . . Mein Gott! das wäre ja gar nichts, wenn es nur das gewesen wäre! Aber das Ärgste ist, dass der Gott des »Schlemm« die ganze Familie »schlemm« gemacht hatte. Die arme kleine Herminie vergötterte ihn im Stillen. Ernestine de Beaumont wird es Ihnen erzählen, wenn Sie wollen. Es war wie ein Verhängnis.

»Liebte er sie? Liebte er die Mutter? Liebte er sie alle beide? Liebte er keine von beiden? Benützte er die Mutter bloß dazu, um sein Spiel fortzuführen? . . . . Wer weiß das!

»Hier ist die Geschichte sehr dunkel. Gewiss weiß man nur, dass die Mutter, deren Seele so knöchern war wie ihr Körper, einen Hass auf ihre Tochter warf, der nicht wenig dazu beitrug, deren Tod herbeizuführen.«

»Das sagt man?« fiel ich ein, entsetzter darüber, dass meine Vermuthung richtig war, als wie ich sie für unrichtig hielt. »Aber wer kann das wissen? . . .

»Karkoël war kein Geck. Er war der letzte, um vertrauliche Mittheilungen zu machen. Man hat nie irgend etwas über sein Leben erfahren. Er wird nicht gerade bezüglich der Gräfin Stasseville vertraulich oder indiscret gewesen sein.«

»Nein,« entgegnete der Chevalier de Tharsis, »die beiden Heuchler hielten sich die Stange.

Er ist fort, wie er gekommen war, ohne dass einer von uns hätte sagen können: »Er war mehr als ein Spieler.«

»Aber so vollkommen in Ton und Haltung die makellose Gräfin auch war, haben doch die Kammerfrauen, für die es bekanntlich keine Heldinnen gibt, erzählt, dass sie sich mit ihrer Tochter stundenlang einsperrte, und dass sie aus diesen Tête-à-Têtes eine bleicher als die andere hervorgiengen, aber die Tochter immer noch ärger, die Augen vom Weinen geröthet.«

»Haben Sie keine anderen Beweise, keine anderen Auskünfte, Chevalier?« sagte ich, um ihn anzutreiben und noch klarer zu sehen. »Sie wissen doch, was das Gerede der Dienstboten heißen will. Von Fräulein von Beaumont könnte man wahrscheinlich mehr erfahren.«

»Fräulein von Beaumont!« rief Tharsis! »A! sie hatten sich nicht gar gern, die und die Gräfin, denn ihr Geist war von derselben Sorte! Die Überlebende spricht auch von der Todten nur mit Blicken der Verwünschung und perfiden Andeutungen. Es steht fest, dass sie den Glauben an die entsetzlichsten Dinge erwecken möchte — und dass sie nur von einem weiß, das aber nicht entsetzlich ist: der Liebe Herminies für Karkoël.«

»Und das heißt nicht viel wissen, Chevalier,« fieng ich wieder an. »Glaubte man alles, was sich die jungen Mädchen anvertrauen, dann würde man jede erstbeste Schwärmerei der Liebe zur Last legen. Und Sie werden mir zugestehen,

dass Karkoël alles an sich hatte, um eine Schwärmerei zu erwecken.«

»Das ist wahr,« sagte der alte Tharsis, »aber man hat mehr Beweise als Mädchenconfidencen. Erinnern Sie sich? . . nein! Sie waren zu jung, aber es ist in der hiesigen Gesellschaft genügend aufgefallen, dass die Gräfin Stasseville, die nie etwas geliebt hatte, die Blumen nicht mehr als alles andere — denn wer vermöchte zu sagen, wofür diese Frau Vorliebe hatte! — während ihrer letzten Lebensjahre immer einen Strauß Reseden im Gürtel trug und beim Whistspielen, oder wo immer sie war, die Stengel abbrach, um daran zu kauen, so sehr, dass eines Tages Ernestine de Beaumont ihre Freundin Herminie mit spöttischem Lachen fragte, seit wann denn ihre Mutter »pflanzenfressend« sei?« . . .

»Ja, ich erinnere mich daran,« antwortete ich.

Und thatsächlich hatte ich nie die wilde, fast grausam verliebte Art vergessen, in der die Gräfin an ihren Blumen gerochen und gekaut hatte bei jener Whistpartie, die für mich ein Ereignis war.

»Nun denn!« sagte der gute alte Herr, »jene Reseden kamen aus einer herrlichen Jardinière, die im Salon der Gräfin stand. O! die Zeiten waren vorüber, wo der Blumenduft ihr weh that. Wir hatten früher erlebt, dass sie ihn nicht vertragen konnte, seit ihrem letzten Wochenbett, wo man sie, wie sie uns nachlässig erzählte, mit einem Strauß Tuberosen nahezu getötet hatte. Nun liebte und suchte sie ihn leidenschaft-

lich. In ihrem Salon erstickte man wie in einem Treibhaus, wo man die Fenster um Mittag noch nicht geöffnet hätte. Deshalb giengen auch zwei oder drei zarte Frauen nicht mehr zu ihr. Da gab es Veränderungen! Aber man schrieb sie der Krankheit und den Nerven zu. Wie sie todt war, und man die Salons absperren musste — denn der Vormund hat den Kleinen, der nun so reich ist, wie es nur ein dummer Kerl werden kann, ins Institut gesteckt — und man diese schönen Reseden in die Erde verpflanzen wollte, fand man in der Kiste, was glauben Sie wohl? . . . den Leichnam eines Kindes, das gelebt hatte« . . .

Den Erzähler unterbrach hier ein sehr echter Aufschrei, der zwei oder drei Frauen entfuhr, die wahrlich dem Natürlichen recht fern standen. Sie waren schon lange mit ihm auseinandergerathen: aber in diesem Augenblick kam es, weiß Gott! zu ihnen zurück. Die anderen, die sich mehr in der Gewalt hatten, reckten sich bloß, aber es war beinahe convulsivisch.

»Welche Vergesslichkeit!« rief in seiner Leichtfertigkeit, die über alles lacht, der unflätige, nichtsnutzige, liebenswürdige Marquis de Gourdes, den wir »den letzten der Marquis« nennen, eines jener Individuen, die noch hinter einem Sarg, ja sogar noch in ihm Witze machen würden.

»Woher kam dieses Kind?« fuhr der Chevalier de Tharsis fort, den Schnupftabak in seiner Schildkrotdose aufschüttelnd; »von wem war es? War es eines natürlichen Todes gestorben? Hatte

man es getödtet? . . . Das ist es, was man nicht herausbringen kann, und was zu den schrecklichsten, wenngleich nur leise geflüsterten Vermuthungen führt.«

»Sie haben recht, Chevalier,« entgegnete ich, das, was ich darüber zu wissen glaubte, gewaltsam in mich zurückdrängend. »Das wird immer ein Geheimnis bleiben, und man wird sogar gut daran thun, es immer dichter zu verdunkeln bis zu dem Tag, wo man aufhören wird, davon zu reden.«

»In der That,« sagte er, »es gibt nur zwei Menschen auf der Welt, die thatsächlich wissen, was daran ist, und bei denen ist es nicht wahrscheinlich, dass sie es veröffentlichen,« fügte er mit einem halben Lächeln hinzu. »Der eine ist dieser Marmor de Karkoël, der nach Indien zurück ist, mit seinen Koffern voll Gold, das er uns beim Whist abgenommen hat. Man wird ihn nie wiedersehen. Der andere . . .«

»Der andere?« fragte ich erstaunt.

»A! der andere!« sagte er mit einem Augenzwinkern, das er für sehr schlau hielt, »beim anderen ist die Gefahr noch geringer. Es ist der Beichtvater der Gräfin. Wissen Sie, dieser dicke Abbé de Trudaine, den sie übrigens, nebenbei gesagt, neulich zum Bischof von Bayeux ernannt haben.«

»Chevalier,« rief ich da, mit plötzlicher Eingebung — die mir mehr als alles Frühere Klarheit über diese so geheimnisvolle Frau gab, welche ein kurzsichtiger Beurtheiler wie der

Chevalier de Tharsis eine Heuchlerin nannte, weil sie einen energischen Willen uber ihre Leidenschaften gesetzt hatte, vielleicht um deren stürmisches Gluck zu erhöhen — »Chevalier, Sie haben sich geirrt. Die Nachbarschaft des Todes hat die versiegelte und vermauerte Seele dieser Frau nicht gesprengt, die besser für das Italien des sechzehnten Jahrhunderts gepasst hätte, als für unsere Zeit. Die Gräfin du Tremblay de Stasseville ist gestorben — wie sie gelebt hat. Die Stimme des Priesters zerschellte an dieser unergrundlichen Natur, die ihr Geheimnis mit ins Grab genommen hat. Wenn die Reue sie veranlasst hatte, es in das Herz des Mannes der göttlichen Barmherzigkeit zu senken, dann hatte man in der Jardinière im Salon nichts gefunden.«

Der Erzähler hatte seine Geschichte beendet, jenen Roman, den er versprochen hatte, und von dem er zeigte, was er wusste, das heißt die Ausläufer. Die Erregung verlangerte das Schweigen Jeder hieng seinem Gedanken nach und ergänzte nach der Art seiner Phantasie diesen wahren Roman, den man nur nach unzusammenhängenden Einzelheiten beurtheilen konnte. In Paris, wo der Esprit die Empfindung so rasch zur Thur hinauswirft, ist das darauffolgende Schweigen in einem Salon der schmeichelhafteste Erfolg einer Geschichte.

»Wie charmant ihre Whistpartie mit verdeckten Karten war!« sagte die alte Baronin Saint-Albin, eine passionierte Kartenspielerin. »Es ist

sehr wahr, was Sie früher sagten. Verstohlen, und nur zur Hälfte gezeigt, wirkt es viel mehr, als wären alle Karten umgewendet gewesen, und man hätte alles gesehen, was im Spiel ist.«

»Es ist das Phantastische der Wirklichkeit,« meinte ernst der Doctor.

»A!« sagte leidenschaftlich Fräulein Sophie von Revistal, »es ist mit dem Leben wie mit der Musik. Was bei dem einen wie bei der anderen den Ausdruck gibt, das sind mehr die Pausen des Schweigens als die Accorde.«

Sie schaute auf ihre intime Freundin, die hochmüthige Gräfin Damnaglia mit der unerschütterlichen Büste, die noch immer an dem eingelegten Elfenbeingestell ihres Fächers nagte. Was sagte das stahlblaue Auge der Gräfin? . . . Ich konnte es nicht sehen, aber ihr Rücken, auf dem ein leichter Schweiß perlte, hatte eine Physiognomie. Man behauptet, dass die Gräfin Damnaglia wie Mme. de Stasseville die Kraft besitzt, viel Leidenschaft und viel Glück geheim zu halten.

»Sie haben mir die Freude an einer Blume, die ich liebte, auf immer verdorben,« sagte die Baronin Mascranny, sich zur Hälfte dem Erzähler zuwendend. Und einer sehr harmlosen Rose, die sie im Gürtel trug, den Hals brechend und ihre Überreste mit einer Art von träumerischem Schauer zerpflückend, fügte sie hinzu:

»Damit ist's aus! Ich werde nie wieder Reseden tragen.«

# BEI EINEN ATHEISTEN-DINER.

# Bei einem Atheisten-Diner.

*Dies ist gottloser Leute würdig.*
*(Allen.)*

Die Dämmerung begann eben erst sich über die Straßen der Stadt *** zu senken. Aber in der Kirche dieser kleinen und charakteristischen Stadt des Westens war die Dunkelheit schon völlig hereingebrochen. Die Nacht eilt in den Kirchen fast immer voraus. Sie steigt dort rascher als sonst irgendwo hernieder, sei es wegen der dunklen Reflexe der bunten Scheiben, oder der sich kreuzenden Pfeiler, die man so oft den Bäumen des Waldes verglichen hat, oder wegen der tiefen Schatten der Gewölbe. Aber trotz dieses nächtlichen Dunkels in den Kirchen, das dem endgiltigen Sterben des Tages im Freien ein wenig vorangeht, werden noch nirgends die Kirchenthüren geschlossen. Gewöhnlich bleiben sie nach dem »Angelus«-Läuten offen — manchmal sogar sehr lange — besonders am Vorabend der hohen Feiertage, wo in den frommen kleinen Städten viele Leute zur Beichte gehen, zur Vorbereitung für die Communion am nächsten Morgen. Zu keiner Tageszeit werden die Kirchen in der Provinz mehr von Besuchern überlaufen als zu

jener Dämmerstunde, wo die Tagesarbeit aufhört, das Licht schwindet, und die christliche Seele sich auf die Nacht vorbereitet — die Nacht, die dem Tode gleicht, und während welcher der Tod kommen kann. Um diese Stunde fühlt man es wirklich sehr deutlich, dass der christliche Glaube ein Kind der Katakomben ist, dem noch immer etwas von seiner trübseligen Wiege anhaftet. Es ist das thatsächlich der Augenblick, in dem die, welche noch an die Wirksamkeit des Gebetes glauben, gerne mit den Händen vor dem Antlitz niederknien in der geheimnisvollen Dunkelheit des leeren Kirchenschiffes, die sicherlich den tiefsten Bedürfnissen der menschlichen Seele entspricht, denn wenn uns sündigen Weltkindern das Zusammensein mit der geliebten Frau im Dunkeln inniger, vertrauter und sinnverwirrender erscheint, warum sollte es den frommen Seelen mit ihrem Gotte nicht ebenso ergehen, wenn es vor den Heiligennischen finster ist und sie ihm im Dunkeln ins Ohr flüstern?

Nun, so schienen sie ihm an jenem Abend in der Kirche von *** ins Ohr zu flüstern, die frommen Seelen, die gekommen waren, um nach ihrer Gewohnheit ihre Abendandacht zu verrichten. Obwohl in der von grauen herbstlichen Abendnebeln erfüllten Stadt die Straßenlaternen noch nicht angezündet waren, noch auch die vergitterte Lampe vor der Statue der Heiligen Jungfrau, die damals an der Façade des Damenstift der Varengerie zu sehen war und heute nicht mehr besteht, so waren doch schon

mehr als zwei Stunden seit der Vesper — denn es war ein Sonntag — vergangen, und die blaue Wolke von Weihrauch, die noch lange nach dem Amt wie ein bläulicher Baldachin in den Gewölben über dem Chor zu schweben pflegt, hatte sich bereits verflüchtigt. Die in der Kirche schon dichte Dunkelheit breitete dort ihren faltigen Schattenmantel aus, der, gleich einem vom Mastbaum niedergleitenden Segel, die Umrisse der Bögen verhüllend verwischte. Zwei spärliche Kerzen, die an der Biegung von zwei Pfeilern des Mittelschiffes in ziemlicher Entfernung voneinander angebracht waren und die Lampe des Hochaltars, deren kleiner Stern unbeweglich aus dem Dunkel des Chores hervorstach, das noch tiefer war als all die schwarze Finsternis ringsum, ließen über die Nacht, die das Mittelschiff und die Seitenschiffe erfüllte, eher einen gespenstischen Schimmer als ein eigentliches Licht hingleiten. Bei diesem sickernden, ungewissen Lichtschein war es wohl möglich, einander unklar und schwankend zu sehen, aber unmöglich, einander zu erkennen . . . . Wohl erblickte man hier und dort in der Dämmerung Gruppen, die noch undurchsichtiger dunkel waren als der Hintergrund, von dem sie sich vage abhoben, — krumme Rücken — die weißen Hauben von Frauen aus dem Volke, die auf dem Boden knieten — zwei oder drei Mäntel, deren Kapuzen herabgelassen waren, — aber das war auch alles. Man hörte mehr, als man sah. All jene Lippen, die leise beteten in der Stille dieses großen, schweigenden

und hallenden Schiffes, das durch die Stille noch hallender wurde, brachten jenes sonderbare Geräusch hervor, das wie das Surren eines nur dem Auge Gottes sichtbaren Ameisenhaufens von Seelen ist.

Dieses leise und anhaltende Surren, das nur in Zwischenräumen von Seufzern durchkreuzt wurde, jenes — in der Dämmerung einer schweigenden Kirche so herzbewegende — Gemurmel unterbrach nichts, außer etwa das Knirschen einer Thüre, die in den Angeln rollte und sich knarrend wieder hinter dem Eintretenden schloss; der harte und helle Klang eines Holzschuhes, der am Saum der Seitenkapellen entlang schritt; das Geräusch eines Sessels, gegen den man im Dunkel anrannte und der umfiel; und ab und zu ein zwei- oder dreimaliges Husten, jenes verhaltene Husten der Frommen, die es abtönen und stimmen, aus Achtung vor dem heiligen Widerhall des Gotteshauses. Aber jene Geräusche, die nur das flüchtige Vorüberziehen eines Lautes waren, unterbrachen jene gesammelten und inbrünstigen Seelen nicht im Gang ihrer Gebete und in ihrem unaufhörlichen Gemurmel.

Und darum achtete keiner aus den Reihen dieser andächtigen Frommen, die sich allabendlich in der Kirche von *** zusammenfanden, auf einen Mann, der sicherlich mehr als einen unter ihnen in Erstaunen versetzt hätte, wäre es hell genug gewesen, um ihn zu erkennen. Er war nichts weniger als ein fleißiger Kirchengänger; man sah ihn niemals dort. Er hatte, seit seiner

Rückkehr in die Vaterstadt, von der er jahrelang abwesend gewesen war, keinen Fuß mehr hineingesetzt. Warum also war er an diesem Abend gekommen? . . . . Welches Gefühl, welcher Gedanke, welche Absicht hatte ihn veranlasst, die Schwelle dieser Thür zu überschreiten, an der er ein paarmal im Tag vorübergieng, als wäre sie nicht vorhanden . . . . Er war in jeder Hinsicht ein großer Herr, und hatte seinen Stolz nicht minder beugen müssen als seine hohe Gestalt, um durch die kleine, niedere, von der Feuchtigkeit des regnerischen, westlichen Klimas grünlich gefärbte Bogenthür zu schreiten, durch die er eingetreten war. Es fehlte ihm eigentlich nicht an einem poetischen Zug in seinem Feuerkopf. Wurde er, als er in den vermuthlich längst entwöhnten Raum eintrat, frappiert von dem beinahe gruftähnlichen Charakter dieser Kirche, die der Anlage nach einer Krypta gleicht? Denn sie liegt unter dem Niveau des Platzes, auf dem sie erbaut ist, und ihr Portal, mit der innen hinabführenden Stiege, liegt etwas tiefer als der Hochaltar. Er hatte die Schriften der heiligen Brigitta nicht gelesen. Hätte er sie gekannt, dann hätte er beim Eintritt in diese nächtliche Atmosphäre, mit ihrem geheimnisvollen Geflüster, an ihre Vision des Fegefeuers denken müssen, an jenen dumpfen, entsetzlichen Schlafraum, in dem man keinen Menschen sieht und nur leise Stimmen und Seufzer hört, die aus den Mauern hervordringen . . . . Was immer übrigens sein Eindruck gewesen sein mag, jedenfalls steht es

fest, dass er, seiner selbst und seiner Erinnerungen sehr ungewiss, in der Hälfte des Seitenganges, den er eingeschlagen hatte, anhielt. Wer ihn beobachtete, musste bemerken, dass er etwas suchte, das er in dieser Dunkelheit nicht fand . . . . Als jedoch seine Augen sich einigermaßen daran gewöhnt hatten, und er die Umrisse der Dinge, die ihn umgaben, wieder unterscheiden konnte, entdeckte er endlich eine alte Bettlerin, die an der Ecke der »Armenbank« mehr kauerte als kniete, um ihren Rosenkranz zu beten, und er fragte, sie bei der Schulter berührend, nach der Kapelle der Muttergottes und dem Beichtstuhl eines Priesters dieser Pfarre, den er ihr nannte. Auf den Weg gewiesen von diesem Stammgast der »Armenbank«, der Alten, die seit etwa fünfzig Jahren ein Theil der Kirche von *** zu sein und ebenso zu ihr zu gehören schien wie die Fratzen ihrer Wasserspeier, schritt der Mann ohne weitere Schwierigkeiten zwischen den vom Gottesdienst zerstörten und verschobenen Reihen der Stühle hindurch und pflanzte sich gerade mitten vor dem Beichtstuhl auf, der sich am Ende der Kapelle befindet. Dort verschränkte er die Arme, wie es Männer gewöhnlich thun, die nicht um zu beten eine Kirche betreten, und doch eine würdige und angemessene Stellung annehmen wollen. Hätten die Damen der Congregation vom Heiligen Rosenkranz, die gerade betend vor diesem Altar versammelt waren, den Mann beobachtet, dann wäre er ihnen nicht etwa durch Unehrerbietigkeit, sondern

nur durch das »Unfromme« seiner Haltung aufgefallen.

Allerdings befand sich gewöhnlich an Beichttagen neben dem mit Bändern umwundenen Pfosten der Muttergottes eine brennende, gewundene gelbe Wachskerze, welche die Kapelle beleuchtete, aber da man am Morgen massenhaft communiciert hatte und sich niemand mehr im Beichtstuhl befand, so hatte der Priester dieses Beichtstuhles, der darin einsam seine Andacht verrichtete, denselben verlassen, die Kerze verlöscht und sich dann wieder in die hölzerne Zelle zurückgezogen, um seine Andacht wieder aufzunehmen, unter dem Einfluss jenes Dunkels, das jede Ablenkung verhindert und die Sammlung befördert. War es Absicht, war es Zufall, Laune, Sparsamkeit oder sonst ein Grund dieser Art, welcher den Priester zu dieser sehr einfachen Handlung veranlasst hatte? Jedenfalls rettete dieser Umstand das Incognito des Mannes, der in die Kapelle eingetreten war (vorausgesetzt, dass er Wert auf dessen Erhaltung legte!) und sich übrigens nur wenige Minuten darin aufhielt . . Der Priester, der vor seinem Eintritt die Kerze verlöscht hatte, öffnete, als er ihn durch die Spalten seiner Gitterthür erblickte, diese Thüre weit, ohne seinen Sitz im Innern des Beichtstuhles zu verlassen; und der Mann, die verschränkten Arme entfaltend, überreichte dem Priester einen unkenntlichen Gegenstand, den er aus der Brust gezogen hatte:

»Da, nehmen Sie, mein Vater!« sagte er mit

leiser, aber deutlicher Stimme. »Ich schleppe es schon gerade lang genug mit mir herum!«

Und nichts weiter wurde gesprochen. Der Priester, als wüsste er, um was es sich handelt, nahm den Gegenstand in Empfang und schloss still die Thüre des Beichtstuhls. Die Damen der Congregation vom Heiligen Rosenkranz glaubten, der Mann, der zu dem Priester gesprochen hatte, würde sich nun hinknien und beichten, und waren unendlich erstaunt, ihn raschen Schrittes die Stufen der Kapelle hinabschreiten und den Seitengang einschlagen zu sehen, durch den er gekommen war. Aber waren sie überrascht, so sollte er es noch mehr werden, denn mitten in diesem Seitengang, den er durchschritt, um den Ausgang zu gewinnen, umfassten ihn plötzlich zwei kräftige Arme und ein Lachen, das an einem so heiligen Ort ganz niederträchtig empörend klang, ertönte dicht vor seinem Gesicht. Zum größten Glück für die Zähne des Lachers erkannte er diesen, der so dicht vor seinen Augen war!

»Hol mich der Teufel, Mesnil!« rief zugleich der Lacher mit halber Stimme, aber doch nicht so leise, dass man den gotteslästerlichen Fluch nicht ringsum gehört hätte, »was in aller Welt suchst denn Du um diese Stunde in einer Kirche? Wir sind doch nicht mehr in Spanien, wie zur Zeit, wo wir den Klosterschwestern von Avila so nett die Spitzen zerknitterten.«

Der, den er »Mesnil« genannt, machte eine zornige Geste:

»Sei still!« sagte er, seine Stimme, die am liebsten laut gedröhnt hätte, gewaltsam dämpfend. »Bist Du denn betrunken? . . . . Du fluchst in einer Kirche wie in einer Wachtstube. Na, vorwärts! Mach keine Dummheiten! Lass uns beide anständig von hier hinausgehen.«

Und er beschleunigte seinen Schritt, gieng, von dem »Anderen« gefolgt, durch die kleine, niedere Thür und als sie draußen im Freien angelangt waren und wieder mit voller Stimme sprechen konnten, fuhr der »Andere«, der wüthend schien, fort:

»Da soll doch das höllische Donnerwetter dreinschlagen, Mesnil! Willst Du vielleicht Kapuziner werden? . . . . Willst Du vielleicht gar Hostien speisen gehen? . . . . Du, Mesnilgrand, der Rittmeister von den Chamboran-Husaren, wie ein Pfaff in einer Kirche!« »Du warst ja auch dort!« gab Mesnil ruhig zurück. »Ich war dort, um Dir nachzugehen. Ich sah Dich eintreten und war, auf Ehre! verwunderter darüber, als hätte ich meine Mutter schänden sehen. Ich fragte mich: Was mag er nur in dieser Pfaffenscheune suchen gehen? . . . Dann dachte ich mir, dass da irgend eine berockte Eidechse unter dem Stein sitzen wird, und wollte doch sehen, für welches Ladenmädchen oder welche vornehme Dame der Stadt Du dort hineingiengst.«

»Ich bin bloß für mich selber hineingegangen, mein Lieber,« sagte Mesnil mit der kalten Unverfrorenheit der völligen Geringschätzung, jener Geringschätzung, der es ganz gleichgiltig ist, was der Andere sich denkt.

»Dann setzt Du mich verteufelter denn je in Erstaunen.«

»Mein Lieber!« gab Mesnil, stehen bleibend, zurück, »Menschen meiner Gattung sind von aller Ewigkeit her einzig dazu in die Welt gesetzt, um die Menschen . . . . Deiner Gattung in Erstaunen zu setzen.« Und den Rücken wendend und den Schritt beschleunigend, wie einer der nicht gedenkt sich begleiten zu lassen, schritt er die Rue de Gisors hinauf und erreichte die Place Thurin, an deren einer Ecke er wohnte.

Er wohnte bei seinem Vater, dem alten Herrn von Mesnilgrand, wie man ihn in der ganzen Stadt nannte, wenn man von ihm sprach. Er war ein reicher alter Geizhals, ein garstiger Filz, der nicht gern was los ließ — wie man es bezeichnete — der seit langen Jahren ganz zurückgezogen lebte, mit Ausnahme der drei Monate, die sein Sohn, der sonst in Paris wohnte, in der Stadt *** zubrachte. Dann begann der alte Herr von Mesnilgrand, der für gewöhnlich nicht eine Katze bei sich sah, die einstigen Regimentskameraden und Freunde seines Sohnes einzuladen und freizuhalten und sich mit seinen üppigen Diners, wie sie eben nur Geizhälse geben, bis zum Erbrechen anzustopfen, wie die bösen Zungen der Stadt sehr unflätiger und auch sehr ungerechter Weise sagten, denn der Tisch (jener schon im Sprichwort gerühmte »Tisch des Geizhalses«) war in seinem Haus vortrefflich.

Um einen Begriff davon zu geben: es lebte zu jener Zeit in der Stadt *** ein berühmter Fi-

nanz-Einnehmer, der, als er in die Stadt einzog, eine Wirkung machte, als führe ein sechsspänniger Wagen in eine Kirche. Dieser corpulente Mann war ein recht mäßiger Finanzmann, aber die Natur hatte sich den Spass geleistet, einen genialen Koch aus ihm zu machen. Man erzählt, dass er Ludwig XVIII., als dieser 1814 nach Gent abfuhr, in der einen Hand die Casse seines Kreises überbrachte und in der anderen eine Trüffelpurée-Suppe, die so herrlich war, als wäre sie von den sieben Teufeln der Todsünden gebraut. Ludwig XVIII. hatte die Casse als etwas ihm Gebürendes ohne ein Wort des Dankes entgegengenommen; aber aus Anerkennung für das Trüffelpurée hatte er den gebietenden Leib dieses genialen Obermundkoches mit dem Großkreuz seines schwarzen Sanct Michaels-Ordens geziert, der sonst nur Gelehrten oder Künstlern verliehen wurde. Das breite schwarze Moiréeband dieses Großkreuzes über dem weißen Gilet und den leuchtenden goldenen Stern auf dem Wanst, war dieser Deltocq (er hieß Deltocq), der am Tag des Heiligen Ludwig das schwarzsammtene Ordenscostüm und den Degen trug, so aufgeblasen und frech wie sechsunddreißig englische Kutscher in gepuderten Perücken, und glaubte, dass alles der Herrschaft seiner Saucen weichen müsse, für die Stadt *** ein Gegenstand des Stolzes und eine Persönlichkeit von beinahe sonnenhaftem Glanz . . . Nun denn! Mit dieser erhabenen Tafelpersönlichkeit, die sich rühmte, neunundvierzig verschiedene Fastensuppen an-

fertigen zu können — während sie die unbegrenzte Zahl der Kraftsuppen nicht einmal selber kannte! — nahm die Köchin des Herrn von Mesnilgrand den Kampf auf, und bereitete ihm Sorgen während der Zeit, die der Sohn des alten Herrn von Mesnilgrand in der Stadt *** verbrachte.

Er war sehr stolz auf seinen Sohn; aber er war auch traurig über ihn, der alte Vater, und er hatte allen Grund dazu! Das Leben seines Jungen, wie er ihn nannte, obwohl er über vierzig war, war durch denselben Schlag vernichtet worden, der das Kaiserthum in Trümmer schlug, und das Glück desjenigen stürzte, den man damals kurzweg »den Kaiser« nannte, als wäre in seiner Stellung und seinem Ruhm sein Eigenname aufgegangen! Als leicht bewaffneter Soldat und aus dem Zeug, aus dem man zu jener Zeit Marschälle machte, war der junge Mesnilgrand mit achtzehn Jahren eingerückt und hatte die napoleonischen Kriege mitgemacht, alle Federnbüsche der Hoffnung auf seinem Kalpak tragend; aber der Donner von Waterloo hatte all seine ehrgeizigen Bestrebungen mit Stumpf und Stiel verbrannt. Er gehörte zu jenen, welche die Restauration nicht wieder in ihre Dienste nahm, weil sie dem Zauber von Napoleons Rückkehr von der Insel Elba nicht zu widerstehen vermochten, welche so viele der stärksten Männer ihre Eide so völlig vergessen ließ, als wären sie ihres freien Willens beraubt. Der Escadronchef Mesnilgrand, von dem die Officiere des Regimentes

Chamboran, dessen Tapferkeit ans Fabelhafte grenzte, sagten: »Man kann ebenso tapfer sein wie Mesnilgrand; aber noch tapferer zu sein, ist unmöglich!«, sah Regimentskameraden, deren Conduiteliste sich in keiner Weise mit der seinigen messen konnte, vor seiner Nase Oberste in den schönsten Königl. Garde-Regimentern werden; und obwohl er nicht neidisch war, so war das doch eine grausame Qual für ihn . . . Er war eine Natur von der bedrohlichsten Zügellosigkeit. Nur die militärische Disciplin einer beinahe römischen Zeit war imstande, die Leidenschaften dieses Stürmischen einzudämmen, jene unsagbar fürchterlichen Leidenschaften, durch die er seine Vaterstadt vor achtzehn Jahren in Aufruhr versetzt hatte, und an denen er beinahe gestorben war. Vor achtzehn Jahren hatten ihm thatsächlich Ausschweifungen im Verkehr mit den Weibern — sinnlose Ausschweifungen — ein Nervenleiden zugezogen, eine Art Verdorrung des Rückenmarks, um derentwillen man ihm die Wirbelsäule mit Moxas ausbrennen musste. Diese schauderhafte Behandlung, welche die Stadt*** ebenso sehr entsetzte, wie seine Ausschweifungen sie entsetzt hatten, wurde zu einer Art von abschreckendem Beispiel, das die Familienväter ihren Söhnen vor Augen führten, um sie zu bessern, wie man die Völker durch Schrecken zur Tugend erzieht. Sie führten sie zuschauen, wie man den jungen Mesnilgrand brannte, der den Bissen des Feuers nur dank seiner »höllischen« Constitution, wie die Ärzte sagten, entgieng; der Ausdruck war zu-

treffend, da sie den Flammen so gut widerstanden hatte. Deshalb, als Mesnilgrand sich mit dieser ungewöhnlichen, eisernen Constitution, die nach den Moxas auch noch den Mühsalen und Wunden, allen Geißeln des Krieges kräftig widerstanden hatte, in voller Manneskraft zur Unthätigkeit verurtheilt sah, ohne seine ehrgeizigen Hoffnungen verwirklicht zu haben, ohne Ziel, mit gelähmten Armen, den Degen in die Scheide gebannt, da steigerte sich sein verzweifelter Grimm bis zur höchsten Wuth . . . Sollte man, um Mesnilgrand zu verstehen, zu einem Beispiel aus der Geschichte greifen, dann müsste man bis zu Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, zurückgehen. Ein geistreicher Moralist, der sich mit der Sinnlosigkeit des menschlichen Schicksals befasste, hat, um es zu erklären, behauptet, dass die Menschen Bildnissen gleichen, von denen manche durch ihren Rahmen, der in keinem Verhältnis zu ihrer natürlichen Größe steht, an Kopf und Brust verkürzt werden, während andere von der großen Wucht des ihrigen erdrückt und zu Zwergen gemacht werden. Mesnilgrand, der Sohn eines gewöhnlichen niedernormanischen Krautjunkers, der in der Dunkelheit des Privatlebens enden sollte, nachdem er seine große militärische Laufbahn verfehlt hatte, besaß zufällig — und zu welchem Zweck? — die erschreckende Gewalt der ausdauernden Leidenschaft, der schnaubenden, giftigen Wuth, die jenem Kühnen eigen war, den die Geschichte auch den Schrecklichen nannte. Waterloo, das ihn seiner Zukunft beraubte, war

für ihn auf einmal das, was für jenen menschlichen Blitz, der im Schnee von Nancy erlosch, Granson und Morat zusammen waren. Nur gab es keinen Schnee und kein Nancy für Mesnilgrand, den »verkrachten« Escadronchef, wie die Leute sagten, die alles durch ihre gemeine Ausdrucksweise herabwürdigen. Zu jener Zeit glaubte man, dass er sich umbringen oder verrückt werden würde. Er tödtete sich aber nicht, und sein Kopf hielt stand; er wurde nicht verrückt. Er war es schon, sagten die Spötter, denn es gibt immer Spötter. Wenn er sich nicht tödtete — und bei seiner Natur hätten seine Freunde ihn fragen können, fragten ihn aber nicht, warum er es nicht that! — so war er nicht der Mann, sich von dem Geier das Herz abfressen zu lassen, ohne zu versuchen, dem Geier den Schnabel zu zerbrechen. Wie Alfieri, der unglaublich willensstarke Alfieri, der nichts verstand als Pferde bändigen und noch mit vierzig Jahren Griechisch lernte, und sogar griechische Verse machte, warf, oder besser gesagt, stürzte sich Mesnilgrand auf die Malerei, das heißt auf das, was ihm am fernsten lag, gerade wie man in den siebenten Stock steigt, wenn man sich das Leben nehmen will, um sich desto sicherer zu tödten. Er hatte keine Ahnung vom Zeichnen, und er wurde Maler wie Gericault, den er, glaube ich, bei den Musketieren gekannt hatte.

Er arbeitete . . . . mit dem Eifer, mit dem man vor dem Feinde flieht — wie er mit einem bittern Lachen sagte — stellte aus, fiel glanzvoll

durch, stellte nicht mehr aus, zerstörte seine Bilder, nachdem er sie gemalt, und begann wieder von vorne mit unermüdlichem, leidenschaftlichem Eifer zu arbeiten. Dieser Officier, der stets mit dem Krummsäbel in der Hand gelebt hatte, den sein Pferd quer durch Europa trug, verbrachte sein Leben festgenagelt vor einer Staffelei, die Leinwand bepinselnd, und so voll Widerwillen gegen das Kriegshandwerk — dem Widerwillen derer, die vergöttern! — dass er vorwiegend Landschaften malte, solche Landschaften, wie die, welche er verwüstet hatte. Und während er malte, kaute er eine Art von narkotischem Harz, das er dem Tabak beimengte, den er Tag und Nacht rauchte, denn er hatte sich eine Art selbsterfundene Huka anfertigen lassen, aus der er sogar im Schlaf rauchen konnte. Aber weder die Opiate noch die Narcotica, noch die sonstigen Gifte, mit denen der Mensch sich betäubt und langsam tötet, waren imstande, das schnaubende Ungeheuer einzuschläfern, das niemals in ihm zur Ruhe kam, und das er das Krokodil seiner Quelle nannte, ein phosphorescierendes Krokodil inmitten einer feurigen Quelle! Viele, die ihn nur oberflächlich kannten, hielten ihn für einen Carbonaro. Aber die, welche ihn besser kannten, wussten, dass im Carbonarismus zu viel hohles Pathos und zu viel dummer Liberalismus steckte, als dass ein so ausgesprochener Mensch dieser Thorheit verfallen sollte, die er mit dem treffsichern, scharfen Urtheil seines Landes erkannte. Und thatsächlich hatte er, abgesehen von seinen

Leidenschaften, die oft sinnlos und grenzenlos waren, den nüchternen klaren Sinn für das Wirkliche, der die Bewohner der Normandie auszeichnet. Er gab sich nie den Illusionen der Verschwörungen hin. Er hatte dem General Berton sein Schicksal vorhergesagt. Andererseits widerstanden die demokratischen Ideen, auf welche die Imperialisten sich während der Restauration stützten, um desto sicherer zu conspirieren, ihm instinctiv; er war durch und durch Aristokrat. Er war es nicht nur der Geburt, dem Stand, dem Range nach; er war es von Natur, wie er eben Er und kein anderer war, wie er es geblieben wäre, wäre er auch der letzte Schuster der Stadt gewesen. Er war es endlich, wie Heinrich Heine sagt, »durch seine großzügige Art zu empfinden«, und nicht bürgerlich, nach Art der Emporkömmlinge, welche die äußerlichen Auszeichnungen schätzen. Er trug keine Orden. Sein Vater hatte ihm, vor dem Zusammenbruch des Kaiserreichs, als seine Ernennung zum Oberst bevorstand, ein freiherrliches Majorat gegründet; aber er nahm den Titel niemals an, und auf seinen Karten wie für alle Welt war und blieb er »le Chevalier de Mesnilgrand«. Ihrer Privilegien, mit denen sie sonst vollgepfropft waren und die wahre Streitwaffen aus ihnen machten, beraubt, hatten die Titel in seinen Augen nicht mehr Werth als Orangenschalen, wenn die Orange nicht mehr drinnen steckt, und er machte sich herzhaft darüber lustig, auch vor denen, welche Achtung

davor hatten. Er lieferte eines Tages den Beweis dafür, in jener kleinen Stadt ***, mit ihrem aristokratischen Tic, wo die alten Feudalherren des Landes, welche die Revolution zugrunde gerichtet und beraubt hatte, vielleicht um sich dafür zu entschädigen, die harmlose Gewohnheit angenommen hatten, sich im Verkehr Grafen- und Marquistitel beizulegen, welche ihre sehr alten Familien, die dessen nicht bedurften, um hochadelig zu sein, niemals geführt hatten. Mesnilgrand, der diese Anmaßung sehr lächerlich fand, griff zu einem kühnen Mittel, um ihr ein Ende zu machen. Eines Abends, gelegentlich einer Gesellschaft in einem der aristokratischten Häuser der Stadt, sagte er zum Diener: »Melden Sie den Herzog von Mesnilgrand.« Und der erstaunte Diener meldete mit Stentorstimme: »Der Herr Herzog von Mesnilgrand!« Alle Welt reckte erstaunt den Kopf in die Höhe. »Meiner Treu!« sagte er, als er die Wirkung sah, die er hervorgebracht, »wenn schon alle Welt sich Titel beilegt, so habe ich vorgezogen, diesen Titel anzunehmen!« Kein Wort wurde laut; und einige Leute von Humor begannen sogar in aller Stille zu lachen; aber man liess es von nun ab bleiben. Es gibt immer fahrende Ritter auf der Welt. Sie kämpfen nicht mehr mit der Lanze für das Recht, aber sie bekämpfen die Lächerlichkeiten durch den Spott, und Mesnilgrand war einer von jenen Rittern. Er hatte die Gabe des Sarkasmus. Aber es war nicht die einzige Gabe, die der Gott der Kraft ihm ver-

liehen hatte. Obwohl in seinem animalischen Haushalt, wie bei fast allen Männern der That, der Charakter in erster Reihe stand, war doch der in zweiter Reihe stehende Geist eine Macht für ihn und gegen Andere. Zweifellos wäre der Herr von Mesnilgrand als ein glücklicher Mann nicht sehr geistreich gewesen; aber als unglücklicher Mann hatte er die Ansichten eines Verzweifelten, und wenn er lustig war, was selten vorkam, auch den Galgenhumor der Verzweifelten. Und doch zerbricht nichts gründlicher das Kaleidoskop des Geistes als das Brüten über das Unglück und verhindert es mehr daran sich funkelnd zu drehen! Nur war ihm, nebst den Leidenschaften, die ihn belebten, eine ungewöhnliche Beredtsamkeit gegeben. Das Wort, das man von Mirabeau sagte und von allen Rednern sagen könnte: »Wenn Ihr ihn gehört hättet!« . . . . schien eigens für ihn geschaffen. Man musste ihn nur sehen, wie sich bei der geringsten Discussion der Vulcan seiner Brust hob, wie er blass und immer blässer wurde, die Stirn von zornigen Faltenkämmen durchfurcht — wie das Meer im Sturm — indes die Augen, zwei flammende Kugeln, gleichsam aus den Höhlen sprangen, wie um die, zu denen er sprach, zu durchbohren! Man musste ihn sehen, wie er bebte, keuchte, rasch und heftig athmete, wie seine Stimme immer eindringlicher wurde, je mehr sie sich steigernd brach, wie der Hohn ihm den Schaum auf die Lippen trieb, die noch lange nachzitterten, nach-

dem er gesprochen hatte, prächtiger in seiner Erschöpfung, die diesen Anfällen folgte, als Talma als Orest, noch herrlicher hingemordet und doch nicht tot, nicht umgebracht durch seinen Zorn, sondern immer bereit, ihn am nächsten Tag, in der nächsten Stunde, der nächsten Minute wieder aufzunehmen, ein Phönix der Wuth, der immer wieder aus der Asche erstand! . . . Und thatsächlich, wann immer man an jene Saiten rührte, die unveränderlich in ihm gespannt waren, gaben sie einen Wiederhall, der geeignet war, den, der unvorsichtiger Weise daran gestreift, niederzuwerfen. »Er hat gestern den Abend bei uns zugebracht,« erzählte ein junges Mädchen dem anderen. »Ich sage Dir, er hat die ganze Zeit gebrüllt. Das ist ein Besessener, dieser Herr von Mesnilgrand! Man wird ihn bald nicht mehr bei sich sehen können.« Ohne dieses unelegante Gebrüll, für das weder die Salons, noch die Seelen, die sie bewohnen, geschaffen sind, hätte er vielleicht auf die jungen Mädchen gewirkt, die jetzt so spöttisch und streng über ihn urtheilten. Lord Byron begann um jene Zeit sehr modern zu werden, und wenn Mesnilgrand ruhig und gebändigt war, hatte er etwas von den Byron'schen Helden an sich. Er war nicht von jener regelmäßigen Schönheit, die kaltherzigen jungen Mädchen gefällt. Er war ausgesprochen hässlich; aber sein bleiches, verwüstetes Gesicht unter den jugendlichen, hellbraunen Haaren, seine früh durchfurchte Stirn, wie die des Lara oder des Corsaren, seine platte

Leopardennase, seine grünlichen Augen, die leicht mit Blut durchschossen waren, wie die von sehr feurigen Racepferden, gaben ihm einen Ausdruck, der selbst die größten Spötterinnen der Stadt *** beunruhigte. Wenn er dabei war, spotteten auch die Spöttischesten nicht mehr. Groß, stark, gut gewachsen, obwohl er sich ein wenig vorgebeugt hielt, als wäre das Leben, das er schleppte, eine zu schwere Rüstung, hatte der Herr von Mesnilgrand in seinen modernen Kleidern jenes so selten gewordene Ansehen, das sich in manchen stattlichen Ahnenbildern findet. »Er ist ein wandelndes Porträt« — sagte von ihm ein anderes junges Mädchen, als es ihm zum erstenmal einen Salon betreten sah. Überdies krönte Mesnilgrand all jene Vorzüge durch einen, in den Augen junger Mädchen unübertrefflichen Vorzug: er war immer vollendet angezogen. War es eine letzte Koketterie dieses einstigen Lebemannes, der nun ein todter Mann war, und die jenes abgethane, begrabene Leben überlebte, wie die untergehende Sonne einen letzten, rosigen Strahl an den Saum der Wolken entsendet, hinter denen sie untergeht? . . . War es ein Überbleibsel jenes Satrapenluxus, den der Officier von den Chamboranhusaren »seinerzeit« entfaltete, für den der alte Geizhals, sein Vater, als das Regiment verabschiedet wurde, zwanzigtausend Francs für Tigerfelle zu seinen Schabracken und für seine rothen Reiterstiefel zu zahlen hatte! Jedesfalls konnte kein junger Mann in Paris oder London diesen Menschenfeind an

Eleganz übertreffen, der nicht mehr der Welt angehört, der, während der drei Monate, die er in *** zubrachte, nur wenige, und den Rest des Jahres gar keine Besuche machte.

Er lebte dort, wie in Paris, bis in die Nacht hinein nur seiner Malerei. Er ergieng sich wenig in der reizenden, reinlichen, kleinen Stadt, mit dem träumerischen Aussehen, jener für Träumer und Dichter erbauten Stadt, in der es vielleicht nicht einen einzigen gab. Manchmal kam er durch einige Straßen, und die Ladenbesitzer sagten zu den Fremden, denen seine vornehme Haltung auffiel: »Das ist der Major von Mesnilgrand«, als müsste alle Welt den Major von Mesnilgrand kennen! Wer ihn einmal gesehen hatte, vergaß ihn nie wieder. Er imponierte wie alle Leute, die nichts mehr vom Leben verlangen; wer nichts mehr vom Leben verlangt, der steht über ihm; und dann ist es das Leben, das sich für ihn erniedrigt! Er gieng nicht ins Café mit den anderen Officieren, welche die Restauration aus ihren Ranglisten gestrichen hatte, und denen er nie die Hand zu drücken versäumte, wenn er sie traf. Die Provinzcafés widerstrebten seinem aristokratischen Geschmack. Es war für ihn eine Frage des Geschmackes, dass er nie eines betrat. Niemand hielt sich darüber auf. Seine Kameraden konnten ihn jederzeit im Hause seines Vaters aufsuchen, der, so geizig er auch während seiner Abwesenheit war, während seines Aufenthaltes von großartiger Freigebigkeit wurde und ihnen Gastmähler gab, die sie »Balthazars« nannten, obwohl sie niemals die Bibel gelesen hatten.

Er wohnte ihnen, seinem Sohne gegenübersitzend, an, und obwohl er alt war und einer Possenfigur glich, merkte man, dass der Vater seinerzeit würdig gewesen sein musste, diesen Nachkommen, auf den er stolz war, hervorzubringen . . . . . Er war ein hochgewachsener, hagerer Greis, stramm wie ein Mastbaum, der dem Alter trotzig die Stirne bot. Stets in einen langen, dunkeln Gehrock gekleidet, der ihn noch größer erscheinen ließ, als er ohnehin schon war, hatte er das ernste, strenge Aussehen eines Denkers, für dem die Welt keine Reize und Freuden mehr hat. Er trug seit Jahren und unablässig eine gewirkte Nachtmütze mit einem breiten violetten Bund um die Stirn; aber kein Spötter hätte gewagt, über diese Schlafmütze, den traditionellen Kopfputz des »eingebildeten Kranken«, zu lachen. Der alte Herr von Mesnilgrand gab sich so wenig zur Possenfigur her, als er sonst was hergab. Er hätte das muntere Lachen auf Regnards Lippen abgeschnitten und den nachdenklichen Blick Molières noch nachdenklicher gemacht. Wie die Jugend dieses Géronte oder dieses beinahe gebietenden Harpagon gewesen war, das lag zu weit zurück, als dass man sich daran erinnert hätte. Er hatte sich (so sagte man) der Revolutionspartei zugeneigt, obwohl er ein Verwandter von Vicq d'Azir, dem Arzt von Marie Antoinette, war. Aber das hatte nicht lange gedauert. Gar bald hatte der Mann der Thatsachen (die Normanen nennen mit einem tiefen Wort ihren Grundbesitz: »leur fait«), der

Grundbesitzer, der Gutsherr den Mann des Gedankens in ihm überwunden. Nur war er aus der Revolution als politischer Atheist hervorgegangen, wie er als religiöser Atheist in sie hineingegangen war, und diese beiden Atheismen hatten einen doppelläufigen Leugner aus ihm gemacht, vor dem Voltaire erschrocken wäre. Er sprach übrigens nicht viel über seine Ansichten bei jenen Diners, die er gab, um seinen Sohn zu feiern, aber wenn er auf verwandte Gesinnungen stieß, ließ er sich Gedanken entschlüpfen, die das, was man in der Stadt über ihn sprach, rechtfertigten. Für die Frommen und die Adeligen, wovon es in ihr wimmelte, war er thatsächlich ein alter Ketzer, den man nicht bei sich sehen konnte, und der sich selber gerichtet hatte, indem er keinen Menschen aufsuchte . . . . Er führte ein sehr einfaches Leben. Er gieng nie aus. Die Grenzen seines Hofes und seines Gartens waren für ihn die Grenzen der Welt. Im Winter saß er vor dem hohen Kamin in seiner Küche, an den er sich den großen, breitflügeligen Lehnstuhl aus rothbraunem Utrechter Sammt rücken ließ, schweigsam inmitten seiner Diener, die er durch seine Gegenwart belästigte, da sie vor ihm nicht laut zu sprechen wagten und sich nur leise, wie in der Kirche, unterhielten; im Sommer befreite er sie von seiner Gegenwart und hielt sich in seinem Speisesaal auf, wo es kühl war, las die Zeitungen oder irgend ein altes Buch aus einer Klosterbibliothek, das er bei einem Ausverkauf erworben, oder ordnete Quittungen vor einem

kleinen Schreibtisch aus Ahornholz mit kupfernen Beschlägen, den er sich hatte herabbringen lassen, um nicht hinaufgehen zu müssen, wenn seine Pächter kamen, obwohl das Möbel durchaus nicht in ein Speisezimmer passte. Ob noch etwas anderes als seine Rechnungen ihm durch den Kopf giengen, das wusste kein Mensch. Sein bleiweißfarbenes, von den Blattern zerrissenes Gesicht, mit der kurzen, leicht aufgestülpten Nase, ließ keinen seiner Gedanken durchschimmern, war so räthselhaft wie das einer Katze, die am Herde schnurrt. Die echten Blattern, welche ihm die Haut durchfurcht, hatten ihm auch die Augen geröthet und die Wimpern nach innen gekehrt, so dass er sie stutzen musste; und infolge dieser entsetzlichen Operation, die sich häufig wiederholte, hatte er sich angewöhnt, zu blinzeln, so dass er, wenn er mit jemandem sprach, genöthigt war, die Hand schützend wie einen Schirm an die Brauen zu legen, um seinem Blick etwas Festigkeit zu verleihen, wobei er den Kopf ein wenig zurückbog, was ihn zugleich hochmüthig und unverschämt erscheinen ließ. Man hätte sicherlich mit keiner Lorgnette den Eindruck größerer Unverschämtheit hervorzubringen vermocht, als der, den der alte Herr von Mesnilgrand hervorbrachte, wenn er seine zitternde Hand an die Stirn legte, um jemanden schärfer ins Auge zu fassen und anzureden . . . . . Seine Stimme war die eines Mannes, der stets ein Recht zum Befehlen gehabt hatte, mehr eine Kopf- als eine Bruststimme, wie die eines Mannes, der selbst mehr Kopf als Herz

hat; aber er machte nicht viel Gebrauch von ihr. Man konnte glauben, er geize mit ihr ebensosehr wie mit seinen Thalern. Er gieng sparsam damit um, nicht in der Art des hundertjährigen Fontenelle, der sich im Reden unterbrach, wenn ein Wagen vorbeifuhr, um seinen Satz erst wieder fortzusetzen, wenn das Gerassel verklang. Der alte Herr von Mesnilgrand war nicht wie der alte Fontenelle eine brüchige Porzellanfigur, die ewig nur ihre Sprünge und Risse behütete; er war ein Dolmen, ein Dolmen aus Granit, was die Widerstandsfähigkeit betraf, und wenn er wenig sprach, so war es, weil die Dolmens wenig sprechen, gerade wie die Gärten des La Fontaine. Wenn er übrigens sprach, so geschah es in knapper Form, in der Art des Tacitus. Er meißelte seine Worte im Gespräch; er hatte einen lapidaren Stil; und wie Steinwürfe trafen die Witzworte, die er in die Nachbargärten schleuderte. Seinerzeit hatte er, wie so viele Väter, über die Ausgaben und die tollen Streiche seines Sohnes gekrächzt wie ein Rabe, aber seit Mesnil — wie er ihn in vertraulicher Abkürzung nannte — wie ein Titan unter den Felstrümmern des Kaiserreiches begraben worden war, hatte er vor ihm die Achtung eines Mannes, der das Leben auf allen Goldwagen der Verachtung gewogen und erkannt hat, dass es im Grunde genommen doch nichts Schöneres gibt als die menschliche Kraft, die von der Sinnlosigkeit des Schicksals zermalmt wird.

Er bewies sie ihm auf seine Weise, und seine

Weise war ausdrucksvoll. Wenn sein Sohn in seiner Gegenwart sprach, lag gespannte Aufmerksamkeit auf diesem kalten, fahlen Gesicht, das aussah wie ein mit weißer Kreide auf graues Papier gezeichneter Vollmond, dessen — von den Blattern gerötheten — Augen man mit Röthel übergangen hätte. Der größte Beweis übrigens, den er dafür liefern konnte, wieviel sein Sohn ihm galt, lag wohl darin, dass er während seines Aufenthaltes so ganz und gar an seinen Geiz vergaß, jene Leidenschaft, die den Menschen, den sie mit ihrer kalten Faust ergriffen, am wenigsten locker lässt. Es waren das jene berühmten Diners, die Herrn Deltocq um den Schlaf brachten und die an den Lorbeeren. . . seiner Schinken über seinem Haupte rüttelten. Es waren jene Diners, wie sie nur der Teufel für seine Lieblinge brauen kann . . Und waren denn nicht auch die Tischgenossen bei jenen Diners große Lieblinge des Teufels? . . . »Was die Stadt und der Kreis nur an Lumpen und schlechten Kerlen zählt, findet sich da zusammen,« schimpften die Royalisten und die Frommen, die mit ihren Anschauungen noch bei 1815 hielten. »Dort wird gewiss nicht wenig Gotteslästerliches gesagt — und vielleicht auch gethan,« fügten sie hinzu. Die Diener, die man beim Nachtisch nicht hinausschickte, wie bei den Soupers des Baron Holbach, verbreiteten denn auch Abscheuliches über das, was bei jenen Gelagen geredet wurde; und die öffentliche Meinung fand das Ärgernis so groß, dass die Köchin des Herrn

von Mesnilgrand heimlich von ihren Freunden verwarnt wurde: der Herr Pfarrer werde ihr während der Anwesenheit des jungen Herrn von Mesnilgrand im Hause seines Vaters nicht mehr gestatten, zum Tisch des Herrn zu kommen. Man hegte damals in der Stadt *** vor jenen arg verschrienen Gelagen der Place de Thurin beinahe ein ebensolches Grauen wie im Mittelalter vor den Gastmählern der Juden, bei denen Kinder geschlachtet und Hostien entweiht wurden. Allerdings war jenes Grauen einigermaßen gemildert durch das lüsterne Verlangen einer sehr regen Sinnlichkeit und durch die Schilderungen, welche den Feinschmeckern der Stadt das Wasser im Munde zusammenlaufen ließen, wenn man vor ihnen von den Diners des alten Herrn von Mesnilgrand sprach. In der Provinz und in einer kleinen Stadt weiß man alles. Die Markthalle ist dort mehr noch als das berühmte gläserne Haus der Römer: sie ist ein Haus ohne Wände. Bis aufs letzte Rebhuhn wusste man, »was es gegeben hatte«, oder »was es geben würde« bei jedem der allwöchentlichen Diners auf der Place de Thurin. Diese Diners, die gewönlich am Freitag stattfanden, legten Beschlag auf die besten Fische und Austern der Markthalle, denn man vermengte unverfroren Fastenspeisen mit Braten bei jenen ruchlosen, leider so auserlesenen Schmäusen. Man vermählte feierlich den Fisch mit dem Fleisch, damit das Gesetz der Buße und Enthaltsamkeit, welches die Kirche vorschreibt, umso besser gebrochen werde . . . . . Und diese

Vorstellung war so recht nach dem Sinn des alten Herrn von Mesnilgrand und seiner verdammten Zechgenossen. Es würzte ihnen das Mahl, an Fasttagen Braten zu essen, und über den Braten weg köstliche Fastenspeisen zu schmausen, Fastenspeisen für einen Cardinal! Sie glichen jener Neapolitanerin, die sagte, ihr Sorbet sei gut, aber sie hätte ihn noch besser gefunden, wenn er eine Sünde gewesen wäre. Und, was sage ich da? Eine Sünde! Mehrere hätten es sein müssen für diese Gottlosen, denn alle, die sich an diesen verruchten Tisch setzten, so viele ihrer auch waren, waren Gottlose — saftige Gottlose mit rothem Hahnenkamm, tötliche Feinde der Priester, in denen sie die ganze Kirche sahen, Atheisten — vollständige und wüthende Atheisten — wie man es zu jener Zeit war; denn der Atheismus der damaligen Zeit war ein ganz besonderer. Es war thatsächlich der Atheismus einer Periode der unbeugsam kraftvollen Männer der That, die durch die Revolution und die Kriege der Kaiserzeit hindurchgegangen waren und sich in allen Ausschweifungen dieser schrecklichen Zeiten gewälzt hatten. Es war durchaus nicht der Atheismus des XVIII. Jahrhunderts, aus dem er doch hervorgegangen war. Der Atheismus des XVIII. Jahrhunderts erhob Anspruch auf Wahrheit und Gedankentiefe. Er war kritisch, sophistisch, phrasenhaft, und vor allem frech. Aber er war nicht so unverschämt wie der der Haudegen des Kaiserreichs und der königsmörderischen Abtrünnigen von 1793. Wir, die wir nach jenen Leuten ge-

kommen sind, wir haben auch unsern absoluten, concentrierten, eisigen, gelehrten, gehässigen, unerbittlich gehässigen Atheismus, und gegen alles Religiöse den Hass des Holzwurms für den Balken, den er durchbohrt. Aber weder dieser Atheismus noch irgend ein anderer vermag einen Begriff von dem leidenschaftlichen Atheismus der Männer aus dem Anfang des Jahrhunderts zu geben, die von den Voltairianern, ihren Vätern, zuerst wie Hunde abgerichtet wurden und dann, seit sie herangewachsen waren, knietief in allen Schrecknissen des Krieges und der politischen Wirren und ihrer doppelten Verderbtheit gewatet hatten. Nach drei oder vier Stunden gotteslästerlichen Fressens und Saufens erbebte der heulende Speisesaal des alten Herrn von Mesnilgrand von curios anderen Worten, und hatte eine curios andere Physiognomie als das klägliche kleine Extrazimmer im Restaurant, wo kürzlich ein paar Mandarine der Literatur ihre kleine Orgie gegen Gott, zu fünf Francs das Couvert, gefeiert haben! Das dort waren ganz andere Schwelgereien! Und da sie vermuthlich nie wiederkehren dürften, zum mindestens nicht in der ganz gleichen Form, so ist es im Interesse der Sittengeschichte nothwendig und bemerkenswert, die Erinnerung daran festzuhalten.

Die, welche an jenen Schwelgereien theilnahmen, sind heute tot, ausgiebig tot; aber zu jener Zeit lebten sie, und zu jener Zeit waren sie sogar am allerlebendigsten, denn das Leben ist dann am stärksten, wenn nicht die Kräfte ab-

genommen, sondern die Unglücksfälle zugenommen haben. All diese Freunde Mesnilgrands, alle Besucher seines väterlichen Hauses waren im Vollbesitz ihrer Kräfte, und besaßen deren umsomehr, weil sie sie geübt, weil sie am Spundloch des Fasses der ausschweifendsten Freuden und Genüsse getrunken hatten, ohne von jenem berauschenden Trank niedergeschmettert zu werden; aber sie hielten das Spundloch dieses Fasses nicht mehr zwischen den verkrampften Fingern und zwischen den Zähnen, mit denen sie sich festgebissen hatten — wie Cynegirus an seinem Schiff — um es festzuhalten. Die Umstände hatten ihnen die Brüste, an denen sie gesogen, ohne sich satt zu trinken, aus den Zähnen gerissen, und sie waren nur um so durstiger, weil sie daran getrunken hatten! Es war für sie wie für Mesnilgrand »der Augenblick der Raserei«. Sie besaßen nicht die Seelengröße Mesnils, dieses rasenden Rolands, dessen Ariost, wenn er einen Ariost gefunden hätte, dem tragischen Genie Shakespeares hätte gleichen müssen. Aber auf ihrer seelischen Stufe, auf ihrer Höhe des Geistes und der Leidenschaft empfanden sie ihr Leben als ebenso beendet vor dem Tode — der nicht immer das Ende des Lebens ist, und sehr oft lange vor dessen Ende eintritt. Sie waren Entwaffnete, mit der Kraft Waffen zu tragen. Sie alle, jene Officiere, waren nicht nur Abgedankte der Loire-Armee, sie waren auch Abgedankte des Lebens und der Hoffnung. Nachdem das Kaiserreich zerstört und die

Revolution durch die Reaction zermalmt war, die sie nicht niederzuhalten vermochten, wie der Erzengel Michael den Drachen niederhält, waren all jene ihrer Stellung, ihres Ehrgeizes, aller Segnungen ihrer Vergangenheit beraubten Männer vernichtet, machtlos, gedemüthigt in ihre Vaterstadt zurückgekehrt, wohin sie gekommen waren, um, wie sie grimmig sagten, »wie die Hunde zu crepieren«. Im Mittelalter wären sie Weglagerer, Abenteurer geworden; aber man kann sich sein Zeitalter nicht aussuchen; und da ihre Füße gefangen waren in den Fesseln einer Civilisation, die ihre geometrischen Grenzlinien und ihre gebieterischen gesellschaftlichen Vorschriften hat, so waren sie gezwungen, still zu halten, am Gebiss zu nagen, auf der Stelle festgenagelt zu schäumen und zu stampfen, ihr eigenes Blut hinunterzuwürgen und ihren Ekel noch obendrein zu verschlucken! Wohl blieb ihnen der Ausweg der Duelle; aber was bedeuten ein paar Säbelhiebe, ein paar Schüsse, wo es ihnen nach Strömen vergossenen Blutes verlangte, um die Erde damit zu tränken und den erstickenden Blutandrang ihrer Wuth und ihrer Rachbegier zu beschwichtigen! Man kann sich demnach das »Oremus« vorstellen, das sie zu Gott emporklingen ließen, wenn sie von ihm sprachen, denn wenn auch sie nicht an ihn glaubten, so glaubten doch andere, ihre Feinde an ihn, und das genügte ihnen, um in ihren Gesprächen alles, was den Menschen hoch und heilig war, zu besudeln, zu beschimpfen und herabzusetzen. Mesnilgrand

sagte eines Abends, wie er sie so um den Tisch seines Vaters sitzen sah, beim Scheine eines Riesenpunsches, dass man ein schönes Piratenschiff mit ihnen ausrüsten könnte! »Es würde nichts fehlen,« fügte er hinzu, — zwei oder drei aus der Kutte gesprungene Priester hänselnd, die sich unter jene Soldaten ohne Uniform gemengt hatten — »selbst nicht die Schiffskapläne, wenn die Corsaren eine Vorliebe für Schiffskapläne haben sollten!« Aber nachdem die Continentalsperre aufgehoben war und die Zeit der Friedensschwärmerei anbrach, fehlte es, wo nicht an Corsaren, so doch an Kapercapitänen.

Nun denn! jene Zechgenossen der Freitagsdiners, welche allwöchentlich die Bewohner der Stadt *** mit Empörung erfüllten, hatten sich ihrer Gewohnheit gemäß auch an jenem Freitag im Palais Mesnilgrand versammelt, der auf den Sonntag folgte, an dem Mesnilgrand von einem seiner früheren Kameraden, der erstaunt und wüthend war ihn dort zu sehen, so heftig in der Kirche angehalten wurde. Dieser frühere Kamerad war der Rittmeister Rançonnet von den 8er Dragonern, der sich übrigens, nebenbei gesagt, als einer der ersten einstellte, weil er Mesnilgrand die ganze Woche nicht wiedergesehen hatte, und über seinen Kirchenbesuch, sowie über die Art, mit der Mesnil ihm dort begegnete und ihn stehen liess, als er eine Aufklärung verlangte, nicht wegkommen konnte. Er nahm sich vor, zurückzukommen auf die verblüffende Geschichte, deren Zeuge er gewesen

war, und wollte sie aufgeklärt sehen in Gegenwart aller Freitagsgäste, die er damit zu unterhalten gedachte. Der Rittmeister war durchaus nicht einer der schlechtesten Kerle unter den »schlechten Kerlen« der Freitagsbande. Aber er war einer der prahlerischesten und dabei naivsten Gottesleugner. Wenngleich nicht dumm, war er albern geworden. Der Gedanke an Gott spukte ihm immer im Kopfe wie eine Fliege in der Nase. Er war vom Wirbel bis zur Zehe ein Officier jener Zeit, mit all seinen Fehlern und Vorzügen, vom Krieg um des Krieges willen durchdrungen, an nichts anderes glaubend, nichts anderes liebend; einer jener Dragoner, die ihre schweren Absätze dröhnen lassen, wie es im alten Dragonerlied heißt. Von den fünfundzwanzig, die heute im Palais Mesnilgrand speisten, war er vielleicht der, welcher Mesnil am liebsten hatte, obwohl er den Faden verloren hatte, seit er »seinen« Mesnil in eine Kirche eintreten gesehen. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, dass die fünfundzwanzig Gäste der Mehrzahl nach Officiere waren; doch waren nicht bloß Officiere bei diesem Diner. Es waren einige Ärzte – die materialistischesten Ärzte der Stadt — darunter, einige abtrünnige Geistliche, die aus ihren Stiften ausgerissen waren und ihre Gelübde gebrochen hatten, Zeitgenossen des alten Mesnilgrand — zwei oder drei Priester, die angeblich verheiratet waren, thatsächlich aber im Concubinat lebten, und zur Krönung des Festes ein alter Volksvertreter, der für die Hinrichtung des

Königs gestimmt hatte .... Jakobinermützen oder Tschakos, leidenschaftliche Bonapartisten oder ausgepichte Revolutionäre, bereit, einander zu zerfleischen und zu zerstücken, aber allesammt Atheisten, und in dem Punkte der Gottesleugnung und Verachtung aller Religionen von der rührendsten Übereinstimmung. Dieser Tafelrunde von Teufeln mit verschiedenen Hörnern präsidierte der alte Teufel in der Schlafmütze, der Vater Mesnilgrand, mit dem fahlen und entsetzlichen Gesicht unter dem Kopfputz, der über diesem Antlitz alles Komische verlor; starr und steif saß er an der Spitze seiner Tafel wie der infulierte Bischof bei der Sonntagsmesse, gegenüber seinem Sohn Mesnil, mit dem müden Antlitz des ruhenden Löwen, dessen Muskeln jedoch stets bereit waren, um die faltige Schnauze zu spielen und Blitze zu schleudern ....

Was ihn betrifft, so muss man sagen, dass er — königlich — von allen anderen abstach. Diese Officiere, die einstigen »Beaux« der Kaiserzeit, in der es so viele »Beaux« gab, waren gewiss schön, und sogar elegant; aber ihre Schönheit war regelrecht, naturgemäß, rein — oder unrein — physischer Natur, und ihre Eleganz soldatisch. Obwohl sie in Civil waren, hatten sie doch die steife militärische Haltung beibehalten, als steckten sie noch in der Uniform, die sie zeitlebens getragen hatten. Sie waren, um es mit einer ihrer Bezeichnungen zu nennen, etwas zu »verschnürt«. Die anderen Tischgenossen, Männer der Wissenschaft, wie die Ärzte

oder Weltverächter, wie die einstigen Priester, fragten nicht viel nach der Kleidung, nachdem sie den heiligen Schmuck des geweihten Rockes mit Füßen getreten hatten, und glichen in ihrem Aufzug verkommenen Subjecten . . . . Aber Mesnilgrand war — so hätten die Frauen gesagt — großartig angezogen. Da es noch Vormittag war, so trug er einen entzückenden schwarzen Gehrock und als Cravatte (wie man es damals trug) einen gelblichweißen Foulard, der mit fast unsichtbaren, handgestickten goldenen Sternchen besät war. Da er zu Hause war, hatte er keine Stiefel angezogen. Sein nerviger und feiner Fuß, der die Bettler, die an den Straßenecken saßen, veranlasste, ihn »Mein Prinz!« anzureden, wenn er an ihnen vorüberkam, steckte in durchbrochenen seidenen Strümpfen und jenen tiefausgeschnittenen Schuhen mit hohen Absätzen, die Chateaubriand bevorzugte, der bestbeschuhte Mann des damaligen Europa, nach dem Großfürsten Constantin. Sein offener, von Staub gefertigter Gehrock zeigte eine Hose von schwarzem Prünelle, mit bläulichen Reflexen, und ein einfaches Gilet aus echtem schwarzen Kaschmir, ohne goldene Kette; denn Mesnilgrand trug an diesem Tag keinerlei Schmuck, mit Ausnahme einer kostbaren, antiken Camée, den Kopf Alexanders darstellend, die vorne auf der Brust die üppigen Falten seiner Cravatte — die, schlicht und ohne Knoten, fast wie ein militärischer Ringkragen aussah — zusammenhielt. Man brauchte ihn bloß anzuschauen in dieser Toilette

von so untrüglichem Geschmack, um zu fühlen, dass der Künstler über den Soldaten gekommen war und ihn verwandelt hatte, und dass der Mann, der sie trug, nicht von der gleichen Gattung war wie die anderen Anwesenden, obwohl er mit vielen von ihnen auf Du und Du stand. Der angestammte Aristokrat, der Officier, der schon mit »den Epauletten« geboren war, wie sie in ihrer militärischen Ausdrucksweise sagten, verrieth sich und hob sich deutlich ab von dieser kräftigen Folie schneidiger Soldaten, die ungemein tapfer, aber gewöhnlich und einer führenden Rolle unfähig waren. In seiner Eigenschaft als Hausherr — zweiten Ranges, da sein Vater doch selbst den Vorsitz bei der Tafel führte — sprach Mesnilgrand — außer wenn eins der Gespräche angeregt wurde, die ihn bei den Haaren packten und fortrissen, wie Perseus das Haupt der Gorgona, und ihn Fluten seiner Beredtsamkeit speien ließen — nicht viel bei jenen lärmenden Gelagen, deren Ton nicht ganz der seine war und der sich gleich nach den Austern zu einem Umfang der Stimmen, der gewagten Ansichten und Bemerkungen erhob, dass es unmöglich war, noch eine Note anzubringen, und der Plafond, — der Stöpsel des Saales, — häufig in die Luft zu fliegen drohte nach all den anderen Stöpseln, die schon in die Luft geflogen waren.

Pünktlich um zwölf Uhr mittags setzte man sich zu Tisch, nach dem ironischen Brauch dieser Lästerer, die auch die geringsten Umstände dazu

benützten, ihrer Geringschätzung gegen die Kirche Ausdruck zu verleihen. In dieser frommen westlichen Gegend herrscht der Glaube, dass der Papst sich um zwölf zu Tische setzt und vorher der ganzen Christenheit auf Erden seinen Segen ertheilt. Nun denn! diese »Benedicite« schien jenen Freigeistern komisch. Deswegen, um sich darüber lustig zu machen, versäumte der alte Herr von Mesnilgrand auch nie, wenn es von dem Doppelkirchthum der Stadt zwölf Uhr zu läuten begann, in seinem schrillsten Falsett zu sagen, indes ein sardonisches Lächeln sein steinernes, fahles Gesicht spaltete: »Zu Tisch, meine Herren! So fromme Christen wie wir, sollen sich nicht des päpstlichen Segens berauben!« Und dieses oder ein ähnliches Wort war gleichsam das Schwungbrett für alle lästerlichen Reden, die sich von dort aus in die leichtfertigen Gespräche des Herrendiners stürzten, und noch dazu von Herren dieser Gattung! Im allgemeinen kann man sagen, dass alle Herrendiners, bei denen der harmonische Geist einer Hausfrau nicht den Vorsitz führt, über denen nicht der mildernde Einfluss einer Frau schwebt, deren Anmuth sich wie ein Heroldstab trennend und beschwichtigend zwischen den heftigen Rangstreit, die lärmenden Anmaßungen, die hitzigen und thörichten Aufwallungen streckt, auch wo es sich um eine Zusammenkunft von geistreichen Leuten handelt, fast immer in ein schreckliches Handgemenge ausarten und dazu neigen, so zu enden wie die Gelage der Lapithen und Cen-

tauern, bei denen es vermuthlich auch keine Frauen gab. Bei derartigen Diners, denen die weibliche Krönung fehlt, büßen die höflichsten und wohlerzogensten Männer etwas von ihrer Höflichkeit und natürlichen Vornehmheit ein; und ist das zu verwundern? . . . Es fehlt doch die Gallerie, der sie gefallen wollen, und sie verfallen sofort in eine gewisse Nachlässigkeit, die beim geringsten Anprall, dem mindesten Aneinandergerathen der Meinungen in Roheit ausartet. Der Egoismus, der unausrottbare Egoismus, den die gesellschaftliche Kunst unter liebenswürdigen Umgangsformen verbirgt, lümmelt alsbald die Ellbogen auf den Tisch, ehe er sie dem Nachbar in die Rippen rennt. Nun, wenn es schon bei den erlesensten Athenern so herging, wie musste es erst bei den Tischgenossen der Mesnilgrands hergehen, dieser Art von Kriegsknechten und Gladiatoren, von Leuten aus dem Jakobinerclub und den Feldlagern, die sich immer ein wenig im Club oder in der Cantine glaubten, und manchmal an noch ärgeren Orten! . . . Schwer nur vermag der, der sie nicht gehört, sich die ausgelassenen Gespräche an diesem Tisch, bei denen nur so die Fetzen flogen, vorzustellen, denn als starke Esser und Trinker, vollgepfropft mit erhitzenden Speisen und berauschenden Getränken, ließen diese Männer sich nach dem dritten Gang die Zügel schießen und schlugen mit allen Vieren aus. Es waren übrigens nicht gerade immer Gotteslästerungen, welche die Grundlage dieser Gespräche bildeten, aber sie waren ihre Blüten,

und man kann sagen, dass es in jedem Glase solche gab! . . . Man bedenke doch! es war die Zeit, wo Paul-Louis Courier, der sich sehr gut bei diesen Diners ausgenommen hätte, um Frankreich aufzupeitschen, den Satz schrieb: »Die Frage ist nun, ob wir Kapuziner oder Lakaien sein werden.« Aber das war noch nicht alles. Nach der Politik, dem Hass gegen die Bourbonen, dem schwarzen Gespenst der Congregation, dem Betrauern der Vergangenheit durch jene Besiegten, all jenen Lawinen, die wachsend von einem zum anderen Ende dieses aufgeregten Tisches rollten, gab es noch andere stürmische und dröhnende Gesprächsgegenstände. Da waren zum Beispiel die Frauen. Die Frau ist der ewige Gesprächsgegenstand, wenn Männer unter sich sind, besonders in Frankreich, dem liebesfreudigsten Land der Erde. Da gab es die Frauen im allgemeinen und im besonderen — die Frauen des ganzen Erdballes und die von daneben — die Frauen der fremden Länder, durch welche viele dieser Soldaten gekommen waren, im Glanz ihrer siegreichen Uniformen, und die Frauen der Stadt, bei denen sie vielleicht keinen Zutritt hatten, und die sie doch vertraulich beim Vor- und Zunamen nannten, als wären sie Gott weiß wie intim mit ihnen gewesen, hinsichtlich derer sie sich, weiß Gott! keinen Zwang anthaten, und deren guten Ruf sie beim Nachtisch lachend herunterschälten, wie sie einen Pfirsich schälten, um sodann den Kern zu zerknacken. An diesem Frauenbombardement nahmen alle theil, sogar

die Ältesten, Verhärtetsten, die, denen am meisten vor den Weibern grauste, wie sie sich cynisch ausdrückten, denn die Männer können auf unsaubere Liebesfreuden verzichten, nie aber auf die unsaubere Lust, sich ihrer Siege über die Frauen zu rühmen, und selbst noch am Rande des Grabes sind sie stets bereit, ihre Schnauze in dieses Ragout der Geckenhaftigkeit zu tauchen!

Und an jenem Tage tauchten sie bis über die Ohren darin unter bei jenem Diner, das hinsichtlich der losen Reden das frechste war, welches der alte Herr von Mesnilgrand je gegeben. In diesem gegenwärtig verstummten Speisesaal, dessen Mauern aber schöne Geschichten zu erzählen wüssten, wenn sie sprechen könnten — da sie, was ich nicht bin, so unerschütterlich wie Mauern waren — führte die Stunde des Prahlens, die bei Herrendiners so rasch eintritt, wo es zuerst anständig, dann bald darauf unanständig — dann aufgeknöpft — und endlich nackt und unverschämt zugeht, bald zum Erzählen von galanten Erlebnissen, und jeder erzählte das seine ... Es war wie eine Beichte von Teufeln! Jene unverschämten Spötter, die über das öffentliche Sündenbekenntnis eines armen Mönches zu Füßen seines Priors, in Gegenwart der Ordensbrüder, gewiss unerschöpflichen Hohn ergossen hätten, thaten genau dasselbe, aber nicht um sich zu demüthigen wie der Mönch, sondern um sich ihres verderbten Lebens zu rühmen und sich damit zu brüsten — und alle spien sie mehr oder weniger Gott ihre Seele ins Gesicht, die,

indess sie sie emporspien, auf ihr eigenes Gesicht zurückfiel.

Nun gab es aber inmitten dieses Überschwalles an Prahlereien aller Art eine, die, sagen wir, »pikanter« schien als die übrigen?

Nein, »pikanter« ist kein erschöpfendes Wort dafür, aber gepfefferter, schärfer, würdiger des ausgepichten Gaumens dieser Tollen, die, was Geschichten betraf, Vitriol verschluckt hätten. Dennoch war der, welcher sie erzählte, der kälteste unter diesen Teufeln . . . . . Er war so kalt wie der Hintere des Teufels, denn der Hintere des Teufels ist trotz der Höllengluten sehr kalt, sagen die Hexen, die ihn bei der schwarzen Messe am Sabbath küssen. Es war ein gewisser vormaliger Abbé Reniant — ein ominöser Name! — der sich in der verkehrten Gesellschaft der Revolution, die alle Bande auflöste, eigenmächtig aus einem glaubenslosen Priester in einen Arzt ohne Wissenschaft verwandelt hatte und heimlich einen gefährlichen — vielleicht mörderischen? — Empirismus betrieb. Unter gebildeten Leuten gestand er sein Gewerbe nicht ein. Aber den Leuten aus den niederen Ständen in der Stadt und deren Umgebung hatte er eingeredet, dass er mehr verstand als alle geprüften und diplomierten Ärzte . . . . Man sagte im Stillen, er kenne Geheimmittel. »Geheimmittel!«, dies gewaltige Wort, das alles sagt, weil es gar nichts sagt, das Streitross aller Empiriker, die heute das einzige sind, was uns noch von den Hexenmeistern geblieben ist, die einst so mächtig auf

die Phantasie des Volkes wirkten! Der Ex-Abbé Reniant — »denn«, sagte er wüthend, »der verdammte Titel, sitze wie ein Grind auf ihm, den alle Theersalben der Welt nicht wegzubringen vermöchten!« — widmete sich nicht aus Liebe zum Gelde der geheimen Erzeugung von Mitteln, welche vielleicht Gifte waren: er hatte genug, um zu leben; sondern er folgte dem gefährlichen Dämon des Experimentierens, der damit anfängt, das menschliche Leben als einen Gegenstand des Experimentierens anzusehen und allmählich Saint-Croix oder Brinvilliers aus den Leuten macht! Da er durchaus nichts mit den »patentierten Ärzten« zu thun haben wollte, wie er sie verächtlich nannte, so war er selbst der Apotheker seiner Arzneien, und er verkaufte oder verschenkte seine Tränke — denn sehr häufig verschenkte er sie — nur unter der Bedingung, dass man ihm die Flaschen zurückbrachte. Dieser Spitzbube, der nicht dumm war, verstand es, den Antheil seiner Patienten für seine Arzneien zu gewinnen, indem er ihren Leidenschaften entgegenkam. Den Wassersüchtigen, die ihr Leiden der Trunksucht verdankten, gab er weißen Wein, den er mit allerhand Kräutern vermengte, und den Mädchen »in Verlegenheiten« — wie die Landleute augenzwinkernd sagten, — Tränke, die ihre »Verlegenheiten« zum Schmelzen brachten. Er war ein Mann von mittlerer Statur, mit einem kalten, verschlossenen Gesicht, gekleidet in der Art des alten Herrn von Mesnilgrand (nur in Blau), der um ein Gesicht in der Farbe des un-

gebleichten Hanfes einen Kranz von Haaren trug (das einzige, was er vom Priester beibehalten hatte), die von widerwärtiger Flachsfarbe und starr wie die Stacheln waren; er sprach wenig, und wenn er sich einmal zum Sprechen entschloss, in lehrhaftem Tone. Kalt und rein wie der Kessel eines holländischen Herdes, trank er bedächtig seinen Wein an der Ecke dieser Tafel, wo alles gesagt wurde, während die anderen den ihrigen hinunterstürzten, und fand wenig Anklang bei diesen Überschäumenden, die ihn einen gegohrenen Wein von »Sainte-Nitouche«, einem Weinberg ihrer Erfindung, nannten. Aber diese Miene verlieh seiner Erzählung nur um so mehr Würze, als er bescheiden sagte, das Beste, was er seinestheils gegen Voltaires »Infamen« unternommen, sei gewesen, dass er eines Tages — Teufel auch! man thut, was man kann! — den Schweinen eine Schachtel mit Hostien vorgeworfen habe.

Bei diesen Worten gab es ein donnerndes Triumphgeschrei. Aber der alte Herr von Mesnilgrand übertönte es mit seiner schrillen, schneidenden Stimme: »Das war wohl das letztemal, Abbé,« sagte er, »dass Sie die Communion gereicht haben?«

Und der trockene Witzbold legte seine dürre, bleiche Hand über die Augen, um Reniant anzuschauen, der dürftig hinter seinem Glase saß, zwischen seinen beiden breitschulterigen Nachbaren, dem Rittmeister Rançonnet, der rothglühend und flammend wie eine Fackel war,

und dem Rittmeister der 6er Kürassiere, Travers de Mautravers, der wie ein Fass aussah.

»Es war schon lange her, dass ich sie nicht mehr reichte,« fuhr der Ex-Geistliche fort, »und dass ich meine Kutte in die Nesseln geworfen hatte. Die Revolution war im vollsten Gang; es war zur Zeit, als Sie, Bürger Le Carpentier, auf Ihrer Tour als Volksvertreter sich hier aufhielten. Sie erinnern sich wohl an ein junges Mädchen aus Hémevés, die Sie einsperren ließen? Eine Verrückte! Eine Epileptikerin!«

»Was!« sagte Mautravers, »ein Frauenzimmer hat auch mit den Hostien zu thun gehabt? Haben Sie die auch den Schweinen vorgeworfen?«

»Hältst Du das für geistreich, Mautravers?« rief Rançonnet. »Aber unterbrich doch den Abbé nicht. Abbé, erzählen Sie uns doch die Geschichte.«

»Ach, die Geschichte ist bald erzählt,« fieng Reniant wieder an. »Ich sagte also, Herr Le Carpentier, erinnern Sie sich an das Mädchen aus Hémevés?

Man nannte sie die Tesson .... Joséphine Tesson, wenn ich mich recht erinnere, ein dickes, pausbackiges Frauenzimmer — eine Art von Marie Alacoque, dem sanguinischen Temperament nach — die verdammte Seele der Chouans und der Pfaffen, die ihr das Blut und die Phantasie erhitzt und sie toll gemacht hatten .... Sie verbrachte ihr Leben damit, sie zu verstecken, die Pfaffen .... Wenn es galt, einem von ihnen das Leben zu retten, hätte sie dreißig Guillotinen getrotzt. Ach!

Die Diener des Herrn! wie sie sie nannte, die versteckte sie überall.

Sie hätte sie unter ihrem Bett, in ihrem Bett, unter ihren Röcken versteckt, und wäre es angegangen, so hätte sie sie, hol mich der Teufel! alle dort hineingepfercht und gesteckt, wo sie die Büchse mit Hostien hineingesteckt hatte — zwischen ihre Brüste!«

»Bombenelement!« rief Rançonnet begeistert.

»Nein, bloß zwei Stück Bomben, Herr Rançonnet,« sagte, sein eigenes Wortspiel belachend, der also frivole Abtrünnige, »aber sie waren von gediegenem Caliber!«

Das Wortspiel fand Anklang. Es folgte ein allgemeines Gelächter.

»Ein sonderbares Ciborium, so ein Frauenbusen!« sagte träumerisch der Doctor Bleny.

»Das nothgedrungene Ciborium!« fuhr Reniant fort, dessen Gleichmuth schon wiedergekehrt war. »All jene verfolgten, gehetzten, heimatlosen Priester ohne Heim und ohne heilige Stätte, die sie versteckte, hatten ihr ihre heiligen Sacramente in Verwahrung gegeben, und sie in ihren Busen geborgen, weil sie glaubten, dass man sie dort niemals suchen würde! . . . O! sie setzten ungeheueres Vertrauen in sie. Sie hielten sie für eine Heilige. Sie redeten ihr ein, dass sie eine sei. Dies stieg ihr zu Kopf und erweckte in ihr den Wunsch nach der Märtyrerglorie.

Inbrünstig im Glauben und unerschrocken eilte sie hin und her mit der Hostienbüchse unter ihrem Kragen. Sie trug sie bei Tag und Nacht,

zu allen Zeiten, durch Schnee und Regen, Wind und Wetter, über unwegsame Straßen zu den verborgenen Priestern, welche den Sterbenden »in extremis« die Wegzehrung reichten ..... Eines Abends erwischten wir sie dabei in einem Gehöft, wo ein Chouan im Sterben lag, ich und einige brave Burschen der Höllencompagnie von Rossignol. Einer darunter, von ihrem herrlichen Vorgebirge verführt, wollte sich Freiheiten mit ihr herausnehmen; aber es wurde für ihn ein schlechter Handel, denn sie schlug ihm ihre zehn Krallen so tief ins Gesicht, dass er die Spuren davon gewiss zeitlebens behalten hat! Aber obwohl er blutüberströmt war, ließ der Kerl doch nicht locker, sondern entriss ihr die Büchse mit Herrgöttern, die er in ihrem Busen gefunden hatte; und ich zählte gut ein Dutzend Hostien darin, die ich trotz ihres Brüllens und Ausschlagens, denn sie schlug wie eine Furie um sich, sofort in den Schweinekober werfen ließ.«

Und er hielt ein und brüstete sich vor Stolz über die edle That, wie eine Laus auf einer Beule.

»So haben Sie also die Säue des Evangeliums gerächt, in die Jesus Christus die Teufel fahren ließ,« sagte der alte Herr von Mesnilgrand mit seiner sarkastischen Fistelstimme. »Sie haben ihnen statt des Teufels den lieben Gott eingegeben; das ist eine heimgezahlte Schuld.«

»Und haben sich die Schweine, oder etwa die Liebhaber, die davon gegessen haben, den Magen daran verdorben, Herr Reniant?« fragte ein scheuß-

licher, kleiner Bürger, namens La Hay, seines Zeichens ein Wucherer zu hundertfünfzig Percent, der zu sagen pflegte, man müsse bei allem »das Ende bedenken«.

Es trat gewissermaßen ein Stillstand in diesem Strom von groben Gotteslästerungen ein.

»Und Du, Mesnil, Du sagst gar nichts zur Geschichte des Abbé Reniant?« fragte der Rittmeister Rançonnet, der auf den Augenblick lauerte, um irgendwie die Geschichte von Mesnilgrands Kirchenbesuch anzuknüpfen.

Mesnil sagte wirklich nichts. Er saß, den Kopf in die Hand gestützt, am Tisch und hörte ohne Abscheu, aber auch ohne Vergnügen all die Scheußlichkeiten an, die jene verhärteten Gemüther vorbrachten und gegen die er gestählt und abgestumpft war .... Er hatte ihrer so viele gehört während seines ganzen Daseins und in der Umgebung, in der er lebte! Die Umgebung ist fast ein Schicksal für den Menschen. Im Mittelalter wäre der Chevalier von Mesnilgrand ein glaubenseifriger Kreuzfahrer gewesen. Im XIX. Jahrhundert wurde er ein napoleonischer Soldat, dem sein ungläubiger Vater nie von Gott erzählt hatte, und der, namentlich in Spanien, in den Reihen einer Armee gelebt hatte, die sich alles erlaubte und ebenso viele Gotteslästerungen begieng wie die Soldaten des Connetable von Bourbon bei der Einnahme von Rom. Glücklicherweise ist die Umgebung nur für gemeine Geister und Gemüther ein wirkliches Verhängnis.

Bei den wirklich starken Persönlichkeiten gibt

es etwas, und wäre es nur ein Atom, das dem Einfluss der Umgebung entgeht und seiner allmächtigen Gewalt widersteht. Dieses Atom lebte unbesieglich in Mesnilgrand. An jenem Tage hätte er nichts gesagt; er hätte mit eherner Gleichgiltigkeit diesen Strom von gottlosem Schlamm vorüberziehen lassen, der wie das siedende Pech der Hölle brodelnd zu seinen Füßen rollte. Aber da Raçonnet ihn anrief, so entgegnete er in einer müden Weise, die an Schwermuth grenzte:

»Was soll ich denn dazu sagen? Herr Reniant hat da nichts so besonders Schneidiges gethan, das so sehr zu bewundern wäre! Hätte er geglaubt, dass es Gott, der lebendige Gott, der rächende Gott sei, den er den Schweinen vorwarf, auf die Gefahr hin sofort vom Blitze getroffen zu werden und in die Hölle zu kommen, dann allerdings wäre darin zum mindesten die Bravour gelegen, mehr als dem Tode zu trotzen, da Gott, wenn er lebt, ewige Martern verhängen kann. Es wäre eine allerdings sinnlose Schneidigkeit, aber immerhin eine Schneidigkeit darin gelegen, die einen so schneidigen Kerl wie Dich reizen könnte!

»Aber diese Schönheit fehlt der Geschichte, mein Lieber. Herr Reniant glaubte nicht, dass diese Hostien Gott sind. Er war nicht im geringsten Zweifel darüber.

»Für ihn waren sie bloß das durch einen thörichten Aberglauben geweihte Messbrot, und für ihn wie für Dich, mein guter Rançonnet, war es

keine größere Heldenthat, die Hostien in den Schweinekober zu schütten, als eine Tabaksdose oder eine Düte Briefoblaten hineinzuschütten.

»Ei! Ei!« ließ sich der alte Herr von Mesnilgrand vernehmen, indes er sich zurücklehnte und seinen Sohn unter dem vorgestreckten Schild seiner Hand betrachtete, als hätte er zugesehen, wie er einen wohlgezielten Pistolenschuss abgab, stets voll Interesse für das, was sein Sohn sagte, auch wenn er seine Ansichten nicht theilte; und hier theilte er sie obendrein! Deshalb wiederholte er auch sein: »Ei! Ei!«

»Darum liegt hier, mein lieber Rançonnet,« fuhr Mesnil fort, »nichts anderes vor, als, sagen wir es rund heraus .... eine Schweinerei. Aber was ich an der Geschichte schön, und sogar sehr schön finde, meine Herren, und was ich mir zu bewundern erlaube, obwohl ich auch nicht an besonders viel glaube, das ist das Mädel, die Tesson, wie Sie, Herr Reniant, sie nennen, die das, was sie für ihren Gott hält, am Herzen trägt; die aus ihrem jungfräulichen Busen ein Tabernakel für diesen Gott der Reinheit macht; die da lebt und athmet und ruhig zwischen allen Gefahren und Gemeinheiten des Lebens hindurchschreitet, mit ihrem kühnen und glühenden Busen, auf dem sie ihren Gott trägt, Tabernakel und Altar in einer Person, und obendrein ein Altar, der jeden Augenblick mit ihrem eigenen Blut übergossen werden konnte! ... Du! Rançonnet, Du, Mautravers, Du, Sélune, und auch ich, wir haben alle den Kaiser auf der Brust

getragen, da wir seinen Orden der Ehrenlegion hatten, und manchmal hat es unseren Muth im Feuer erhöht, dass wir ihn dort trugen.

»Aber sie, sie hatte nicht das Bild ihres Gottes auf dem Herzen; für sie ist er es selber, leibhaftig.

»Es ist der greifbare Gott, den man anrühren, den man austheilen, den man in sich aufnehmen kann, und sie trägt ihn bei Gefahr ihres Lebens zu denen, die nach diesem Gott hungert! Nun denn! Bei meiner Ehre! ich finde das einfach erhaben .... Ich denke von diesem Mädchen, wie die Priester von ihr dachten, die ihr ihren Gott zu tragen gaben. Ich möchte wissen, was aus ihr geworden ist. Vielleicht ist sie gestorben; vielleicht lebt sie elend in irgend einem entlegenen Winkel; aber ich weiß nur, wenn ich Marschall von Frankreich wäre und sie anträfe, wie sie bloßfüßig, im Schmutz watend, um Brot bettelt, so würde ich vom Pferd steigen und den Hut vor ihr abziehen, diesem edlen Wesen, als trüge sie immer noch Gott auf dem Herzen! Heinrich IV. hat sich nicht bewegter in den Staub gekniet vor dem heiligen Sacrament, als ich vor diesem Mädchen niederknien würde.«

Er hielt den Arm nicht mehr aufgestützt.

Er hatte den Kopf nach rückwarts geworfen, und indes er vom Niederknien sprach, wuchs er immer höher, wie die Braut von Korinth im Goethe'schen Gedicht; es schien, als wäre er, ohne von seinem Stuhl aufzustehen, bis zum Plafond emporgewachsen.

»Halten wir denn beim Ende der Welt!« rief Mautravers, einen Pfirsichkern mit der Faust wie mit einem Hammer zerschmetternd. »Husarenofficiere und Schwadronchefs knien auf einmal vor Betschwestern!«

»Und wenn es wenigstens so wäre, wie die Infanterie vor der Cavallerie kniet,« fiel Rançonnet ein, »um aufzuspringen und dem Feind in die Weichen zu dringen!

»Schließlich sind es nicht die ärgsten Geliebten, diese Betschwestern, diese Hostienfresserinnen, die sich bei jeder Liebesfreude, die sie geben oder empfangen, für verdammt halten. Aber, Rittmeister Mautravers, es gibt etwas Ärgeres für einen Soldaten, als ein paar Betschwestern verführen; und das ist, wenn einer, der früher den Pallasch geschwungen, ein Betbruder wird, wie eine getaufte Maus! . . . Wo glaubt Ihr, meine Herren, habe ich erst vorigen Sonntag in der Abenddämmerung den hier anwesenden Major Mesnilgrand angetroffen?« . . .

Niemand antwortete; alle dachten nach, aber von allen Punkten des Tisches richteten sich die Blicke auf den Rittmeister Rançonnet.

»Bei meinem Säbel!« sprach Rançonnet, »ich traf ihn . . . . nein, getroffen hab ich ihn nicht, denn ich habe zu viel Achtung vor meinen Reiterstiefeln, um sie durch den Koth der Kapellen zu schleppen; aber ich sah von rückwärts, wie er sich in die Kirche schlich, indem er gebückt durch die kleine Thüre an der Ecke des Platzes eintrat.

»Erstaunt, verblüfft fragte ich mich: Donnerwetter, bin ich denn verrückt? . . . Das ist ja doch Mesnilgrands Gestalt! . . . Aber was sucht denn der in einer Kirche? . . . Mir flog der Gedanke an unsere verliebten Hetzen mit den verdammten spanischen Klosterfrauen durch den Kopf. Was! sagte ich mir, ist es also noch nicht aus damit? Immer noch die alte Macht der Weiberröcke! Aber der Teufel hol meine Augen, wenn ich mir nicht die Farbe von dem da anschau! Und ich trat in die Messenboutique ein . . . Unglücklicherweise war es drinnen so finster wie im Höllenrachen.

»Man stieg und stolperte drinnen über kniende alte Weiber, die ihren Rosenkranz murmelten. Unmöglich, etwas vor sich auszunehmen; doch durch langes Umhertasten in diesem verfluchten Gemisch von Finsternis und den Gerippen alter Betschwestern, erwischte ich doch endlich meinen Mesnil, der mir schon durch den Seitengang auskommen wollte.

»Aber werden Sie's glauben, dass er mir nicht sagen wollte, was er in dieser verdammten Kirche zu suchen hatte? . . . . Und das ist auch der Grund, warum ich ihn heute denunciere, meine Herren, damit Sie ihn zwingen, das aufzuklären.«

»Na! Also! Sprich, Mesnil! Rechtfertige Dich! Gib dem Rançonnet Aufschluss!« klang es von allen Seiten des Saales.

»Mich rechtfertigen!« sagte Mesnil belustigt. »Ich brauche mich nicht zu rechtfertigen, wenn

ich das thue, was mich freut. Seid Ihr, die Ihr wie im Taglohn auf die Inquisition schimpft, jetzt am Ende selber Inquisitoren geworden?

»Ich bin Sonntag abends in die Kirche gegangen, weil es mir so beliebte.«

»Und warum hat es Dir so beliebt?« fragte Mautravers, denn wenn der Teufel ein Logiker ist, kann es ein Rittmeister bei den Kürassieren doch auch sein.

»A! Das ist's ja!« sagte Mesnilgrand lachend.

»Ich gieng hinein . . . wer weiß? vielleicht um zu beichten. Jedenfalls habe ich mir die Thür eines Beichtstuhles öffnen lassen. Aber Du kannst wenigstens nicht behaupten, Rançonnet, dass meine Beichte lang gedauert hat?« . . .

Sie merkten wohl, dass er sie zum besten hielt . . . aber es lag etwas Geheimnisvolles in dieser Neckerei, das sie reizte.

»Deine Beichte! Himmelkreuzdonnerwetter! So wäre der Sprung wirklich gethan?« sagte traurig Rançonnet, der die Sache tragisch nahm. Aber dann, vor seinem eigenen Gedanken scheuend und sich aufbäumend wie ein stützliges Pferd, rief er: »Aber nein! zum Donnerwetter! das ist ja doch unmöglich. Sagt einmal, Ihr alle, könnt Ihr Euch das vorstellen, der Schwadronchef Mesnilgrand bei der Beichte wie ein altes Weib, die Knie auf dem Betschemel, die Nase am Gitter, im Schilderhaus eines Pfaffen? Das ist eine Vorstellung, die mir nie in den Schädel gehen wird! Lieber dreißigtausend Kugeln!«

»Du bist sehr gütig; ich danke Dir,« entgeg-

nete Mesnilgrand mit drolliger Sanftmuth, der Sanftmuth eines Lammes.

»Reden wir vernünftig,« sagte Mautravers. »Mir geht es wie dem Rançonnet. Ich werde nie an die Kapuzinade eines Mannes von Deinem Caliber glauben, mein lieber Mesnil. Selbst in der Todesstunde machen Leute Deiner Art nicht den Froschsprung in das Weihwasserbecken.«

»Was Ihr in der Todesstunde thätet, meine Herren, das weiß ich nicht,« entgegnete langsam Mesnilgrand, »aber was mich betrifft, so will ich, ehe ich in die andere Welt abfahre, auf jeden Fall meinen Mantelsack schnüren.«

Und dies militärdienstmäßige Wort wurde so ernst ausgesprochen, dass eine Stille eintrat wie bei der Pistole, die noch vor einem Augenblick losgeschossen wurde und Lärm machte, und deren Schuss getroffen hat.

»Lassen wir das übrigens gut sein,« fuhr Mesnilgrand fort. »Ihr seid, wie es scheint, noch mehr verroht als ich durch das Leben und die Kriege, die wir alle geführt haben .... Ich weiß Euern ungläubigen Seelen nichts zu saegn; aber da Du, Rançonnet, um jeden Preis wissen willst, warum Dein Freund Mesnilgrand, den Du für einen ebenso großen Atheisten hältst wie Dich selber, neulich am Abend in die Kirche eingetreten ist, so will und werde ich Dir's erzählen. Es steckt eine Geschichte dahinter ... Wenn Du sie vernommen haben wirst, dann wirst Du vielleicht, auch ohne an Gott zu glauben, begreifen, dass er dort eingetreten ist.«

Er machte eine Pause, wie um dem, was er erzählen wollte, mehr Weihe zu verleihen, dann begann er:

»Du sprachst von Spanien, Rançonnet. Gerade in Spanien hat meine Geschichte sich zugetragen.

Mehrere unter Euch haben den verhängnisvollen Krieg von 1808 mitgemacht, der der Anfang vom Ende des Kaiserreichs und von all unserem Missgeschick war.

Die, welche diesen Krieg mitmachten, haben nicht daran vergessen; vor allen anderen Du, Major Sélune! Dir hat er seinen Denkzettel zu sehr ins Gesicht geschrieben, als dass er sich verwischen sollte.«

Der Major Sélune saß Mesnil gegenüber, neben dem alten Herrn von Mesnilgrand. Es war ein Mann von kräftiger militärischer Gestalt, der es noch mehr als der Herzog von Guise verdiente, »Le Balafré« zu heißen, denn er hatte in Spanien in einem Vorpostengefecht einen so wohlgezielten Säbelhieb quer übers Gesicht bekommen, dass er dadurch von der linken Schläfe bis zum rechten Ohr, die Nase mit eingerechnet, der Quere gespalten wurde. Unter normalen Verhältnissen wäre das nichts weiter als eine entsetzliche Narbe von imponierender Wirkung auf dem Antlitz eines Soldaten geworden. Aber der Feldscher, der die Ränder dieser klaffenden Wunde zusammenfügte, hatte sie, aus Hast oder Ungeschick, schlecht vereinigt, und à la guerre comme à la guerre! — man war auf dem Marsch und

es galt schnell fertig zu werden — mit seiner krummen Schere das überragende Fleisch an der einen Seite des Wundrandes einfach weggeschnitten; dadurch entstand im Antlitz des Majors Sélune nicht eine Narbe, sondern eine entsetzliche Rinne. Es war furchtbar, aber eigentlich doch großartig. Wenn dem Major, der jähzornig war, das Blut ins Gesicht stieg, röthete sich die Narbe, und es war, als liefe ein breites rothes Band quer über sein sonnverbranntes Gesicht.

»Du trägst,« sagte Mesnil ihm einmal zur Zeit ihres gemeinsamen Kriegsdienstes, »das Großkreuz der Ehrenlegion im Gesicht, bevor Du es auf der Brust tragen darfst; aber sei ganz ruhig, es wird schon herunterrücken.«

Es war nicht heruntergerückt; das Kaiserreich war vorher in Trümmer gegangen; Sélune war nur Ritter der Ehrenlegion geblieben.

»Nun denn, meine Herren,« fuhr Mesnilgrand fort, »wir haben in Spanien doch gewiss entsetzliche Sachen gesehen, und wohl auch selber begangen; aber ich glaube, nichts Ärgeres gesehen zu haben, als was ich jetzt die Ehre haben werde, Euch zu erzählen.«

»Was mich betrifft,« sagte leichthin Sélune, mit der Selbstgefälligkeit eines abgehärteten Kriegsmannes, der sich durch nichts imponieren lässt, »was mich betrifft, so habe ich einmal gesehen, wie man achtzig Klosterfrauen halbtodt übereinander in einen Brunnen warf, nachdem zwei Escadronen jede von ihnen vorher ausgiebig vergewaltigt hatten.«

»Brutalität von Soldaten!« sagte Mesnilgrand kühl; »hier aber han delt es sich um dasRaffinement eines Officiers.«

Er tauchte seine Lippen in sein Glas, dann ließ er den Blick im Kreise um den Tisch schweifen und fragte:

»Hat einer von Euch, meine Herren, den Major Ydow gekannt?«

Niemand antwortete, mit Ausnahme von Rançonnet.

»Ich zum Beispiel,« sagte er. »Ich glaub's, dass ich ihn gekannt habe! Wir haben ja zusammen bei den 8er Dragonern gestanden.«

»Da Du ihn gekannt hast,« fuhr Mesnilgrand fort, »so hast Du ihn auch nicht allein gekannt. Er war bei den 8er Dragonern mit einem Frauenzimmer als Banner eingerückt.«

»Mit der Rosalba, genannt »la Pudica« — sagte Rançonnet, »seine berühmte . . . .« und er sprach das Wort roh aus.

»Ja,« sagte Mesnilgrand nachdenklich, »denn ein derartiges Frauenzimmer verdient nicht Geliebte genannt zu werden, selbst nicht von einem Mann wie Ydow . . . .

Der Major hatte sie aus Italien mitgebracht, wo er, ehe er nach Spanien kam, als Hauptmann in einem Reservecorps diente. Da von den Anwesenden bloß Du, Rançonnet, ihn gekannt hast, so musst Du mir schon erlauben, ihn den Herren ein wenig zu schildern und ihnen einen Begriff von dem Teufelskerl zu geben, dessen Kommen bei den 8er Dragonern so viel Auf-

sehen erregte, als er mit dem Frauenzimmer als Feldbinde einrückte .... Er war, wie es scheint, kein Franzose. Das war kein Verlust für Frankreich. Er wurde, ich weiß nicht wo und ich weiß nicht von wem in Böhmen oder Illyrien geboren, ich hab es wirklich vergessen ....

Aber wo immer er auch geboren sein mochte, jedenfalls war er ein seltsamer Mensch und dadurch überall fremd. Er schien ein Gemisch verschiedener Rassen. Er selber sagte, man müsste seinen Namen griechisch aussprechen: 'Αὶδον' statt Ydow, weil er griechischer Abkunft sei; und seine Schönheit machte es glaubhaft, denn schön war er, weiß der Teufel! fast zu schön für einen Soldaten. Wer weiß, ob man sich nicht mehr davor hütet, das Gesicht verschandelt zu kriegen, wenn es so schön ist? Man hat dann vor sich selber Hochachtung wie vor einem Kunstwerk. So sehr Kunstwerk er aber auch war, gieng er doch ins Feuer mit den anderen; aber wenn man das vom Major Ydow gesagt hatte, so war auch alles gesagt. Er that seine Pflicht, aber er that nie mehr als seine Pflicht.

Er hatte nicht, was der Kaiser »das heilige Feuer« nannte. Trotz seiner Schönheit, die ich ja voll zugestehe, fand ich sein Gesicht eigentlich zuwider unter den schönen Zügen. Seit ich in den Gallerien herumziehe, wohin Ihr anderen ja nie kommt, habe ich den Typus des Majors Ydow gefunden. Ich fand ihn sehr frappant in einer Antinousbüste — wisst Ihr! in jener, der der

Bildhauer aus Laune oder schlechtem Geschmack zwei Smaragden als Augensterne in die Marmoraugen einsetzte.

Statt weißem Marmor erhellten die meergrünen Augen des Majors einen Oliveteint von warmem Ton und einen tadellosen Gesichtswinkel; aber was in dem Schimmer dieser schwermüthigen Abendsterne wollüstig schlummerte, war nicht Endymion: ein Tiger schlummerte dort .... und eines Tages sah ich ihn erwachen! ....

Der Major Ydow war blond und brünett zugleich. Sein Kopfhaar lockte sich dicht und dunkel um die schmale Stirn mit den eingedrückten Schläfen, während sein langer und seidiger Schnurrbart vom fuchsigen, beinahe gelben Braun des Zobels war .... wie man sagt, ein Anzeichen von Verrath und Tücke, wenn Haar und Bart von verschiedener Farbe sind. Ein Verräther wäre der Major vielleicht späterhin geworden. Er hätte vielleicht, wie so viele andere, den Kaiser verrathen. Aber er sollte nicht Zeit dazu finden. Wie er zu den 8er Dragonern kam, war er bloß falsch, und nicht einmal so sehr, dass man es ihm nicht angemerkt hätte, wie es der alte Spitzbube Souwarow, der sich in diesen Dingen auskannte, verlangte ... War dies Aussehen der Ursprung seiner Unbeliebtheit unter den Kameraden? Jedenfalls wurde er in kürzester Zeit der bestgehasste Mann im Regiment. Sehr eingebildet auf sein schönes Gesicht, dem ich so manches hässliche Gesicht vorgezogen hätte, schien er im ganzen nichts anderes zu sein als

das, was die Soldaten in ihrer soldatischen Sprache einen Spiegel nennen, für . . . . . für das, was Du, Rançonnet, früher die Rosalba genannt hast. Der Major Ydow war fünfunddreißig Jahre alt. Ihr könnt Euch vorstellen, dass der Major bei dieser Schönheit, die allen Frauen, auch den stolzesten, gefällt — es ist das nun einmal ihre Schwäche — von den Weibern entsetzlich verwöhnt worden war, und geschmückt mit allen Lastern, die man von ihnen empfängt; er hatte aber auch, wie man behauptete, solche, welche man nicht von den Frauen empfängt und mit denen man sich nicht brüstet . . . . Wir waren zu jener Zeit gewiss nicht, was Du, Rançonnet, Kapuziner nennen würdest. Wir waren sogar recht große Lumpen, Spieler, liederliche Burschen, die den Weibern nachliefen, Händel suchten, sich leicht betranken und auf jede Weise Geld durchbrachten. Wir hatten kein Recht, streng zu sein. Nun denn! wie immer wir auch waren, er galt als noch viel ärger als wir. Es gab doch immer noch Dinge — nicht viele, aber doch immerhin eins oder das andere! — deren wir, so nichtsnutzig wir auch waren, nicht fähig gewesen wären. Aber er (so behauptete man) war alles imstande. Ich war nicht bei den 8er Dragonern; aber ich kannte alle Officiere beim Regiment. Sie sprachen grausam über ihn. Sie nannten ihn einen Streber von großer Unterwürfigkeit gegen die Vorgesetzten.

Sie verdächtigten seinen Charakter. Sie giengen sogar so weit, ihn der Spionage zu ver-

dächtigen, und er schlug sich sogar zweimal tapfer wegen dieser angedeuteten Beschuldigung; aber die Ansicht änderte sich nicht. Es blieb um diesen Mann stets ein unklarer Nebel, den er nicht zu zerstreuen vermochte. Ebenso wie er blond und schwarz zugleich war, was ziemlich selten ist, hatte er auch zugleich Glück im Spiel und bei den Weibern, was gleichfalls ziemlich selten vorkommt. Dieses Glück kam ihm übrigens theuer genug zu stehen.

Diese doppelten Erfolge und die Eifersucht, die seine Schönheit erweckte — denn was die Männer auch sagen, wie sie sich auch auf die Gleichgiltigen spielen und behaupten mögen, wenn von Schönheit die Rede ist: ein Mann sei immer noch schön genug, solang sein Pferd nicht vor ihm scheut, so sind sie doch untereinander ebenso kleinlich und schmählich eifersüchtig wie die Frauen! — all jene vereinten Vorzüge boten zweifellos die Erklärung für die Antipathie, deren Gegenstand er war; eine Antipathie, die aus Hass die Gestalt der Geringschätzung annahm, denn die Geringschätzung verletzt tiefer als der Hass, und der Hass weiß es wohl! . . . Wie oft habe ich nicht halblaut über ihn sagen hören, er sei »ein gefährliches Luder«, obwohl man gewiss nicht imstande gewesen wäre, es zu beweisen . . . Und thatsächlich, meine Herren, weiß ich noch heute, wo ich es Euch erzähle, nicht, ob der Major Ydow das war, was man ihm nachsagte . . . . Aber, Donnerwetter!« fügte Mesnilgrand nachdrücklich mit seltsamem Schaudern

hinzu, »was man ihm nicht nachsagte und was er eines Tages war, das weiß ich und das genügt mir!«

»Vermuthlich wird es uns auch genügen,« sagte Rançonnet munter, »aber was kann, zum Teufel! für ein Zusammenhang bestehen zwischen der Kirche, in die ich Dich an jenem Sonntag abends eintreten sah und dem verdammten Major von den 8er Dragonern, der alle Kirchen und Dome von Spanien und der ganzen Christenheit geplündert hätte, um für sein nichtsnutziges Weibsbild Schmuck aus dem Gold und den Steinen des Allerheiligsten zu machen?«

»Bleib doch im Glied, Rançonnet!« rief Mesnil, als hätte er eine Schwenkung seiner Escadron commandiert, »und sei still! Wirst Du denn ewig der alte Hitzkopf bleiben, immer und überall ungeduldig, wie vor dem Feind? Lass mich mit meiner Geschichte so manövrieren, wie ich's verstehe.«

»Na also, vorwärts, marsch!« sagte der hitzige Rittmeister, und stürzte, um sich zu beruhigen, ein Glas Picardan hinunter. Und Mesnilgrand fuhr fort:

»Vermuthlich hätte der Major Ydow, wenn er ohne jene Frau zum Regiment gekommen wäre, die man seine Frau nannte, obwohl sie nur seine Geliebte war und nicht seinen Namen führte, wenig Ansprache bei den Officieren der 8er Dragoner gefunden. Aber das Frauenzimmer, dem man alles zutraute, was es sein musste, um sich an einen derartigen Mann

zu hängen, verhinderte es, dass man den Major so isolierte, wie man es sonst gethan hätte. Ich habe das bei Regimentern erlebt. Ein Mann geräth in Verdacht oder in Misscredit; man hat mit ihm nur mehr den unerlässlichen dienstlichen Verkehr; man ist nicht mehr »kameradschaftlich«; man drückt ihm nicht mehr die Hand; selbst im Café, diesen Officiers-Karawansereien, in der warmen und vertraulichen Atmosphäre des Cafes, wo alle Frostigkeit schmilzt, bleibt man fern, höflich und gemessen, bis man aufhört, es zu sein und losplatzt, wenn der Moment zum Losplatzen gekommen ist. So wäre es voraussichtlich dem Major ergangen; aber ein Weib, das ist der Magnet des Teufels! Die, welche um seinetwillen nicht mit ihm verkehrt hätten, verkehrten mit ihm um ihretwillen.

Wer dem Major, wäre er unbeweibt gewesen, im Café gewiss kein Glas »schnick« angeboten hätte, bot es ihm nun mit dem Hintergedanken, dass dies ein Mittel sei, um bei ihm eingeladen zu werden und mit ihr zusammenzutreffen ... Es gibt eine Proportionsrechnung, die lange, bevor ein Philosoph sie zu Papier brachte, den Männern wie eine Ermuthigung des Teufels in die Seele geschrieben steht, die lautet: »es sei weiter von einer Frau bis zu ihrem ersten Liebhaber, als von ihrem ersten bis zu ihrem zehnten«, und das schien bei der Frau des Majors mehr zuzutreffen als bei jeder anderen.

Da sie sich ihm hingegeben, so konnte sie sich, meiner Treu! doch auch einem anderen

hingeben, und dieser andere konnte jedweder sein! Nach kurzer Zeit wusste man bei den 8er Dragonern, wie wenig Kühnheit in dieser Hoffnung lag. Von allen, welche eine feine Nase für die Frauen haben und ihr wahres Wesen wittern, trotz aller duftenden weißen Tugendschleier, mit denen sie sich umhüllen, wurde die Rosalba sofort als die Verderbteste aller Verderbten erkannt, eine Vollkommenheit in der Schlechtigkeit!

Und nicht wahr, Rançonnet, ich verleumde sie nicht? . . . Du hast sie vielleicht auch gehabt, und wenn Du sie gehabt hast, so wirst Du noch heute wissen, ob es jemals eine blendendere, eine bestrickendere Verkörperung aller Laster gab!

Wo hatte der Major sie aufgegabelt? . . . Wo kam sie her? Sie war so jung! Man traute sich anfangs gar nicht, sich die Frage vorzulegen; aber das Zögern dauerte nicht lange! Die Feuersbrunst, die sie entzündete — denn sie steckte nicht nur das 8er Dragonerregiment, sondern auch mein Husarenregiment in Brand und auch, Du wirst Dich daran erinnern, Rançonnet, den ganzen Generalstab unseres Armeecorps — die Feuersbrunst, die sie entzündete, nahm rasch merkwürdige Dimensionen an.

. . . Wir hatten schon viele Frauen gekannt, welche als die Geliebten von Officieren dem Regiment folgten, wenn die Officiere sich diesen Luxus gönnen konnten: die Oberste drückten ein Auge zu gegenüber diesem Missbrauch und gestatteten sich ihn manchmal selber.

Aber von Frauen von der Art dieser Rosalba hatten wir gar keinen Begriff. Wir waren ja an schöne Mädel gewöhnt, aber immer von derselben Sorte: schneidig, kühn, beinahe männlich, beinahe unverschämt; es waren fast immer leidenschaftliche Brünetten, die jungen Burschen glichen in den sehr pikanten, sehr lüsternen Uniformen, welche sie, einer Phantasie ihrer Liebhaber folgend, manchmal trugen . . . Wenn schon die ehelichen, rechtsgiltigen Officiersfrauen sich durch ein gewisses Etwas, das ihnen allen gemeinsam und eine Folge ihrer militärischen Umgebung ist, von anderen Frauen unterscheiden, so ist dies gewisse Etwas noch viel markanter bei den Geliebten der Officiere . . . Aber die Rosalba des Majors Ydow glich in keiner Weise den Abenteurerinnen der Truppe und den Regimentsdirnen, an die wir gewöhnt waren. Auf den ersten Anblick war sie ein hochgewachsenes blasses Mädchen — das aber nicht lange blass blieb, wie Ihr gleich hören werdet — mit einem Wald von blonden Haaren. Das war alles. Es war da nichts Verblüffendes. Ihre Haut war nicht weißer als die aller Frauen, denen frisches, gesundes Blut durch die Adern fließt. Ihr blondes Haar war nicht von jenem glitzernden Blond, das den metallischen Glanz des Goldes oder die weichen, schlummernden Reflexe des Bernsteins hat, wie ich es an einigen Schwedinnen gesehen. Sie hatte das classische Gesicht, das man ein Cameengesicht nennt, das aber in keiner Weise von jener Sorte von Gesichtern abwich, die auf

ein leidenschaftliches Gemüth so aufreizend wirken, in ihrer unveränderlichen Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit. Ob sie einem nun gefiel oder nicht, jedesfalls war sie im Ganzen genommen das, was man eine schöne Person nennt ... Aber die Liebestränke, die sie einflösste, kamen nicht aus ihrer Schönheit ...

Die hatten andere Quellen .... die flossen aus etwas, auf das Ihr nie verfallen würdet bei diesem Ungeheuer an Schamlosigkeit, das es wagte, sich Rosalba zu nennen, die es wagte, den unbefleckten Namen zu tragen, den man nur der Unschuld geben sollte, und die, nicht damit zufrieden, Rosalba, die Rosige und die Weiße, zu heißen, sich auch noch »La Pudica« nannte!«

»Virgil nannte sich ja auch »der Keusche«, und hat doch den »Corydon ardebat Alexim« geschrieben,« warf Reniant ein, der sein Latein nicht vergessen hatte.

»Und es war keine Ironie,« fuhr Mesnilgrand fort, »dieser Spitzname der Rosalba, den wir nicht erfunden hatten, sondern vom ersten Tag an auf ihrer Stirne lasen, wohin die Natur ihn mit allen Rosen der Schöpfung geschrieben hatte. Die Rosalba machte nicht nur einen für ein Mädchen ihrer Art überraschend keuschen Eindruck; sie war geradezu die Schamhaftigkeit selber. Wäre sie rein gewesen wie die himmlischen Jungfrauen, die vielleicht unter den Blicken der Engel erröthen — sie hätte nicht mehr die verkörperte Keuschheit sein können.

Wer hat nur gesagt — es muss wohl ein Engländer gewesen sein — die Welt sei das Werk des verrückt gewordenen Teufels? Zweifellos war es jener Teufel, der in einem Wahnsinnsanfall die Rosalba schuf, um sich das . . . teuflische Vergnügen zu machen, nacheinander die Wollust in die Keuschheit und die Keuschheit in die Wollust zu verrühren und so mit einer himmlischen Specerei das Ragout der höllischen Sinnesfreuden zu würzen, die ein Weib sterblichen Männern zu geben vermag. Die Schamhaftigkeit der Rosalba war nicht bloß eine Physiognomie, die übrigens das System Lavaters von oberst zu unterst gekehrt hätte; nein, bei ihr war die Schamhaftigkeit nicht ein äußerer Aufputz; sie war sowohl innerlich als äußerlich bei dieser Frau, und sie erschauerte und erbebte in ihr nicht minder als das Blut in den Adern. Es war auch keine Heuchelei. Rosalbas Lasterhaftigkeit bereitete der Tugend diese Huldigung so wenig als irgend eine andere. Es war eine thatsächliche Wahrheit. Die Rosalba war keusch wie sie wollüstig war und das Merkwürdigste daran war, dass sie es gleichzeitig war. Wenn sie die . . . gewagtesten Dinge sagte oder that, hatte sie dabei eine reizende Art zu sagen: »ich schäme mich!«, die mir noch im Ohr liegt. Unerhörte Erfahrung! Man stand mit ihr immer am Anfang, selbst nach der Lösung. Sie wäre aus einer Bacchantenorgie hervorgegangen, wie eine Unschuld aus ihrem ersten Sündenfall. Noch in der besiegten, ganz hingegebenen, zu Tod er-

schöpften Frau fand man die verschämte Jungfrau wieder, mit dem ewig neuen Zauber ihrer holden Verwirrung und dem rosigen Abglanz ihres Erröthens . . . ich werde nie imstande sein, Euch zu schildern, wie dieser Gegensatz einen vernarrt in sie machte; die Sprache ist zu schwach, um das auszudrücken!«

Er hielt ein. Er versank in Sinnen, und auch die anderen versanken in Sinnen darüber. Wird man es wohl glauben? Seine Worte hatten diese Soldaten, die jede Art von Feuer kennen gelernt, jene ausgelassenen, sittenlosen Priester und Ärzte, jene Besudler und Verächter des Lebens in Träumer verwandelt. Selbst der heftige Rançonnet sprach kein Wort. Er erinnerte sich.

»Ihr könnt Euch denken,« nahm Mesnilgrand seine Erzählung wieder auf, »dass diese merkwürdige Erscheinung erst späterhin bekannt wurde.

Anfangs, wie sie zu den 8er Dragonern kam, sah man in ihr nichts als ein sehr hübsches, junges Mädchen, anmuthig trotz ihrer regelmäßigen Schönheit von der Art der Prinzessin Pauline Borghese, der Schwester des Kaisers, der sie übrigens ähnlich sah. Auch die Prinzessin Pauline hatte jenen Ausdruck idealer Reinheit, und Ihr wisst, woran sie gestorben ist . . . Aber Pauline hatte in ihrem ganzen Wesen nicht einen Tropfen Keuschheit, um das kleinste Fleckchen ihres reizenden Körpers damit rosig zu färben, während dagegen Rosalba genug davon in den Adern hatte, um jede Stelle des ihren scharlach-

roth zu färben. Sie hätte nie das naive und verwunderte Wort der Prinzessin Borghese ausgesprochen, die, als man sie fragte, wie sie es nur fertig gebracht hatte, nackt vor Canova Modell zu stehen, antwortete: »Aber das Atelier war ja warm! Es war ein Ofen darin!« Hätte man dieselbe Frage an sie gerichtet, dann wäre sie geflüchtet und hätte ihr himmlisch purpurnes Gesicht mit ihren himmlisch rosigen Händen bedeckt.

Nur kann man sich darauf verlassen, dass sie im Davonlaufen rückwärts im Kleid eine Falte gehabt hätte, in der alle Versuchungen der Hölle gesessen wären!

So war sie, diese Rosalba, deren jungfräuliches Antlitz uns alle anführte, wie sie zum Regiment kam! Hätte der Major Ydow sie uns als seine legitime Frau oder selbst als seine Tochter vorgestellt, wir hätten es ruhig geglaubt. Obwohl ihre klarblauen Augen herrlich waren, schienen sie nie schöner, als wenn sie sie gesenkt hielt.

Der Ausdruck der Lider besiegte noch den Ausdruck der Augen. Für Leute wie wir, die sich im Feldlager und mit allerhand Weibern — und was für Weibern! — herumgetrieben hatten, war es eine neue innerliche Erfahrung, dieses Wesen, dem man, nach einer volksthümlichen, aber kräftigen Bezeichnung, »den Leib Christi ohne Beichte gegeben hätte«. »Welch ein verteufelt schönes Mädel!« flüsterten die alten, gewiegten Kenner einander ins Ohr; »aber welche Zierpuppe! Wie stellt sie es nur an, um den

Major glücklich zu machen?« .... Er wusste es, aber er erzählte es nicht .... Er trank sein Glück in der Stille, wie die echten Säufer, die am liebsten einsam trinken. Er berichtete niemandem von seinem verborgenen Glück, das ihn treu und, zum erstenmal in seinem Leben, auch discret machte, ihn, den Lauzun der Garnison, den großmäuligsten, prahlerischesten Gecken, den man in Neapel, wie die Officiere, die ihn dort gekannt hatten, erzählten, den »Tambourmajor der Verführung« nannte! Hätte seine Schönheit, auf die er so eingebildet war, ihm auch alle Mädchen von Spanien zu Füßen gelegt, er hätte nicht eins davon aufgehoben. Zu jener Zeit befanden wir uns an der Grenze zwischen Spanien und Portugal, hinter den Engländern her, und wir besetzten auf unseren Märschen die dem König Joseph am wenigsten feindselig gesinnten Städte. Der Major Ydow und Rosalba lebten dort zusammen, wie sie es in Friedenszeiten in irgend einer Garnisonsstadt gethan hätten.

Ihr erinnert Euch wohl, mit welcher Versessenheit der spanische Krieg geführt wurde, jener wüthende und langsame Krieg, der keinem anderen glich, denn wir schlugen uns dort nicht bloß dafür, um das Land zu erobern, sondern um eine neue Dynastie und eine neue Organisation in einem Lande einzuführen, das man erst erobern musste.

Keiner von Euch wird vergessen haben, dass es zwischen diesen erbitterten Kämpfen Pausen gab, und dass wir uns während der Pausen

zwischen den blutigsten Schlachten, im Herzen dieses belagerten Landes, von dem ein Theil uns gehörte, damit unterhielten, den am meisten »afrancesadas« unter den Spanierinnen der besetzten Städte Feste zu geben. Bei jenen Festen war es, wo die Frau des Majors Ydow, die, wie man sagte, schon die Aufmerksamkeit erregt hatte, in den Zustand der Berühmtheit übergieng.

Und thatsächlich begann sie zu leuchten zwischen jenen brünetten Spanierinnen wie ein Brillant in einer Schmelzcocarde. Dort war es, wo sie anfieng, auf die Männer jene heftige Wirkung zu üben, die zweifellos eine Folge der teuflischen Zusammensetzung ihres Wesens war, die aus ihr das leidenschaftlichste Freudenmädchen mit dem Antlitz der göttlichsten raphaelischen Madonna machte.

Dort entzündeten sich die Leidenschaften und giengen ihren Weg und brannten ihr Feuer in der Stille.

Nach einiger Zeit waren alle entflammt; selbst die Alten, selbst Generäle, die alt genug gewesen wären, um vernünftig zu sein, alle waren entflammt für die »Pudica«, wie man pikant fand sie zu nennen.

Überall und rings um sie machten sich Ansprüche geltend; dann kam es zum Kokettieren, dann gab es Duelle, kurz den ganzen Aufruhr eines Frauenlebens, das plötzlich zum Mittelpunkt der leidenschaftlichsten Huldigungen geworden war inmitten eines Kreises zügelloser Männer, die beständig den Säbel in der Faust hatten,

Sie war der Sultan dieser gefährlichen Odalisken und sie warf das Sacktuch dem zu, der ihr gefiel und es gefielen ihr viele. Was den Major Ydow betraf, so ließ er die Leute reden und ließ alles geschehen . . .

War er zu eingebildet, um eifersüchtig zu sein, oder schmeichelte es ihm, der sich verhasst und verachtet wusste, seine Feinde unter dem Bann der Frau zu sehen, deren Herr und Meister er war? . . . Es ist unmöglich, dass er es nicht bemerkt haben sollte. Ich sah manchmal sein smaragdgrünes Auge karfunkelroth werden, wenn es sich auf den unter uns richtete, den man gerade verdächtigte, der Geliebte seiner Gefährtin zu sein, aber er hielt an sich . . . Und da man von ihm immer das Gemeinste dachte, so gab man seiner Gleichgiltigkeit oder seiner absichtlichen Blindheit die erniedrigendste Auslegung. Man dachte, seine Frau sei für ihn weniger ein Piédestal für seine Eitelkeit, als eine Leiter für seinen Ehrgeiz. Solche Sachen wurden gesagt, wie solche Sachen eben gesagt werden, und er hörte sie nicht. Ich, der ich Grund hatte, ihn zu beobachten, und der ich den Hass und die Verachtung, die man ihm entgegenbrachte, ungerechtfertigt fand, ich fragte mich oft, ob mehr Kraft als Schwäche oder mehr Schwäche als Kraft in der dumpfen, unerschütterlichen Haltung des Mannes lag, der von seiner Geliebten täglich verrathen wurde und der nichts von den Bissen seiner Eifersucht merken ließ. Bei Gott! meine Herren, jeder von uns hat Männer ge-

kannt, die in eine Frau vernarrt genug waren, um an sie zu glauben, wenn auch alle sie anklagten, und die, statt sich zu rächen, wenn die unumstößlichste Gewissheit einer Untreue ihnen in die Seele drang, sich lieber in ihr feiges Glück versenkten und sich die Schande wie eine Decke über den Kopf zogen!

Gehörte der Major Ydow zu jenen? Vielleicht! Aber jedenfalls war die Pudica wohl imstande, ihm diese erniedrigende blinde Vergötterung eingeflößt zu haben. Die alte Circe, welche die Männer in Thiere verwandelte, war nichts im Vergleich zur Pudica, jener vorher, während dessen und nachher jungfräulichen Messalina.

Bei der Leidenschaft, die in ihrem Innersten brannte und mit der sie all jene Officiere umarmte, die in Liebesangelegenheiten nicht sehr heikel waren, war sie gar bald compromittiert, aber sie compromittierte sich nicht. Man muss diese feine Unterscheidung richtig verstehen. Sie gab sich durch ihr Benehmen nicht offen preis. Wenn sie einen Geliebten hatte, so war das ein Geheimnis zwischen ihr und ihrem Schlafzimmer. Äußerlich hatte der Major nicht das kleinste Endchen eines Anhaltspunktes, um ihr eine Scene zu machen. Sollte sie ihn am Ende gar geliebt haben? . . . Sie wohnte mit ihm zusammen und hätte sich, wenn sie gewollt hätte, leicht an das Schicksal eines anderen ketten können. Ich kannte einen Marschall der kaiserlichen Armee, der so vernarrt in sie war, dass er ihr aus seinem Marschallsstab einen Griff für ihren Sonnenschirm

schnitzte. Aber hier war derselbe Fall wie bei den Männern, von denen ich Euch früher sprach. Es gibt Frauen, welche lieben . . . nicht gerade ihren Geliebten, meine ich, obwohl es auch ihr Geliebter ist. Die Karpfen sehnen sich nach ihrem Schlamm zurück, sagte Mme. de Maintenon. Die Rosalba wollte sich nicht danach zurücksehnen; sie blieb drinnen und ich folgte ihr in denselben.«

»Du zerhaust die Übergänge mit Deinem Säbel!« rief Mautravers.

»Donnerwetter!« fuhr Mesnilgrand fort, »was sollte ich denn schonen? Ihr kennt ja alle das Lied, das man im XVIII. Jahrhundert sang:

Quand Boufflers parut à la cour
On crut voir la reine d'amour,
Chacun s'empressait à lui plaire
Et Chacun l'avait . . . à son tour.

»So kam denn auch an mich die Reihe. Ich hatte schon Weiber besessen und haufenweise! Aber dass es auch nur eine einzige wie die Rosalba gab, ahnte ich nicht. Der Schlamm war ein Paradies. Ich werde ihn Euch nicht nach Art der Romanschreiber eingehend beschreiben. Ich war ein Mann der That, brutal im Verkehr mit den Weibern wie der Graf Almaviva und ich empfand für Rosalba keine Liebe im höheren, romantischen Sinn, den wir diesem Wort gewöhnlich geben, ich vor allen anderen . . . Weder die Seele noch der Geist, noch die Eitelkeit spielten irgend eine Rolle in der Glückseligkeit, die sie mir gab; aber diese Glückseligkeit hatte

durchaus nichts von der Oberflächlichkeit einer verliebten Laune. Ich hatte nicht geglaubt, dass die Sinnlichkeit tief sein könne. Es war die tiefste der Sinnlichkeiten. Stellt Euch einen jener schönen Pfirsiche mit rothem Fleisch vor, in die man mit den Zähnen einhaut, oder stellt Euch lieber gar nichts vor . . .

Es gibt kein Bild, um Euch den Genuss zu schildern, den jener menschliche Pfirsich gewährte, der unter dem flüchtigsten Blick erröthete, als hätte man ihn gebissen. Stellt Euch vor, was es war, wenn man statt des Blickes die Lippen oder den Zahn der Leidenschaft in jenes erschauernde, blutreiche Fleisch grub. Ah! der Körper dieser Frau war ihre einzige Seele! Und mit jenem Körper bereitete sie mir eines Abends ein Fest, das Euch einen besseren Begriff von ihr geben wird als alles, was ich hinzufügen könnte. Ja! Hatte sie nicht eines Abends die Schamlosigkeit und die Kühnheit, mich zu empfangen, lediglich angethan mit einem Gewand aus durchsichtigem indischem Mousseline, einem Hauch, einer Wolke, durch welche man ihren Körper schimmern sah, dessen einzige Reinheit in seinen Linien lag und der von der doppelten Röthe der Scham und der Wollust übergossen war! . . . Der Teufel soll mich holen, wenn sie unter dieser weißen verhüllenden Wolke nicht einer lebendigen Statue aus rosa Korallen glich! Deswegen habe ich auch seit damals nach der weißen Haut der anderen Frauen so viel wie nach dem da gefragt!«

Und Mesnilgrand sandte mit einem Nasen-

stüber eine Orangenschale zum Plafond empor, über den Kopf des Volkstribunen Le Carpentier hinweg, der den des Königs zum Fall gebracht hatte.

»Unser Verhältnis dauerte einige Zeit,« fuhr er fort, »aber glaubt nicht, dass ich mich gegen sie abstumpfte. Man stumpfte sich nicht gegen sie ab. In das — wie die Philosophen in ihrem abscheulichen Kauderwelsch sagen — »endliche« Gefühl wusste sie das »Unendliche« zu bringen! Nein, wenn ich sie aufgab, so war es aus moralischem Widerwillen, aus Selbstachtung für mich, aus Geringschätzung für sie, die auf dem Höhepunkt der tollsten Zärtlichkeiten nicht gelten ließ, dass sie mich liebe . . . Wenn ich sie fragte: »Hast Du mich lieb?«, jenes Wort, das sich nicht unterdrücken lässt trotz aller Beweise, die man dafür empfangen mag, dass man geliebt wird, dann antwortete sie »Nein!« oder schüttelte den Kopf in räthselhafter Weise. Sie hüllte sich in ihre Scham und ihre Keuschheit und blieb, mitten in allem Aufruhr der Sinne so undurchdringlich darin verborgen, wie die Sphinx. Nur war die Sphinx kalt und sie war es nicht . . . Nun, jene Undurchdringlichkeit, die mich reizte und verdross und die Gewissheit, dass sie sich Launen à la Katharina II. gewährte, waren die doppelte Ursache, die mir die Kraft zu dem heftigen Ruck am Zügel lieh, durch den ich mich endlich aus den allmächtigen Armen dieser Frau, der Tränke aller Gelüste, befreite.

Ich verließ sie, oder besser gesagt, ich kehrte

nicht mehr zu ihr zurück. Aber ich blieb bei der Überzeugung, dass es keine zweite Frau dieser Art geben konnte; und dieser Gedanke machte mich seit damals sehr kühl und gleichgiltig gegen alle Frauen. Sie machte mich erst zu einem vollkommenen Officier! Nach ihr dachte ich nur mehr an meinen Dienst. Sie hatte mich in den Styx getaucht.«

»Und Du bist ein ganzer Achilles geworden!« sagte voll Stolz der alte Herr von Mesnilgrand.

»Ich weiß nicht, was ich geworden bin,« fieng Mesnilgrand wieder an, »ich weiß nur, dass kurz nachdem wir mit einander gebrochen hatten, der Major Ydow, der mit mir wie mit allen Officieren der Division verkehrte, uns eines Tages im Café mittheilte, dass seine Frau guter Hoffnung sei und er bald Vaterfreuden erleben würde. Bei dieser unerwarteten Nachricht blickten die einen einander an, die anderen lächelten; aber er bemerkte es nicht, oder that, als bemerke er es nicht, entschlossen wie er war nichts zu beachten, was nicht eine directe Beleidigung war. Als er gegangen war, flüsterte mir einer meiner Kameraden ins Ohr! »Ist das Kind von Dir, Mesnil?« und in meinem Herzen flüsterte eine leise und noch deutlichere Stimme als die seine mir dieselbe Frage zu.

Ich getraute mich nicht, mir darauf zu antworten.

Sie, die Rosalba, hatte mir in unseren vertrautesten Stunden des Beisammenseins nie ein Wort von diesem Kind gesagt, das von mir,

oder vom Major, oder selbst von einem anderen sein konnte . . .«

»Das Kind des Regiments!« rief Mautravers dazwischen, als hätte er mit seinem Reitersäbel einen Stich versetzt.

»Nie,« fuhr Mesnilgrand fort, »hatte sie die geringste Anspielung auf ihren Zustand gemacht; aber war das zum verwundern? Ich sagte Euch ja, die Pudica war eine Sphinx, eine Sphinx, die das Vergnügen im Stillen verschlang und ihr Geheimnis bewahrte. Nichts von ihrer Empfindung drang durch die physischen Schleusen dieser Frau, die nur dem Genuss zugänglich war . . . und bei der die Schamhaftigkeit sicherlich der erste Schrecken, der erste Schauer, die erste Stufe des Genusses war! Es machte mir einen sonderbaren Eindruck, sie schwanger zu wissen. Gestehen wir es nur zu, meine Herren, nun, wo wir aus dem thierischen Zustande der Sinnesfreuden heraus sind: das Ärgste an dem getheilten Besitz in der Liebe — diesem Soldatenfutter! — ist nicht nur das Unsaubere des Theilens, es ist noch mehr die Irreführung des väterlichen Gefühles, ist jene entsetzliche Ungewissheit, die einen verhindert, die Stimme der Natur zu vernehmen und sie in einem Zweifel erstickt, aus dem man unmöglich herausfinden kann. Man fragt sich: Ist dieses Kind etwa von mir? . . . Und die Ungewissheit verfolgt einen wie die gerechte Strafe für die Theilung, die unwürdige Theilung, zu der man sich so kläglich herbeigelassen hat! Wenn man ein Herz hat und lange

darüber nachdächte, müsste man verrückt werden; aber der Strom des Lebens, des mächtigen und leichtsinnigen Lebens, erfasst einen wieder und trägt einen mit fort, wie den Kork einer zerbrochenen Angelruthe. Nachdem der Major Ydow uns allen diese Mittheilung gemacht hatte, legte sich der kleine väterliche Schauer, den ich in meinem Inneren zu fühlen vermeinte. Nichts rührte sich mehr .... Freilich hatte ich ein paar Tage darauf an ganz anderes zu denken, als an das Kind von der Pudica. Wir schlugen uns bei Talaverna wo der Major Titan von den 9er Husaren bei der ersten Charge fiel und ich gezwungen war, die Führung der Escadron zu übernehmen.

Das wilde Gemetzel bei Talaverna trieb die Feindseligkeiten zum äußersten. Wir waren häufiger auf dem Marsch, enger umzingelt und beständig auf der Hut vor dem Feind, und so war zwischen uns naturgemäß weniger von der Pudica die Rede. Sie folgte dem Regiment auf einem Bagagewagen und dort, sagte man, gab sie auch einem Kinde das Leben, das der Major Ydow, der an seine Vaterschaft glaubte, so zärtlich liebte, als wäre es wirklich sein Kind gewesen. Wenigstens zeigte er, als das Kind starb, denn es starb wenige Monate nach seiner Geburt, den heftigsten Schmerz, einen wahnsinnigen Schmerz und man lachte beim Regiment nicht darüber. Zum erstenmal schwieg die Antipathie, deren Gegenstand er war. Man bedauerte ihn weit mehr als die Mutter, die, wenn sie ihr Kind auch betrauerte, doch nicht aufhörte die Rosalba

zu sein, die wir alle kannten, jene sonderbare, vom Teufel mit Scham übergossene Dirne, die sich trotz ihrer Liederlichkeit die ans Wunderbare grenzende Fähigkeit bewahrt hatte, hundertmal im Tage bis zur Wirbelsäule zu erröthen. Ihre Schönheit nahm nicht ab. Sie trotzte allen Angriffen; und doch hätte das Leben, das sie führte, bald das aus ihr machen müssen, was wir Reiter »eine alte Schabracke« nennen, wäre dies ausgelassene Leben von längerer Dauer gewesen.«

»So war es also nicht von Dauer? So weißt Du also, was aus diesem Hund von einem Frauenzimmer geworden ist?« fragte Rançonnet in athemloser Spannung und für einen Augenblick den Kirchenbesuch vergessend, der ihn so in Bann hielt.

»Ja,« sagte Mesnilgrand mit großem Nachdruck, als berühre er nun den tiefsten Punkt seiner Geschichte. »Du hast wie alle Welt geglaubt, dass sie mit Ydow untergegangen sei in dem Wirbel des Krieges und der Ereignisse, die uns umbrausten und zum größten Theil versprengten und verschwinden ließen. Aber ich werde Dir heute das Schicksal dieser Rosalba enthüllen.«

Der Rittmeister Rançonnet stützte die Ellbogen auf den Tisch und umfasste beim Zuhören mit seiner großen Hand den Stiel seines Glases so fest, als wäre es der Griff eines Säbels.

»Der Krieg nahm kein Ende,« fuhr Mesnilgrand fort. »Diese Spanier, mit ihrem ausdauern-

den Grimm, die fünfhundert Jahre dran wendeten, die Mauren zu vertreiben, hätten zur Noth eben so viel Jahre dran gewendet, uns zu vertreiben. Wir konnten in dem Land nur unter der Bedingung vorrücken, dass wir jeden Schritt, den wir machten, bewachten. Die eroberten Ortschaften wurden sofort von uns befestigt und als Wall gegen den Feind benützt. Der kleine Marktflecken Alcudia, den wir einnahmen, war lange Zeit hindurch unsere Garnison. Ein großes Kloster wurde dort in eine Kaserne verwandelt; aber der Generalstab vertheilte sich in den Häusern des Ortes und der Major Ydow erhielt das des Dorfrichters. Da nun dies Haus eines der geräumigsten war, so empfieng der Major Ydow dort manchmal das Officierscorps, denn wir verkehrten nur mehr untereinander.

Wir hatten mit den »Afrancesados« gebrochen, denn wir misstrauten ihnen, so sehr nahm der Franzosenhass überhand! Bei jenen Empfängen, die oft von den Flintenschüssen der Feinde gegen unsere Vorposten unterbrochen wurden, machte die Rosalba uns die Honneurs bei einem Glase Punsch, mit jener unvergleichlich keuschen Miene, die mir immer ein gelungener Witz des Teufels schien. Sie wählte sich dabei ihre Opfer; aber ich sah mir meine Nachfolger nicht an. Ich hatte meine Seele von diesem Verhältnis losgelöst und schleppte im Übrigen nicht, wie irgend jemand gesagt hat, die zerrissene Kette einer getäuschten Hoffnung hinter mir her. Ich empfand weder Groll noch Eifersucht oder nach-

trägerische verletzte Eitelkeit. Ich beobachtete mit dem Interesse des Zuschauers das Leben und Treiben dieser Frau, welche das ausschweifendste Laster unter dem reizendsten Anschein der Tugend verbarg. So besuchte ich denn ihr Haus und in Gegenwart anderer sprach sie zu mir mit der fast schüchternen Einfalt eines jungen Mädchens, das man zufällig am Brunnen oder im Wald getroffen hätte. Der Taumel, der Sinnenrausch, die rasende Leidenschaft, die sie in mir entzündet hatte, all jene entsetzlichen Dinge hatten aufgehört zu sein. Ich hielt sie für erloschen, zerstoben, unmöglich! Nur als ich jenen rosigen Schimmer, der ihr bei jedem Wort, bei jedem Blick die Stirne überzog, unvergänglich wiederfand, hatte ich die Empfindung eines Mannes, der in seinem geleerten Glas den letzten Tropfen rosa Champagners funkeln sieht und sich versucht fühlt, mit diesem letzten Rubintropfen die Nagelprobe zu machen.

Ich sagte es ihr eines Abends. An jenem Abend war ich allein mit ihr.

Ich hatte das Café zeitig verlassen und das Officierscorps bei lebhaften Karten- und Billardpartien zurückgelassen. Es war Abend, aber ein spanischer Abend, an dem die afrikanische Sonne sich nur mühsam vom Himmel losriss. Ich fand sie kaum bekleidet, mit bloßen Schultern, von der tropischen Sonne in Glut getaucht, mit nackten Armen, jenen schönen Armen, in die ich so oft gebissen hatte und die in Augenblicken höchster Verzückung, die ich so oft hervorge-

rufen, wie die Maler sagen, den »Ton« des Fleisches der Erdbeeren annahmen. Ihre von der Hitze schwer gewordenen Haare fielen wuchtig auf ihren goldigen Nacken nieder, und sie war in diesem aufgelösten, halbnackten, schmachtenden Zustand so schön, dass sie den Teufel hätte verführen und die Eva an ihm rächen können! Halb über ein Schreibpult gelehnt, schrieb sie . . . Nun, wenn die Pudica schrieb, so war es — darüber gab es keinen Zweifel — an einen Geliebten wegen eines Rendez-vous, einer neuen Untreue am Major Ydow, der sie alle stumm hinunterwürgte, wie sie die Freuden hinunterwürgte. Als ich eintrat, war ihr Brief gerade geschrieben, und sie ließ, um ihn zu siegeln, an der Flamme einer Kerze blaues, silbergesprenkeltes Siegellack schmelzen, das ich noch vor mir sehe; und Ihr werdet gleich hören, warum die Erinnerung an dieses blaue, silbergesprenkelte Siegellack in mir so deutlich geblieben ist.

»Wo ist der Major?« fragte sie mich, schon verwirrt, als sie mich eintreten sah — aber sie war immer verwirrt, diese Frau, die der Eitelkeit und den Sinnen der Männer die schmeichelhafte Illusion gewährte, dass ihre Gegenwart sie aufrege.

»Er spielt rasend heute Abend,« antwortete ich lachend und blickte lüstern auf die rosige Flocke, die ihr auf die Stirn geflogen war, »und ich, ich hab' heute Abend eine andere Raserei.«

Sie verstand mich. Nichts überraschte sie. Sie war gewöhnt an die Gelüste, die sie bei den

Männern erweckte, welche sie aus allen Windrichtungen an sich heranzuziehen wusste.

»Ach! was!« sagte sie langsam, obwohl der rosige Schimmer, den ich von ihrem göttlichen, niederträchtigen Gesicht trinken wollte, sich bei meinem Ansinnen dunkel färbte. »Ach! was! Ihre Rasereien sind vorüber.« Und sie drückte das Siegel auf das siedende Siegelwachs ihres Briefes, welches erlosch und erstarrte.

»Sehen Sie,« sagte sie in unverschämt herausfordernder Weise, »das ist Ihr Bild! Vor einem Augenblick war es siedend und nun ist es kalt.«

Und während sie das sagte, wandte sie den Brief um, um die Adresse zu schreiben.

Muss ich es bis zum Überdruss wiederholen? Ich war gewiss nicht eifersüchtig auf diese Frau! Aber wir sind alle gleich. Ich wollte trotzdem wissen, an wen sie schrieb, und deshalb, da ich mich noch nicht gesetzt hatte, beugte ich mich über ihren Kopf; aber mein Blick wurde gefangen genommen von der Spalte zwischen den Schultern, jener berauschenden, flaumigen Spalte, durch die ich so viele Küsse hatte hinabrieseln lassen, und meiner Treu! magnetisch angezogen von diesem Anblick, ließ ich noch einen weiteren Kuss in dieses Liebesrinnsal hinabfallen, und wie sie das fühlte, unterbrach sie sich im Schreiben . . . Sie erhob das Gesicht von dem Tischchen, an dem sie saß, als wäre man ihr mit einer glühenden Nadel in die Rippen gefahren und sank, den Kopf nach rückwärts gebeugt, an die Lehne des Fauteuils; sie sah mich

an mit jenem Gemisch von Verlangen und Verwirrung, das ihren Zauber ausmachte, die Augen nach oben und mir zugewendet, der ich hinter ihr stand und auf ihre feuchten, halbgeöffneten rosigen Lippen das niederfallen ließ, was ich ihr zuvor in die Rückenspalte geworfen.

Diese Sensitive hatte die Nerven eines Tigers. Sie machte plötzlich einen Satz. »Der Major kommt die Stiege herauf,« sagte sie mir. »Er wird verloren haben; er ist eifersüchtig, wenn er verloren hat. Er wird mir eine schreckliche Scene machen. Ich bitte Sie! gehen Sie da hinein . . . ich werde ihn dazu bringen, fortzugehen.« Und im Sprechen stand sie auf, öffnete einen großen Wandschrank, in dem sie ihre Kleider aufbewahrte, und drängte mich hinein.

Ich glaube, es gibt sehr wenige Männer, die nicht einmal in ihrem Leben in einen Wandschrank gesteckt wurden, beim Eintreten des Gatten oder des rechtmäßigen Eigenthümers« . . .

»Du hast noch Glück gehabt mit Deinem Wandschrank!« sagte Sélune; »ich hab einmal in einen Kohlensack kriechen müssen! Das war natürlich vor meiner verdammten Verwundung. Ich war damals bei den weißen Husaren. Stellt Euch vor, wie ich ausgeschaut hab, wie ich aus meinem Kohlensack hervorgekommen bin!«

»Ja,« sagte Mesnilgrand bitter, »das ist auch einer der Nebengenüsse des Ehebruches und des getheilten Besitzes! In solchen Augenblicken sind die Schneidigsten nicht stolz, und aus Großmuth gegen eine zitternde Frau werden sie ebenso

feig wie sie und begehen die Feigheit, sich zu verstecken! Mir wird noch heute nicht gut, wenn ich mich daran erinnere, wie ich in voller Uniform, den Säbel an der Seite, in den Wandschrank gestiegen bin, und noch dazu — als Höhepunkt der Lächerlichkeit! — für eine Frau, die keine Ehre zu verlieren hatte und die ich nicht liebte!

Aber ich fand keine Zeit, über das Beschämende meiner Lage nachzudenken, dass ich wie ein Schulbub in einen Wandschrank gesperrt war, und der Duft ihrer Kleider, die sich an meinem Gesicht rieben, berauschte mich völlig. Nur entriss das, was ich hörte, mich bald meiner wollüstigen Empfindung. Der Major war eingetreten. Sie hatte richtig errathen, er war in einer Laune, um alles in Fransen zu reißen, und hatte, wie gesagt, einen jener Eifersuchtsanfälle, die um so heftiger waren, weil er sie vor uns allen verbarg. Zum Verdacht und zum Zorn geneigt, wie er war, wandte sein Blick sich vermuthlich dem Brief zu, der auf dem Tisch liegen geblieben war und an dessen Adressierung meine beiden Küsse die Pudica verhindert hatten.

»Was ist das für ein Brief?« . . . fragte er mit rauher Stimme.

»Das ist ein Brief nach Italien,« sagte ruhig die Pudica.

Er saß ihr nicht auf.

»Das ist nicht wahr?« sagte er grob, denn man brauchte bei diesem Menschen den Lauzun

nicht lang zu kratzen, damit der ordinäre Kerl zum Vorschein kam; und ich erkannte an diesem einzigen Wort den Ton, der zwischen diesen beiden Leuten im häuslichen Leben herrschte, bei denen es allerhand Scenen gab, von denen ich soeben ein Muster kennen lernen sollte. Ich lernte es wirklich kennen, in meinem Wandschrank! Ich sah sie nicht, aber ich hörte sie; und hören war für mich so viel wie sehen.

Ihre Gesten lagen in ihren Worten, im Klang ihrer Stimmen, die in kürzester Zeit zu den höchsten Tönen der Wuth anschwollen. Der Major bestand darauf, dass man ihm den unadressierten Brief zeige, und die Pudica, die ihn ergriffen hatte, weigerte sich hartnäckig, ihn herzugeben. Nun wollte er ihr ihn mit Gewalt entreißen. Ich hörte am Stampfen und Rascheln, dass sie miteinander rangen, aber Ihr könnt Euch denken, dass der Major stärker war als seine Frau. Er entwand ihr den Brief und las ihn. Es war ein Stelldichein, das sie einem Manne gab, und der Brief besagte, dass dieser Mann schon beglückt worden war und dass man ihm noch ferneres Glück versprach . . . Aber der Namen des Mannes war nicht genannt. Krankhaft neugierig, wie alle Eifersüchtigen, suchte der Major umsonst nach dem Namen des Mannes, mit dem man ihn betrog . . . Und die Pudica war gerächt für den Raub des Briefes, den man ihrer misshandelten und vielleicht blutenden Hand entrissen, denn sie hatte während des Ringens geschrien: »Du Elender! Du zerreißt mir ja die Hand!« Rasend

darüber, nichts zu erfahren, genarrt, verhöhnt durch diesen Brief, der ihm nichts weiter verrieth, als dass sie einen Liebhaber hatte — noch einen Liebhaber mehr — gerieth der Major Ydow in einen jener Wuthanfälle, die den Charakter eines Mannes entwürdigen, und überhäufte die Pudica mit gemeinen Schimpfworten, mit den Schimpfworten eines Fuhrmannes. Ich glaubte, er würde sie mit Schlägen tractieren. Die Schläge kamen auch, aber etwas später. Er warf ihr vor — und in welchen Ausdrücken! — sie sei . . . alles, was sie war. Er war brutal, niederträchtig, empörend; und sie entgegnete auf diese Wuthausbrüche als echtes Frauenzimmer, das nichts mehr zu schonen hat, das den Mann, dem sie sich verbunden, bis in die Knochen hinein kennt und es weiß, dass auf dem Grund dieses Schweinestalls, eines gemeinsamen Haushaltes der ewige Krieg schlummert. Sie war weniger gemein als er in seiner Wuth, aber entsetzlicher, grausamer, verletzender in ihrer Kälte. Sie war unverschämt, höhnisch, sie lachte mit dem hysterischen Lachen des Hasses in seinem höchsten Paroxysmus und begegnete jenem Strom von Beschimpfungen, die der Major ihr ins Gesicht spie, mit jenen Worten, die die Frauen zu finden wissen, wenn sie uns zur Raserei treiben wollen, und die in unseren heftigen Aufruhr und unsere Wuth hineinplatzen, wie Brandgranaten in ein Pulverfass. Von allen kalten und schmähenden Worten, die sie zuschliff, beschoss sie ihn am meisten damit, dass sie ihn nicht liebe, — dass sie ihn nie geliebt

habe: »Nie! nie! nie!« wiederholte sie heftig und frohlockend, als tanze sie ihm auf dem Herzen herum. Nun war der Gedanke, dass sie ihn nie geliebt habe, das Grausamste, das Aufreizendste für diesen eingebildeten Gecken, dessen Schönheit Verheerungen angerichtet hatte und hinter dessen Liebe für sie noch seine Eitelkeit steckte! Deshalb kam auch ein Moment, wo er nicht länger stand hielt unter den Pfeilschüssen dieses Wortes, das sie unbarmherzig wiederholte, an das er nicht glauben wollte und das er immer wieder zurückwies. »Und unser Kind?« warf er ein, der Narr, als sei das ein Beweis und als wollte er eine Erinnerung heraufbeschwören.

»Ah! unser Kind!» rief sie, in Lachen ausbrechend; »das war nicht von Dir!«

Ich konnte mir vorstellen, was in den grünen Augen des Majors vorgehen mochte, wie ich das heisere Pfauchen, wie das einer wilden Katze vernahm, das er ausstieß. Er ließ einen schauderhaften Fluch los: »Und von wem ist es? Du verdammte Dirne!« fragte er mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte.

Aber sie fuhr fort zu lachen wie eine Hyäne: »Das wirst Du nicht erfahren!« sagte sie, ihn neckend und höhnend. Und sie peitschte ihn mit diesem tausendmal wiederholten »das wirst Du nicht erfahren«, das sie ihm tausendmal um die Ohren sausen ließ; und wie sie müde war, es zu wiederholen, begann sie — werdet Ihr es glauben? — es ihm wie eine Fanfare vorzusingen! Dann, nachdem sie ihn genug mit diesem

Worte gepeitscht, genug wie einen Kreisel herumgetrieben unter der Fuchtel dieses Wortes und ihn damit durch alle Windungen der Angst und Ungewissheit gejagt hatte, diesen Mann, der außer sich und nichts mehr in ihren Händen war als eine Marionette, die sie zu zerbrechen gedachte; nachdem sie, cynisch gemacht durch ihren Hass, die Namen aller Geliebten, die sie gehabt, mit all ihren Titeln aufgezählt und das gesammte Officierscorps genannt hatte, rief sie: »Ich habe sie alle gehabt — aber mich haben sie nicht gehabt, die Herren!

Und das Kind, das Du dumm genug warst, für das Deinige zu halten, das hat mir der einzige gemacht, den ich jemals geliebt, jemals vergöttert habe! Und Du hast ihn nicht errathen? Und Du erräthst ihn noch immer nicht?«

Sie log. Sie hatte nie einen Mann geliebt. Aber sie wusste, dass der Dolchstoß für den Major in dieser Lüge lag, und sie stach und hieb damit auf ihn los und verwundete ihn damit, und als sie genug davon hatte, der Folterknecht dieser Marter zu sein, stieß sie ihm zum Schluss, wie man einem ein Messer bis zum Griff hineinstößt, das letzte Bekenntnis ins Herz:

»Nun denn,« sagte sie, »da Du es nicht errathen kannst, so gib es auf, Du Dummkopf! Es war der Rittmeister Mesnilgrand.«

Sie log vielleicht noch immer, aber ich war meiner Sache nicht ganz gewiss, und mein Name aus ihrem Munde traf mich wie eine Kugel in meinem Wandschrank. Nach diesem Namen trat

eine Stille ein wie nach einer Erdrosslung. »Sollte er sie getödtet haben, statt ihr zu antworten?« fragte ich mich, als ich den Klang eines Glases vernahm, das man mit aller Macht auf den Boden wirft und das in tausend Stücke geht.

Ich habe Euch schon erzählt, dass der Major Ydow für das Kind, das er für das seine hielt, eine ungeheuere väterliche Liebe und über seinen Tod einen jener rasenden Schmerzen empfand, denen unsere menschliche Nichtigkeit ewige Dauer und greifbare Form verleihen möchte. Da es ihm bei dem ewigen Ortswechsel seiner militärischen Laufbahn unmöglich war, seinem Sohn ein Grabmal zu errichten und es jeden Tag zu besuchen — jenen gewissen Gräbercultus damit zu treiben! —, so hatte der Major Ydow das Herz seines Sohnes einbalsamieren lassen, um es besser überall mitführen zu können, und es pietätvoll in einer krystallenen Urne verwahrt, die gewöhnlich in einer Ecke seines Schlafzimmers aufgestellt war.

Es war diese Urne, die in Scherben gieng.

»A! es war also nicht von mir, Du niederträchtige Metze!« schrie er. Und ich hörte, wie das Krystall der Urne unter seinen schweren Reiterstiefeln klirrte und zerschellte und wie er herumtrampelte auf dem Herzen des Kindes, das er für seinen Sohn gehalten hatte.

Vermuthlich wollte sie es aufklauben, es ihm entreißen, es wegnehmen, denn ich hörte, wie sie sich auf ihn stürzte, und wieder hörte man das Geräusch des Ringens, aber mit einem anderen Klang — dem Klang von Schlägen.

»Na! wenn Du's grad haben willst, da hast Du's, das Herz von Deinem Wechselbalg, Du schamlose Dirne!« schrie der Major. Und er schlug ihr das Herz, das er vergöttert hatte, um die Ohren und warf es ihr an den Kopf wie ein Wurfgeschoß.

Die Verworfenheit ruft Verworfenheit hervor, sagt man. Die gotteslästerliche That schuf eine weitere gotteslästerliche That. Die Pudica, die außer sich gerathen war, that, was der Major gethan hatte. Sie warf ihm das Herz des Kindes an den Kopf, das sie vielleicht bewahrt hätte, wenn es nicht von ihm gewesen wäre, dem verabscheuten Mann, dem sie Marter für Marter, Schmach für Schmach vergelten wollte! Es war gewiss das erstemal, dass so etwas erhört wurde! Ein Vater und eine Mutter, die sich gegenseitig mit dem todten Herzen ihres Kindes ins Gesicht schlugen!

Er dauerte ein paar Minuten, dieser himmelschreiende Kampf — und es war von so überwältigender Tragik, dass ich nicht gleich daran dachte, mich mit der Schulter gegen die Thüre des Wandschrankes zu stemmen, um sie aufzusprengen und einzuschreiten — als ein Schrei, wie ich nie einen ähnlichen vernommen, und Ihr auch nicht, meine Herren — und doch haben wir genug entsetzliche Laute auf den Schlachtfeldern vernommen! — mir die Kraft gab, die Thüre des Wandschrankes einzudrücken, und da sah ich ... was ich nie wiedersehen werde! Die Pudica war überwältigt auf den Tisch gefallen, an dem sie

zuvor geschrieben hatte, und der Major hielt mit eiserner Faust ihren, aller Hüllen beraubten, schönen nackten Körper nieder, der sich wie eine Schlange wand unter seiner Umklammerung. Aber was glaubt Ihr, that er mit der anderen Hand? . . . Das Schreibpult, die brennende Kerze, das Siegellack daneben, all diese Umstände hatten dem Major einen höllischen Gedanken eingegeben — den Gedanken, diese Frau zu versiegeln, wie sie ihren Brief versiegelt hatte — und er vollzog mit größtem Eifer diese haarsträubende Versiegelung, diese entsetzliche Rache eines wahnsinnig eifersüchtigen Liebhabers!

»Empfange die Strafe dort, womit Du gesündigt hast, Du niederträchtige Dirne!« schrie er.

Er sah mich nicht; er hatte sich über sein Opfer gebeugt, das nicht mehr schrie, und es war sein Säbelknopf, den er in das siedende Siegelwachs drückte, dessen er sich als Siegel bediente.

Ich stürzte mich auf ihn; ich rief ihm nicht einmal zu, sich zu vertheidigen, und stieß ihm meinen Säbel bis zum Korb in den Rücken, zwischen die Schultern, und ich hätte ihm am liebsten die Hand und den Arm sammt dem Säbel in den Leib getrieben, um ihn desto sicherer zu tödten!«

»Du hast recht gethan, Mesnil!« sagte der Major Sélune. »Er verdiente nicht von vorne wie einer von uns getödtet zu werden, der Bandit!«

»Das ist ja rein der Fall des Abailard auf Héloïse übertragen!« rief der Abbé Reniand.

»Ein interessanter chirurgischer Fall,« sagte der Doctor Bleny, »und ein seltener obendrein!«

Aber Mesnilgrand, der nun im Zuge war, gieng darüber weg und fuhr fort:

»Er war todt über den Körper seiner ohnmächtigen Frau hingesunken. Ich packte ihn, warf ihn auf den Boden und stieß seinen Leichnam mit den Fuß fort. Bei dem Schrei, den die Pudica ausgestoßen hatte, einem Schrei, der aus dem Rachen einer Wölfin zu kommen schien, so raubthierartig hatte er geklungen, und der noch in meinem Innern nachzitterte, war ein Stubenmädchen herbeigeeilt. Holen Sie den Feldscher der 8er Dragoner, es gibt heute Abend hier für ihn zu thun! sagte ich ihr. Aber ich hatte keine Zeit, den Chirurgen zu erwarten. Plötzlich erklangen von unten her heftige Trompetenstöße; man rief uns zu den Waffen.

Es war der Feind, der uns überfiel und der unsere Wachen in aller Stille mit dem Messer umgebracht hatte. Es hieß aufsitzen. Ich warf einen letzten Blick auf den herrlichen und verstümmelten Körper, der starr und zum erstenmal bleich unter den Blicken eines Mannes dalag. Aber ehe ich gieng, hob ich das arme Herz auf, das im Staube lag, und mit dem sie sich erdolchen und zerschmettern wollten, und ich trug das Herz des Kindes, das sie als das meinige bezeichnet hatte, in der Feldbinde mit fort.«

Hier hielt der Chevalier von Mesnilgrand ein, von einer Rührung überwältigt, vor der sie sich

beugten, diese Materialisten und wüsten Gesellen.

»Und die Pudica?« fragte beinahe schüchtern Rançonnet, der nicht mehr sein Glas umfieng.

»Ich habe nie wieder etwas von der Rosalba, genannt »La Pudica«, gehört,« entgegnete Mesnilgrand?

»Ist sie gestorben? Konnte sie weiterleben? Hat der Feldscher bis zu ihr gelangen können?

Nach dem Überfall von Alcudia, der so verhängnisvoll für uns wurde, suchte ich nach ihm. Ich fand ihn nicht. Er war verschwunden wie so viele andere und war nicht mehr zu den Trümmern unseres decimierten Regimentes gestoßen.«

»Ist das alles?« fragte Mautravers. »Und wenn es alles ist, so ist es eine prächtige Geschichte! Du hattest recht, Mesnil, wenn Du zu Sélune sagtest, Du würdest ihm im ganzen das Kleingeld seiner achtzig in den Brunnen geworfenen Klosterfrauen zurückzahlen. Nur, da nun Rançonnet hinter seinem Glas in Gedanken versunken ist, so möchte ich die Frage dort aufnehmen, wo man sie gelassen hat: Welchen Zusammenhang hat Deine Geschichte mit Deiner Andacht in der Kirche am vorigen Sonntag?«

»Du hast recht, mich daran zu erinnern,« sagte Mesnilgrand: »So hört, was ich Dir und Rançonnet noch zu berichten habe: jahrelang nahm ich das Herz des Kindes, trotzdem ich an seiner Zugehörigkeit zweifelte, überall mit hin wie eine Reliquie; aber als ich nach Waterloo

die Feldbinde ablegen musste, in der ich zu sterben gehofft, und es noch einige Zeit mit mir getragen hatte, dies Herz — und ich versichere Dich, Mautravers, dass das schwer ist, obwohl es recht leicht scheint — und mir mit den Jahren die Überlegung kam, fürchtete ich dies schon so arg profanierte Herz noch mehr zu profanieren, und beschloss, es in geweihter Erde beisetzen zu lassen. Ohne auf die Einzelheiten, die ich Euch heute erzählt, einzugehen, sprach ich mit einem Priester dieser Stadt von dem Herzen, das schon so lange auf dem meinen lastete, und ich übergab es ihm im Beichtstuhl der Kapelle, als ich in dem Seitengang von Rançonnet gestellt wurde.«

Der Rittmeister Rançonnet hatte offenbar sein Theil bekommen. Er sprach keine Silbe; die anderen auch nicht. Keine Betrachtung wagte sich hervor. Ein Schweigen, das vielsagender war als alle Betrachtungen, lag auf allen Lippen.

Begriffen sie endlich, diese Atheisten, dass es an sich schon was Schönes und Großes wäre, auch wenn die Kirche bloß dazu gegründet wäre, um die — todten oder lebendigen — Herzen aufzunehmen, mit denen man in der Welt nichts mehr anzufangen weiß?

»Serviert doch den Café!« befahl mit seiner Fistelstimme der alte Herr von Mesnilgrand.

»Wenn er so stark ist wie Deine Geschichte, Mesnilgrand, dann wird er gut sein.«

# DIE RACHE EINER FRAU.

# Die Rache einer Frau.

Ich habe oft sagen hören, die moderne Literatur sei so frech; aber ich meinerseits habe nie an diese Frechheit geglaubt. Dieser Vorwurf ist nichts als eine moralische Prahlerei. Die Literatur, die man so oft das Spiegelbild der Gesellschaft nennt, spiegelt sie in keiner Weise wieder — im Gegentheil; und hat einmal einer, schneidiger als die anderen, es versucht, etwas kühner zu sein, dann weiß Gott, welches Geschrei darüber erhoben wurde! Zweifellos ergibt sich bei genauerer Betrachtung, dass die Literatur nicht die Hälfte der Verbrechen verzeichnet, welche die Gesellschaft täglich, heimlich und straflos, mit entzückender Sorglosigkeit begeht. Man frage nur die Beichtväter — welche die größten Romanschriftsteller wären, die die Welt gesehen, wenn sie die Geschichten erzählen dürften, die man ihnen im Beichtstuhl ins Ohr flüstert. Man frage sie (zum Beispiel) nach der Zahl der Inceste, die sich in den stolzesten und vornehmsten Familien verbergen, und sehe, ob die Literatur, die man so unmoralischer Frechheit bezichtigt, es je gewagt hat, davon — und wäre es nur als abschreckendes Beispiel — zu sprechen! Außer dem leisen Hauch — denn es ist bloß ein

Hauch — und verweht wie ein Hauch — im »René« des Chateaubriand — des frommen Chateaubriand — wüsste ich kein Buch, worin der Incest, der bei uns — in den oberen wie in den unteren Ständen, und vielleicht am meisten in den oberen — so häufig vorkommt, jemals ausdrücklich den Vorwurf einer Erzählung gebildet hätte, wo doch aus diesem Vorwurf »Effecte« von wahrhaft erschütternder Moral zu schöpfen wären. Hat die moderne Literatur, auf welche die Heuchelei ihr Steinchen wirft, es jemals »gewagt«, die Geschichte der Myrrha, der Agrippina, des Ödipus vorzubringen? Geschichten, die sich noch heute und immer wieder lebendig abspielen, das darf man mir glauben, denn ich habe — zum mindesten bis jetzt — in keinem ärgeren Pfuhl als in dem Höllenpfuhl der Gesellschaft gelebt, und bin meinestheils nicht wenigen Myrrhas, Ödipen und Agrippinen im Privatleben wie in der »besten Gesellschaft«, wie man es nennt, begegnet. Freilich gieng es dabei nicht so zu wie auf der Bühne oder in der Geschichte! Aber unter der Decke der Vorsichtsmaßregeln, der Besorgnisse und Heucheleien sah man es durchschimmern .... Ich kenne — und ganz Paris kennt — einen weiblichen Henri III., die am Gürtel ihrer blauen Sammtkleider Rosenkränze aus goldenen Todtenköpfen trägt, sich Bußübungen ergibt und so das Gebräu ihrer Buße mit dem Gebräu der weltlichen Lüste vermengt. Nun denn, wer schreibt die Geschichte dieser Frau, die Andachtsbücher herausgibt und welche von den

Jesuiten (ein pikanter Nebenumstand!) für einen Mann, und sogar für einen Heiligen gehalten wird? . . . . Es ist nicht allzu lange her, da genoss ganz Paris das Schauspiel, dass eine Dame des Faubourg Saint-Germain ihrer Mutter den Geliebten entreißen wollte, und dann in ihrer Wuth darüber, dass er zu dieser, die ihn trotz ihres Alters besser zu fesseln verstand, zurückkehrte, die sehr leidenschaftlichen Liebesbriefe dieser Mutter an den allzu geliebten Mann stahl, sie drucken und an einem Premièren-Abend der Oper zu tausenden ins Parket regnen ließ.

Wer hat die Geschichte dieser anderen Frau erzählt? . . . .

Die arme Literatur wüsste nicht einmal, bei welchem Zipfel sie derartige Geschichten anpacken soll, um sie zu erzählen.

Und das wäre es, was man thun müsste, wenn man kühn wäre. Die Geschichtsschreibung hat ihren Tacitus, ihren Suëtonius; der Roman hat ihn nicht, zum mindesten nicht unter den Talenten und in der Literatur höheren Ranges. Allerdings hat die lateinische Sprache als die Heidin, die sie ist, den Muth der Ehrlichkeit, indes unsere Sprache zugleich mit Chlodwig aus dem Taufbecken von Saint-Rémy die heilige Taufe empfieng und eine unvergängliche Verschämtheit daraus schöpfte, denn die Alte erröthet heute noch!

Dennoch könnte, wenn man »zu wagen wagte«, ein belletristischer Tacitus oder Suëtonius bestehen, denn der Roman ist in erster Linie die in

Form einer Erzählung gebrachte oder dramatisierte Sittengeschichte, was auch die Weltgeschichte häufig ist. Und es besteht kein anderer Unterschied, als dass der eine (der Roman) diese Sitten erfundenen Personen unterbreitet, während die andere (die Weltgeschichte) die Namen und Adressen voll angibt. Nur gräbt der Roman sich viel tiefer ein als die Geschichte. Er hat ein Ideal und die Geschichte hat keines: sie ist durch die Wirklichkeit gebunden. Der Roman hält auch weit länger fest. Richardson verweilt länger bei Lovelace als Tacitus bei Tiberius. Aber würde die Geschichte dabei verlieren und wäre Tacitus nicht furchtbarer, wenn er so ausführlich auf Tiberius eingienge wie Richardson auf Lovelace? . . . . Freilich scheue ich mich nicht zu bekennen, dass Tacitus als Maler nicht an sein Modell Tiberius heranreichte und trotz all seines Genies von ihm erdrückt wurde.

Und das ist noch nicht alles. Zu jener unerklärlichen Kraftlosigkeit unserer Literatur, die in die Augen springt, wenn man den Ruf, in dem sie steht, mit der Wirklichkeit vergleicht, füge man noch den Charakter, den das Verbrechen in unseren köstlichen, erhabenen Zeiten des Fortschrittes angenommen hat! Die hohe Civilisation hat das Verbrechen seiner schaurigen Poesie beraubt, und verbietet dem Dichter, sie ihm zurückzuerstatten.

Das wäre zu schrecklich, meinen die Seelen, die alles, selbst das Abscheuliche mildern möchten. Segnungen der Philanthropie! Blöde Crimi-

nalisten vermindern die Strafen und thörichte Moralisten das Verbrechen, und auch das nur, um die Strafen zu vermindern. Dennoch sind die Verbrechen der hohen Civilisation sicherlich weit abscheulicher als die der tiefen Barbarei, infolge des tiefen Raffinements, der Verderbtheit, die sie voraussetzen lassen, und ihres höheren Grades von verbrecherischer Absicht. Die Inquisition wusste das wohl. Zu einer Zeit, wo der Glaube und die Sitten im Volke stark waren, da erkannte die Inquisition, jenes Tribunal, welches die Gedanken richtete, jene große Institution, bei deren bloßer Vorstellung unsere armseligen Nerven sich krümmen und unsere Spatzengehirne erstarren, dass die Gedankensünden die schlimmsten seien, und bestrafte sie demgemäß . . . .

Und thatsächlich wirken diese Verbrechen, wenn auch weniger auf die Sinne, so doch umso lebhafter auf das Denken; und das Denken ist doch schließlich das Tiefste in uns. Demnach vermag der Romancier eine ganz neue Art unbekannter Tragik aus jenem mehr cerebralen als physischen Verbrechen zu schöpfen, welche der Oberflächlichkeit der greisen materialistischen Gesellschaft minder verbrecherisch erscheinen, weil kein Blut dabei fließt und der Mord nur in dem Reich der Sitten und der Gefühle vollführt wird . . . . Von dieser Art von Tragik sollte hier ein Beispiel gegeben werden, indem die Geschichte eines Racheactes von ungeheuerlicher Originalität erzählt wird, wobei kein Blut geflossen ist, wo es weder Gift noch Dolch gab;

kurz eines »civilisierten« Verbrechens, wobei nichts der Erfindungsgabe dessen, der es erzählt, angehört, es sei denn die Form der Erzählung.

Gegen Ende der Regierungszeit des Louis-Philipp durchschritt eines Abends ein junger Mann die Rue Basse-du-Rempart, die ihren Namen damals wohl verdiente, denn sie lag unter dem Straßenniveau des Boulevards und bildete einen stets schlecht beleuchteten, dunkeln Hohlweg, in den man vom Boulevard aus auf zwei Treppen gelangte, die einander den Rücken wandten, wenn man das von zwei Treppen sagen kann. Dieser Hohlweg, der heute nicht mehr besteht und sich von der Chaussée-d'Antin bis zur Rue-Caumartin erstreckte, wo er mit dem Straßenniveau wieder zusammenlief, diese Art Stadtgraben, in den man sich kaum am Tag hinabwagte, war eine sehr verfängliche Gegend, wenn die Nacht anbrach. Der Teufel ist der Fürst der Finsternis.

Er hatte da eins seiner Reiche. Ungefähr in der Mitte dieses Hohlweges, der auf einer Seite terrassenförmig von dem Boulevard und auf der anderen von großen, stummen Häusern mit verschlossenen Einfahrtthoren und spärlichen Trödelläden besäumt wurde, mündete ein enger, ungedeckter Durchgang, durch den der Wind, sofern es nur ein wenig Wind gab, wie auf einer Flöte pfiff und der an einer Mauer und an einigen Neubauten entlang bis zur Rue Neuve des Mathurins führte. Der hier in Rede stehende, übrigens sehr elegant gekleidete junge Mann, der

jenen Weg eingeschlagen hatte, welcher für ihn nicht der gerade Weg der Tugend sein mochte, hatte ihn nur erwählt, weil er eine Frau verfolgte, die ohne Zaudern und ohne Befangenheit in das verdächtige Dunkel dieses Gässchens eingedrungen war. Der junge Mann war ein Dandy — ein »Gant jaune«, wie man die Dandys jener Zeit nannte. — Er hatte ausführlich im Café de Paris gespeist und dann, an seinem Zahnstocher kauend, an der Brüstung von Tortoni gelehnt, und von da lässigen Blickes die Frauen verfolgt, die auf dem Boulevard vorüberkamen. Gerade diese war mehrmals an ihm vorbeigeschritten; und trotzdem dieser Umstand, ebenso wie die schreiende Toilette dieser Frau und ihr wiegender, schlängelnder Gang ihren Stand genügend kennzeichneten, trotzdem der junge Mann, der sich Robert de Tressignies nannte, aufs äußerste blasiert war und soeben aus dem Orient zurückkam — wo er die Gattung Weib in allen Spielarten und Rassen kennen gelernt — war er der nächtlichen Spaziergängerin doch gefolgt, als sie das fünftemal vorüberkam, »hündisch« gefolgt, wie er sich selbst verspottend sagte, denn er hatte die Fähigkeit, sich selber zuzuschauen und seine Handlungen zu beurtheilen, ohne dass sein Urtheil, das sehr häufig im Widerspruch zu seinen Handlungen stand, dieselben verhindert oder seine Handlungen sein Urtheil getrübt hätten: eine furchtbare Asymptote! — Tressignies war über dreißig Jahre alt. Er hatte seine erste Jugend in jener schalen Weise verbracht, die den Men-

schen zum Jocrisse seiner Gefühle macht und für den jede Erstbeste, die vorbeikommt, Anziehungskraft besitzt. Er hielt nun nicht mehr dabei. Er war schon zu dem kühlen und sehr complicierten Wüstling jener positiven Zeit geworden, einem sehr cerebralen Wüstling, der genugsam über seine Gefühle nachgedacht hatte, um nicht mehr von ihnen genarrt zu werden, und vor nichts Angst oder Abscheu empfand. Was er soeben gesehen oder zu sehen geglaubt, hatte in ihm die Neugier erregt, die einem neuen Eindruck auf den Grund gehen will. Er hatte deshalb die Brüstung bei Tortoni verlassen und war gefolgt — entschlossen, das sehr alltägliche Abenteuer, das er voraussah, durchzuführen. Thatsächlich war jene Frau, die, wellig dahingleitend wie eine flüssige Woge, vor ihm herschritt, nichts als eine Dirne unterster Gattung; aber sie war von so großer Schönheit, dass man sich wundern konnte, dass diese Schönheit ihr nicht zu höherem Rang verholfen, dass sie nicht einen Bewunderer gefunden hatte, der sie vor der Erniedrigung der Straße bewahrte, denn sowie Gott in Paris eine schöne Frau erstehen lässt, schickt der Teufel als Antwort einen Narren, um sie auszuhalten.

Und dann hatte er, jener Robert de Tressignies, noch einen anderen Grund, ihr zu folgen, als jene sieghafte Schönheit, die diesen Parisern, welche sich so wenig auf wirkliche Schönheit verstehen und deren demokratisierte Ästhetik aller Vornehmheit entbehrt, vielleicht entgieng. Jene Frau

war für ihn eine Reminiscenz. Sie war jener Spottvogel, der die Nachtigall vorstellt, von dem Lord Byron in seinen Memoiren so wehmüthig spricht. Sie erinnerte ihn an eine andere Frau, die er anderwärts gesehen .... Er war gewiss, ganz und gar gewiss, dass sie es nicht war, aber sie glich ihr zum Verwechseln — wäre dieses Verwechseln nicht ausgeschlossen gewesen .... Er war davon übrigens mehr gefesselt als überrascht, denn er war ein genugsam erfahrener Beobachter, um zu wissen, dass das menschliche Antlitz, dessen Züge einer eng begrenzten und unbeugsamen Geometrie unterworfen sind, im Grunde genommen weit weniger Abarten hat, als man denkt, und sich auf einige allgemeine Typen zurückführen lässt. Die Schönheit ist einhellig. Nur die Hässlichkeit ist vielfältig, und selbst ihre Vielfältigkeit ist bald erschöpft. Unendlich sollte nach Gottes Willen nur die Physiognomie sein, denn die Physiognomie ist eine Offenbarung der Seele, die zwischen den regelmäßigen oder unregelmäßigen, klaren oder verworrenen Zügen des Antlitzes hindurchschimmert.

Das alles sagte sich Tressignies undeutlich, indes er den Spuren dieser Frau folgte, die geschmeidig das Boulevard entlang schritt, es wie eine Sense durchschneidend, noch stolzer als die Königin von Saba des Tintoretto, in ihrem safrangelben Atlaskleid mit den goldigen Lichtern — jener Farbe, wie sie die jungen Römerinnen lieben — dessen gleißende, schimmernde Falten sie

im Gehen aufleuchten und knattern ließ, wie eine Herausforderung zum Kampf! Im Kreuze übermäßig geschweift, wie man es in Frankreich selten ist, hüllte sie sich in einen prächtigen, türkischen Shawl mit breiten weißen, purpurnen und goldgelben Streifen; und die rothe Feder ihres weißen Hutes — von pompöser Geschmacklosigkeit — fiel ihr bebend bis auf die Schulter herab. Man erinnert sich, dass die Frauen zu jener Zeit wallende Federn auf den Hüten trugen, die sie »Trauerweiden« nannten. Aber an dieser Frau war nichts traurig; und ihre Feder drückte alles eher als Trübsal aus. Tressignies, der dachte, dass sie die von tausend Lichtern strahlende Chaussée-d'Antin einschlagen würde, sah mit Erstaunen all jenen aufgeblähten Courtisanenluxus, jene unverschämte Pracht der Dirne, die sich an sich selber und ihrem gleißenden Glanz berauscht, in die Rue Basse-du-Rempart, die Schmach des Boulevards jener Zeit, einbiegen! Und der Elegant mit den Lackstiefeln, weniger unerschrocken als die Frau, zögerte, ehe er sich »da hinein« wagte .... Aber das währte nur einen Augenblick .... Nachdem es für einen Moment im Dunkel dieses finsteren Loches verschwunden war, leuchtete ihr goldiges Kleid in der Ferne wieder auf, wie sie an der einzigen Straßenlaterne, welche die Finsternis durch einen leuchtenden Punkt unterbrach, vorbeigekommen war, und er beeilte sich, sie hurtig einzuholen.

Es fiel ihm nicht schwer: sie erwartete ihn, überzeugt, dass er kommen würde; und in dem

Augenblick, wo er sie einholte, wandte sie ihm ihr Gesicht voll zu, damit er es sehen möge, und bohrte ihre Augen mit der ganzen Frechheit ihres Gewerbes in die seinen. Er war buchstäblich geblendet von der Pracht dieses Gesichtes, das wohl mit rother Schminke verkleistert war, aber einen warmen braunen Goldton hatte, der selbst unter dem fahlen, spärlichen Licht der Straßenlaterne nicht verblasste.

»Sie sind eine Spanierin?« fragte Tressignies, der in ihr einen der schönsten Typen ihrer Rasse erkannte.

»Si« — antwortete sie.

Spanierin sein, wollte zu jener Zeit etwas sagen!

Das war eine Münze, die Cours hatte. Die damaligen Romane, die Stücke der Clara Gazul, die Gedichte Alfred de Mussets, die Tänze von Mariano Camprubi und Dolores Serral verliehen den pfirsichfarbenen Frauen mit den Granatenwangen großen Anwerth, und nicht alle, die sich dessen rühmten, waren Spanierinnen, aber man rühmte sich dessen. Nur schien diese da auf ihr Spanierthum nicht stolzer als auf sonst etwas, das sie erschillern lassen konnte; und ohne Übergang, auf französisch fügte sie hinzu: »Kommst Du mit?« ihn duzend, wie die letzte Dirne der Rue de Poulies, die es damals gab, dem gemeinsten Pfuhl, den man sich denken kann.

Der Ton, die schon heisere Stimme, jene verfrühte Vertraulichkeit, jenes göttliche Du — der Himmel

im Munde einer geliebten Frau, das aber zur verletzendsten Unverschämtheit wird im Munde einer Creatur, für die man nur der Erstebeste ist, hätten genügt, um Tressignies vor Widerwillen zu ernüchtern, aber der Dämon hielt ihn gefangen. Die durch Begehrlichkeit gewürzte Neugier, die ihn überfallen hatte beim Anblick dieser Dirne, die für ihn mehr war, als ein herrlicher, in Atlas gehüllter Leib, hätte ihn vermocht, nicht nur den Apfel der Eva, sondern auch alle Kröten eines Krötenteiches zu verschlingen!

»Donnerwetter, ob ich mitkomme!« sagte er. »Als ob daran zu zweifeln wäre! Ich werde mich morgen in die Wäsche geben,« dachte er.

Sie waren an der Ecke des Durchganges, durch den man in die Rue des Mathurins gelangt; sie schlugen den Weg ein. Zwischen riesigen Bausteinen, die umherlagen, und Neubauten im Entstehen, ragte ein einziges Haus freistehend in die Höhe, ein schmales, hässliches, wackliges, garstiges Haus, das, wie es schien, schon viel Sünde und viele Verbrechen in den vielen Stockwerken seiner erschütterten alten Mauern gesehen hatte und vielleicht erhalten geblieben war, um noch mehr davon zu sehen, und hob sich noch schwärzer von dem ohnedies schon schwarzen Himmel ab. Ein langer Schragen von einem blinden Haus, denn keines seiner Fenster (und die Fenster sind die Augen der Häuser) war erleuchtet, und es schien den Vorübergehenden tastend anzukrallen. Jenes scheußliche Haus hatte die classische halboffene Thür

berüchtigter Orte und am Ende eines kümmerlichen Ganges eine Treppe, von der man wenige Stufen sah, die von oben her durch ein trübes, klägliches Licht erleuchtet waren ....

Die Frau betrat den engen Gang, den sie mit ihren üppigen Schultern und den reichen Falten ihres knisternden, schillernden Kleides ganz ausfüllte; und mit leichtem, an diesen Aufstieg gewöhntem Fuß erklomm sie rasch die schneckenförmigen Treppen — ein treffendes Bild, denn die Stiege war so klebrig wie eine Schnecke .... Ungewöhnlich für eine derartige Baracke war es nur, dass diese abscheuliche Stiege heller wurde, sobald man höher hinaufkam: das war nicht mehr der dumpfe Schein des stinkenden Öllämpchens, das an der Wand des ersten Stockes klebte, sondern ein Licht, das sich verbreitete und im zweiten Stock bis zum Strahlen anwuchs. Zwei bronzene Kerzen tragende Armleuchter, die in die Mauer eingelassen waren, erhellten mit sonderbarer Pracht eine Thür von gewöhnlichem Aussehen, an die, damit man doch wisse, zu wem man kommt, eine jener Karten geklebt war, auf die die Dirnen ihren Namen setzen, damit, falls sie stadtbekannt oder schön sind, die Flagge die Ware decken möge. Überrascht von diesem Luxus, der so wenig mit einem solchen Orte übereinstimmte, achtete Tressignies mehr auf die beinahe großartigen Fackelträger, die eine gewaltige Künstlerhand geformt, als auf die Karte mit dem Namen der Frau, den er nicht zu wissen brauchte, da er sie begleitete.

Während er sie betrachtete, indes sie mit dem Schlüssel die so sonderbar geschmückte, lichtüberflutete Thür aufschloss, kam ihm die Erinnerung an die »Überraschungen« der kleinen Häuser aus der Zeit Ludwig XV. »Diese Person,« dachte er sich, »hat vermuthlich Memoiren oder Romane aus jener Zeit gelesen und den Einfall gehabt, dort, wo es nie jemand vermuthen würde, eine hübsche Wohnung voll sinnereizender Koketterien einzurichten« .... Aber was er vorfand, als die Thür sich nun öffnete, vermehrte sein Erstaunen — nur in entgegengesetzter Richtung.

Es war thatsächlich nur die gewöhnliche und unordentliche Wohnung einer Dirne .... Kleidungsstücke, die durcheinander geworfen auf allen Möbeln verstreut umherlagen, und ein breites Bett — das Manöverfeld — mit den unmoralischen Spiegeln im Hintergrund und am Plafond des Alkoven sagten deutlich, bei wem man sich befand .... Offene Flacons auf dem Kaminsims, die man nicht verkorkt, ehe man sich auf den nächtlichen Streifzug begeben, vermengten ihre Düfte in der lauen Atmosphäre dieses Raumes, in dem der männliche Wille bei dem dritten Athemzug zerschmelzen musste. — Zwei Armleuchter desselben Stils wie die an der Thür brannten zu beiden Seiten des Kamins. Überall lagen Thierfelle über den Teppich verstreut. Es war auf alles gerechnet. Endlich konnte man durch eine offene Thür, zwischen Portièren, in ein geheimnisvolles Toilettenzimmer, der Sacristei dieser Priesterinnen, blicken.

Aber all diese Einzelheiten bemerkte Tressignies erst später. Zuerst sah er nur das Frauenzimmer, zu dem er da gekommen war. Da er wusste, wo er war, so machte er keine Umstände.

Er setzte sich auf das Sofa und zog die Frau, die Hut und Shawl abgelegt und auf einen Fauteuil geworfen hatte, zwischen seine Knie. Er fasste sie um die Taille, sie mit den verschränkten Händen wie mit einer Klammer umfassend und betrachtete sie von oben bis unten, wie der Trinker das Glas Wein, das er schlürfen will, vor dem Trinken gegen das Licht hält.

Sein Eindruck auf dem Boulevard hatte ihn nicht betrogen. Für einen Feinschmecker, einen übersättigten, aber vollkräftigen Mann war sie herrlich. Die Ähnlichkeit, die ihm unter der unsteten, wechselnden, von Schatten unterbrochenen Helle des Boulevards so aufgefallen, war dieser Frau auch im vollen, ruhigen Lichte eigen. Nur hatte »jene Andere«, an die sie ihn erinnerte, auf ihrem Antlitz, dessen Züge so ähnlich waren, dass es dasselbe Gesicht zu sein schien, nicht jenen fast erschreckenden Ausdruck stolzer Entschlossenheit, den der Teufel, der fröhliche Anstifter aller Anarchien, einer Herzogin verweigert hatte, um ihn dafür — zu welchem Zweck? — einer Straßendame zu verleihen. Mit dem entblößten Kopf, den schwarzen Haaren, dem gelben Kleid, den üppigen Schultern, deren Breite noch von den Hüften übertroffen wurde, erinnerte sie an die Judith des Vernet (einem

Bilde jener Zeit), nur war ihr Gesichtsausdruck noch wilder, ihr Körper noch mehr zur Liebe geschaffen. Jene düstere Wildheit kam vielleicht von einer Falte, die sich an der Nasenwurzel zwischen die schönen Augenbrauen grub, welche sich bis zu den Schläfen fortsetzten, wie es Tressignies an einigen Asiatinnen in der Türkei gesehen hatte, und sie zog sie in so tiefer Versonnenheit zusammen, dass es aussah, als seien sie zusammengewachsen. Schreiender Widerspruch: dies Frauenzimmer hatte wohl die Figur ihres Gewerbes, aber nicht das Gesicht dafür. Dieser Körper des Freudenmädchens, der so beredt sagte: nimm mich! — jenes Gefäss der Liebe, dessen runde Formen die Hand und die Lippen herausforderten, trug einen Kopf, dessen hoheitsvoller Gesichtsausdruck dem heftigsten Verlangen Einhalt gebot und die brennendste Sinnlichkeit zu scheuer Ehrerbietung versteinern musste .... Glücklicherweise führte das geflissentlich gefällige Lächeln der Courtisane, durch das sie den köstlich verächtlichen Schwung ihrer Lippen zu profanieren verstand, alsbald diejenigen zu ihr zurück, die die grausame Hoffart ihres Gesichtes abschrecken mochte. Auf dem Boulevard trug sie dies angelnde Lächeln schamlos auf den rothen Lippen; aber nun, wo Tressignies sie zwischen den Knien hielt, war sie ernst und ihre Züge athmeten eine so seltsame Unerbittlichkeit, dass ihr nur der krumme Säbel zwischen den Händen dazu fehlte, damit jener Dandy von Tressignies, ohne eingebildet zu sein, sich für Holophernes halten durfte.

Er griff nach ihren unbewaffneten Händen und erkannte ihre fürstliche Schönheit. Sie ließ stillschweigend diese Prüfung ihrer Erscheinung über sich ergehen, und auch sie betrachtete ihn, und zwar nicht mit der flüchtigen, habgierigen Neugier ihrer Genossinnen, die den Mann, gleich einer verdächtigen Münze, abwägen. — Sie hatte offenbar einen andern Gedanken, als den an den Gewinn, der ihr bevorstand, oder an die Liebesfreuden, die sie gewähren würde. In den bebenden Nasenflügeln, die ebenso ausdrucksvoll waren wie die Augen, und aus denen wie aus den Augen Flammen der Leidenschaft sprühen mussten, lag eine äußerste Entschlossenheit, wie die zu einem Verbrechen, das man begehen will.

»Welch ein Abenteuer für mich und sie, in unserer Zeit der Kraftlosigkeit, wenn die Unerbittlichkeit dieses Antlitzes zufällig die der Liebe und der Sinne wäre!« dachte Tressignies, der sie, ehe er Besitz von ihr ergriff, prüfte wie ein englisches Pferd . . . .

Er, der erfahrene und sehr kritische Frauenkenner, der die schönsten Mädchen auf dem Markte von Adrianopel erhandelt hatte und den Preis der Frauenleiber kannte, wenn sie diese Farbe und diese Structur hatten, warf für die zwei Stunden, die er dieser zugedacht, eine Handvoll Louis d'ors in eine blaue Krystallschale, die in der Höhe seines Armes auf einer Console stand und wohl noch nie so viel Gold aufgenommen hatte.

»Ah! ich gefalle Dir also?« rief sie unverfroren und zu allem bereit unter dem Eindruck seiner Handbewegung; vielleicht auch ungeduldig über die Prüfung, in der die Neugier das Verlangen zu überwiegen schien und die für sie entweder eine Beleidigung oder eine Zeitvergeudung war.

»Lass mich all das ablegen,« fügte sie hinzu, als drückte sie ihr Kleid, und indem sie die beiden obersten Knöpfe ihrer Taille öffnete ...

Und sie entwand sich seinen Knien und gieng in das Toilettenzimmer nebenan .... Prosaische Vorstellung! wollte sie vielleicht ihr Kleid »schonen«? Die Toilette ist ja das Handwerkzeug dieser Arbeiterinnen ....

Tressignies, der vor diesem Antlitz von der Unersättlichkeit einer Messalina geträumt, sank in die nüchterne Alltäglichkeit zurück. Er fühlte sich wieder bei der Dirne — der Pariser Dirne, trotz der Göttlichkeit einer Physiognomie, die in so grausamem Widerspruch zu dem Schicksal ihrer Trägerin stand. »Bah!« dachte er weiter, »die Poesie dieser Creaturen liegt immer nur an der Oberfläche und man muss sie nur dort nehmen, wo sie liegt.«

Und er nahm sich vor, sie dort zu nehmen; aber er fand sie auch anderwärts — und zwar dort, wo er sie nicht vermuthet hätte, die Poesie!

Bis dahin war er, indem er diesem Frauenzimmer nachgieng, nur einer unwiderstehlichen Neugier und einer niedrigen Laune gefolgt; aber als die, welche sie ihm so rasch eingeflößt, nun

aus ihrem Toilettenzimmer kam, wo sie sich ihrer abendlichen Ausstaffierung ganz entledigt hatte und zu ihm zurückkehrte in dem Costüme — das keines war — der Gladiatorin, die sich zum Kämpfen rüstet, da war er thatsächlich geblendet von der Pracht, die selbst sein geübtes Auge, das bildnerische Auge, das den Lebemännern eigen ist, auf dem Boulevard nicht völlig geahnt hatte, unter den verrätherischen Schwingungen des Kleides und des Ganges. Wäre statt ihrer der Blitz durch diese Thür hereingedrungen, er hätte ihm nicht mehr in die Glieder fahren können .... Sie war nicht ganz nackt; aber es war ärger! Sie war weit undecenter — weit empörender undecent, als wenn sie einfach nackt gewesen wäre. Die Statuen sind nackt, und die Nacktheit ist keusch. Sie ist sogar die Bravour der Keuschheit.

Aber diese Dirne, in ihrer nichtswürdigen Unverschämtheit, die sich selber in Brand gesteckt hätte, wie eine der lebenden Fackeln des Nero, um die Sinne der Männer heißer zu entflammen, und der ihr Gewerbe offenbar die tiefsten Tiefen der Verderbtheit enthüllt, hatte die suggestiven Verhüllungen und das Wagnis der Nacktheit mit dem Genie und der Geschmacklosigkeit der ausschweifendsten Lüsternheit vermengt, denn wer wüsste nicht, dass auf dem Gebiete der Ausschweifung die Geschmacklosigkeit Macht ausübt? .... Durch die Einzelheiten dieser ungeheuerlich herausfordernden Toilette erinnerte sie Tressignies an jene Statuette, die zu jener

Zeit bei allen Kunsthändlern von Paris ausgestellt war, vor der er oft stehen geblieben und deren Sockel die räthselhafte Inschrift trug: »Madame Husson.«

Gefährlicher Traum der Ausschweifung! Hier war der Traum Wirklichkeit. Gegenüber dieser aufregenden Wirklichkeit, dieser vollkommenen Schönheit, die aber nicht von jener Kälte war, die nur zu oft der vollkommenen Schönheit anhaftet, hätte Tressignies, »aus dem Orient heimgekehrt«, auch wenn er der blasierteste Pascha gewesen wäre, die Sinne eines Christen, ja selbst eines Anachoreten wiedergefunden. Demgemäß, als sie, gewiss der überwältigenden Wirkung, die sie hervorzubringen gewohnt war, heftig auf ihn loskam und ihm in der Höhe seines Mundes die Pracht ihres Busens darbot, mit der Geste der Courtisane, die auf dem Bild des Veronese den Heiligen versucht, da packte Tressignies, der kein Heiliger war, eine heißhungerige Gier nach dem, was sie ihm bot, und er schloss die brutale Versucherin in seine Arme mit einer Leidenschaft, die sie offenbar theilte, denn sie hatte sich in sie gestürzt. Warf sie sich so in alle Arme, die sie umschlossen? So vollendet sie in den Künsten ihres Gewerbes schien, so war sie diesen Abend von einer so rasenden, schnaubenden Glut, dass selbst die Heftigkeit einer krankhaften oder ungewöhnlichen Sinnlichkeit nicht hinreichte, um sie zu erklären. Stand sie erst am Anfang ihrer entsetzlichen Hetärenlaufbahn, dass sie sich ihr mit solcher Wuth hingab?

Es war thatsächlich etwas so Ungezähmtes, Besessenes darin, dass es schien, als wollte sie bei jeder Zärtlichkeit ihr Leben lassen oder das des anderen aussaugen. Zu jener Zeit ließen ihre Genossinnen in Paris, denen der Name: »Loretten«, welchen die Literatur ihnen beigelegt und den Gavarni verewigt hatte, nicht genügte, sich nach orientalischer Weise »Panther« nennen. Nun denn! keine von ihnen konnte den Namen Pantherkatze besser rechtfertigen, als diese .... Sie hatte deren Geschmeidigkeit, deren wilde Sprünge, sie wand sich, biss und kratzte wie sie. Tressignies musste sich gestehen, dass keine der Frauen, die er bis dahin in den Armen gehalten, ihm so unerhörte Empfindungen verschafft hatte wie dieses Geschöpf, das so berauscht von seinem eigenen Körper war, dass jener Rausch sich dem anderen mittheilte; und doch hatte Tressignies geliebt.

Aber es gibt — ich weiß nicht ob zur Ehre oder zur Schande der menschlichen Natur? — in dem, was man vielleicht allzu geringschätzig die Liebesfreuden nennt, ebensolche Abgründe wie in der Liebe. Waren es diese Abgründe, in die sie ihn zog, so wie das Meer einen guten Schwimmer in seine Tiefen zieht? Sie gieng weit über die Grenzen seiner sündigsten Erinnerungen, selbst über die Träume seiner leidenschaftlichen und zugleich verderbten Phantasie. Er vergaß alles — was sie war und warum er hergekommen war, das Haus und die Wohnung, bei deren Betreten ihm fast übel geworden war. Sie sog

offenbar seine Seele aus seinem Körper in den ihrigen hinüber .... Sie berauschte seine schwer zu umnebelnden Sinne bis zur Raserei.

Sie überhäufte ihn mit solcher Wollust, dass ein Moment kam, wo der Skeptiker, der Atheist der Liebe den tollen Einfall hatte, in dieser Frau, die ihren Körper zu einer Ware machte, eine plötzliche Leidenschaft erweckt zu haben. Ja, Robert de Tressignies, der fast die Eiseskälte seines Namenpatrons Robert Lovelace im Blute hatte, glaubte jener Prostituierten zum mindesten eine verliebte Laune eingeflößt zu haben; sie konnte unmöglich mit allen so sein, wenn sie sich nicht in kurzer Zeit verzehren wollte! Einen Augenblick lang glaubte er daran wie ein Thor, dieser so geistesstarke Mann!

Aber diese Eitelkeit, entzündet an dem Feuer der Liebesfreuden, die so glühend waren wie die Liebe selber, überlief alsbald, zwischen zwei Anfällen, der leise Schauer eines Zweifels .... Eine Stimme rief ihm im Innersten zu: »Du bist es nicht, den sie in Dir liebt!« Denn er hatte sie überrascht, wie sie inmitten der heftigsten Zärtlichkeiten, womit sie ihn geschmeidig umschlang und umkoste, geistesabwesend und ganz versunken in den Anblick eines Armbandes war, das sie am Arme trug und auf dem Tressignies das Bild eines Mannes entdeckte. Einige spanische Worte, die Tressignies, der dieser Sprache nicht mächtig war, nicht verstand, und die sie in ihre bacchantischen Rufe mengte, schienen ihm an das Bild gerichtet zu sein. Der Gedanke,

dass er »einen anderen« vorstellte — die Stelle eines anderen bei ihr vertrat, die Vorstellung jener Substitution, die leider so gewöhnlich ist, infolge unserer kläglichen Sitten und unserer verderbten Phantasie, jener Ersatz des Unerreichbaren, zu dem verzweifelte Seelen greifen, die den Gegenstand ihrer Liebe nicht besitzen können und sich darum auf den Schein stürzen, bemächtigte sich heftig seines Geistes und ließ ihn vor Wuth erstarren.

In einem jener Anfälle von Eifersucht und bestialischer Eitelkeit, deren der Mann nicht Herr werden kann, packte er sie rauh am Arm und wollte das Armband sehen, das sie mit so viel Glut betrachtete, die sicherlich nicht ihm galt, in einem Augenblick, wo diese Frau ihm hätte ganz und gar gehören müssen.

»Zeig mir das Bild!« sagte er mit einer Stimme, die noch rauher war als der Griff seiner Hand.

Sie hatte begriffen, aber ohne Stolz sagte sie: »Du wirst doch nicht auf eine Dirne wie mich eifersüchtig sein.« Nur war es nicht das Wort Dirne, das sie anwendete. Nein, zu Tressignies' Verwunderung bezeichnete sie sich mit dem gemeinsten Ausdruck, mit dem nur ein Packträger sie hätte beschimpfen können.

»Du willst es sehen!« fügte sie hinzu. »Nun denn! schau Dir's an.«

Und sie hielt ihm ihren in Schweiß gebadeten schönen Arm vor die Augen.

Es war das Bild eines hässlichen, schwächlichen Mannes, mit olivenfarbenem Teint und

gelblich-schwarzen Augen, sehr düster, aber nicht ohne Adel; vom Aussehen eines Räubers oder eines spanischen Granden. Und es musste wohl ein spanischer Grand sein, denn er trug die Kette des goldenen Vlieses um den Hals.

»Wo hast Du das hergenommen?« fragte Tressignies, der sich dachte: Sie wird mir einen Roman erzählen; die gewöhnliche Verführungsgeschichte, die Erzählung von dem »Ersten«, die sie alle zum besten geben . . . .

»Hergenommen!« rief sie entrüstet. »Das hat er mir, Pro Dios, wohl selber gegeben!«

»Wer er? Dein Geliebter natürlich?« sagte Tressignies. »Du wirst ihn verrathen haben, er hat Dich davongejagt und Du wirst dann so weit heruntergekugelt sein.«

»Es ist nicht mein Geliebter,« entgegnete sie kalt, so unempfindlich wie Stahl bei diesen beleidigenden Vermuthungen.

»Vielleicht ist er es nicht mehr,« sagte Tressignies, »aber Du liebst ihn noch immer: ich habe es gerade zuvor in Deinen Augen gesehen.«

Sie begann bitter zu lachen.

»Du verstehst also ebenso wenig von der Liebe wie vom Hass?« rief sie: »Diesen Mann lieben? Ich verabscheue ihn ja! Es ist mein Gatte.«

»Dein Gatte!«

»Ja, mein Gatte!« wiederholte sie; »der erste Cavalier von Spanien, dreifacher Herzog, vier-

facher Marquis, fünffacher Graf, Grand von Spanien zu verschiedenen Graden, Ritter vom Goldenen Vlies. Ich bin die Herzogin Arcos de Sierra-Leone.«

Tressignies, der von diesen unglaublichen Worten wie vernichtet war, hegte doch nicht den mindesten Zweifel an dieser überwältigenden Mittheilung.

Er war überzeugt, dass diese Dirne nicht gelogen hatte.

Er hatte sie soeben erkannt. Die Ähnlichkeit, die ihn auf dem Boulevard frappiert hatte, war gerechtfertigt.

Er war ihr schon begegnet, und vor nicht gar zu langer Zeit! Es war in Saint-Jean-de-Luz, wo er einen Sommer die Badesaison mitgemacht hatte. Gerade diesen Sommer hatte die vornehmste Gesellschaft von Spanien sich an der französischen Küste in der kleinen Stadt zusammengefunden, die so spanisch ist, dass man sich noch in Spanien glauben könnte, und dass die fanatischesten spanischen Patrioten dort den Sommer verbringen können, ohne ihrer Heimat untreu zu erscheinen.

Die Herzogin von Sierra-Leone hatte einen ganzen Sommer hindurch diesen Ort bewohnt, der durch seine Sitten, seinen Anstrich, seinen Charakter und seine historischen Erinnerungen so durchaus spanisch ist; denn man wird sich erinnern, dass hier die Hochzeitsfeier von Ludwig XIV. stattfand, nebenbei gesagt, dem einzigen König, der Ähnlichkeit mit einem König von

Spanien hatte, und hier war es auch, wo nach dem Schiffbruch das große gewaltige Lebensschiff der Prinzessin des Ursins zerschellte. Die Herzogin von Sierra-Leone befand sich damals — wie man sagte — in ihren Flitterwochen mit dem reichsten und vornehmsten Aristokraten von Spanien. Als Tressignies in dem Fischernest ankam, das der Welt die gefährlichsten Piraten geschenkt, entfaltete sie ein Gepränge, wie man es seit den Tagen Ludwigs XIV. nicht wieder gesehen, und eine Schönheit, welche selbst die der Baskinnen, die mit ihren hohen classischen Gestalten und den ultramarinblauen, grünlich schillernden Augen wahrlich keinen Vergleich zu scheuen brauchen, noch schlug. Von dieser Schönheit angezogen, und durch seine Geburt wie durch sein Vermögen berechtigt, in alle Kreise zu kommen, bemühte sich Tressignies bis zu ihr zu gelangen, aber die spanische Gesellschaft, die sich um die Herzogin scharte und deren Königin sie war, schloss sich in jenem Sommer streng ab und öffnete sich keinem der Franzosen, welche die Saison in Saint-Jean-de-Luz verbrachten. Die Herzogin, die er nur von Ferne am Strand oder in der Kirche sah, reiste ab, ohne dass er sie persönlich kennen lernte, und haftete deshalb in seinem Gedächtnis wie einer jener Meteore, die umso leuchtender in unserer Erinnerung leben, weil sie entschwunden sind und wir sie nie wiedersehen werden! Er durchreiste Griechenland und einen Theil von Asien, aber keines der herrlichsten Geschöpfe

dieser Länder, wo die Schönheit so viel Raum einnimmt, dass man das Paradies ohne sie nicht begreift, vermochte das beharrliche und glänzende Bild der Herzogin zu verlöschen.

Und eben diese Herzogin, die er für einen Augenblick bewundert und die ihm dann entschwunden war, trat heute durch den merkwürdigsten und unbegreiflichsten Zufall wieder in sein Leben und kreuzte seine Wege!

Sie übte ein schändliches Gewerbe; er hatte sie gekauft. Sie hatte ihm soeben angehört. Sie war nichts als eine Prostituierte, und zwar aus den niedersten Schichten der Prostitution, denn auch in der Welt der Verworfenheit gibt es eine Hierarchie! .... Die prächtige Herzogin von Sierra-Leone, von der er geträumt, die er vielleicht geliebt — denn der Traum und die Liebe wohnen so nah beieinander in unseren Seelen! — war nichts mehr .... war das denn möglich? .... als eine Dirne des Pariser Pflasters!!! Sie war es, die sich soeben in seinen Armen gewälzt, wie sie sich vermuthlich den Abend zuvor in den Armen eines anderen gewälzt — eines Erstenbesten, wie er selber — und die sich vermuthlich morgen, wer weiß? vielleicht schon in einer Stunde in den Armen eines dritten wälzen würde! A! diese entsetzliche Entdeckung traf ihn wie ein eisiger Keulenschlag in die Brust, vor die Stirn.

Der Mann in ihm, der vor kaum einem Augenblick geflammt — dem es in seinem Delirium war, als liefen Feuerzungen den Plafond dieses

gluterfüllten Raumes entlang, war plötzlich ernüchtert, erkältet, vernichtet. Der Gedanke, die Gewissheit, dass es wirklich die Herzogin von Sierra-Leone sei, hatte sein Verlangen, das so rasch erloschen war, wie eine Kerze, die man ausbläst, nicht aufs neue entfacht, ihn nicht veranlasst, die Lippen gieriger an den feurigen Kelch zu legen, aus dem er zuvor in vollen Zügen getrunken. Indem sie sich ihm entdeckte, hatte die Herzogin die Courtisane mit hinweggenommen! Es gab für ihn nun hier nichts mehr als die Herzogin; aber in welcher Verfassung! besudelt, verdorben, verloren, eine Frau im Meere, höher als von leukadischen Felsen hinabgesunken in ein Meer von ekligem Schlamm, zu widerwärtig, um sie wieder herauszufischen! Er betrachtete sie mit blödem Blick, wie sie düster und starr aufgerichtet vor ihm saß, ins Tragische verkehrt; aus einer Messaline plötzlich zu einer geheimnisvollen Agrippina geworden; sie war an die äußerste Ecke des Divans gerückt, und ihm kam nicht einen Augenblick die Lust an, dies Geschöpf, dessen herrliche Formen er früher mit begeisterten Händen umklammert, auch nur mit einem Finger zu berühren, um sich zu vergewissern, dass dies wirklich der Körper der Frau sei, die früher sein Blut zum Sieden gebracht, dass es kein Phantom war — dass er nicht träumte — dass er nicht toll war! Indem die Herzogin hinter der Dirne zum Vorschein kam, hatte sie diese vernichtet.

»Ja,« sagte er ihr mit einer Stimme, die sich

mühsam von der Kehle löste, wo sie fest klebte, so sehr hatte das, was er vernahm, ihn gewürgt! — »ich glaube Ihnen (er duzte sie schon nicht mehr), denn ich erkenne Sie. Ich habe Sie vor drei Jahren in Saint-Jean-de-Luz gesehen.«

Bei diesem Namen gieng ein Leuchten über diese Stirn, die für ihn durch ihr unglaubliches Bekenntnis in so geheimnisvolles, an Wunder grenzendes Dunkel gehüllt war.

»Ach!« sagte sie erhellt von dem Schimmer dieser Erinnerung, »damals umgaben mich alle berauschenden Herrlichkeiten des Lebens, und jetzt . . . .«

Der Glanz war schon wieder erloschen, aber sie hatte den eigenwilligen Kopf nicht gesenkt.

»Und jetzt?« . . . . gab Tressignies als Wiederhall zurück.

»Jetzt,« fuhr sie fort, »lebe ich nur mehr im Rausch der Rache . . . .

Aber,« fügte sie mit intensiver Leidenschaftlichkeit hinzu, »diese Rache soll tief genug werden, um an ihr zu sterben, wie die Mosquitos meines Landes, vollgesogen mit Blut, in der Wunde sterben, die sie zugefügt!«

Und in den Zügen Tressignies' lesend, sagte sie:

»Sie verstehen nicht recht, aber Sie sollen verstehen lernen. Sie wissen wohl, wer ich bin, aber Sie wissen nicht ganz, was ich bin. Wollen Sie es wissen? Wollen Sie meine Geschichte hören? Wollen Sie es?« wiederholte sie mit erregter Eindringlichkeit. »Ich, ich möchte sie allen

erzählen, die hieherkommen! Der ganzen Welt möchte ich sie erzählen! Ich wäre dadurch tiefer erniedrigt, aber ich wäre gründlicher gerächt!«

»Erzählen Sie,« sagte Tressignies, von einer Neugier, einem Interesse gepackt, wie er es so spannend nie zuvor weder im Leben noch im Theater oder beim Lesen empfunden. Er ahnte, dass diese Frau ihm Dinge erzählen würde, wie er noch keine vernommen. Er dachte nicht mehr an ihre Schönheit. Er betrachtete sie, als hätte er der Autopsie ihres Leichnams anwohnen sollen. Würde sie vermögen, denselben für ihn aufs neue zu beleben? . . . .

»Ja,« fieng sie wieder an, »ich wollte die Geschichte schon oft denen, die hieherkamen, erzählen; aber sie sagen, sie kämen nicht hieher, um Geschichten anzuhören. Wenn ich anfieng, unterbrachen sie mich oder giengen davon, wie Bestien, die gesättigt sind von dem, was sie hier gesucht! Gleichgiltig, spöttisch, verletzend nannten sie mich eine Lügnerin oder eine Verrückte. Sie glaubten mir nicht, während Sie mir glauben. Sie, Sie haben mich ja in Saint-Jean-de-Luz gesehen, umgeben von allen Triumphen einer glücklichen Frau, auf den Höhen des Lebens, wie ein Diadem den Namen Sierra-Leone tragend, den ich nun an der Schleppe meines Kleides durch alle Pfützen schleife, wie man einst das Wappenschild eines entehrten Ritters am Schweif eines Pferdes durch den Koth schleifte. Dieser Name, den ich hasse und mit dem ich mich nur noch schmücke, um ihn zu erniedrigen, wird noch heute von dem

höchsten Aristokraten Spaniens getragen, dem Stolzesten unter denen, die das Vorrecht haben, bedeckten Hauptes vor seiner Majestät dem König zu stehen, der sich für zehnmal vornehmer hält als den König. Was sind für den Herzog Arcos von Sierra-Leone die vornehmsten Geschlechter: Castilien, Aragon, Transtamare, Österreich und Bourbon, die über Spanien geherrscht?

Er ist, so sagt er, von älterem Adel als sie. Er stammt von den alten Gothenkönigen und ist durch Brunhilde mit den Merovingern von Frankreich verwandt. Er schmeichelt sich, in seinen Adern unverfälschtes »*sangre azul*« zu haben, wovon die ältesten Familien, durch Missheiraten erniedrigt, heute nur noch wenige Tropfen besitzen .... Don Christoval d'Arcos, Herzog von Sierra-Leone, und »*otros ducados*«, hatte sich seinerseits nicht mesalliiert, als er mich heiratete. Ich bin eine Turre-Cremata, aus dem alten, italienischen Geschlecht der Turre-Crematas, das in mir erlischt, sehr würdig übrigens, den Namen Turre-Cremata (verbrannter Thurm) zu tragen, denn ich werde von allen Feuern der Hölle verbrannt. Der Großinquisitor Torquemada, der von Haus aus ein Turre-Cremata war, hat während seines ganzen Lebens nicht so viel Qualen verhängt, als in diesem verdammten Busen angehäuft sind .... Sie müssen wissen, dass die Turre-Crematas nicht weniger stolz waren, als die Sierra-Leones. In zwei gleich mächtige Linien geschieden, waren sie durch Jahrhunderte allmächtig in Spanien wie in Italien. Im fünfzehnten

Jahrhundert unter dem Pontificat Alexanders VI., gaben sich die Borgias, die sich, berauscht von der großen päpstlichen Macht Alexanders mit allen königlichen Häusern von Europa verschwägern wollten, für unsere Verwandten aus; aber die Turre-Cremata wiesen diese Anmaßung verächtlich zurück, und zwei unter ihnen bezahlten diesen kühnen Hochmuth mit ihrem Leben. Sie wurden, sagt man, von Cäsar vergiftet. Meine Vermählung mit dem Herzog von Sierra-Leone war Sache einer Familienabmachung. Weder auf seiner, noch auf meiner Seite spielte die Neigung eine Rolle. Es war etwas ganz Natürliches, dass eine Turre-Cremata einen Sierra-Leone heiratete. Es war auch für mich selber etwas ganz Natürliches, die ich in der strengen Etikette der alten spanischen Häuser erzogen war, jener harten, einengenden und unerbittlichen Etikette, welche die des Escurials wiederspiegelt und die Herzen am Schlagen verhindern würde, wenn die Herzen nicht stärker wären als dieser eiserne Panzer. Ich hatte eines jener Herzen — ich liebte Don Esteban. Ehe ich ihm begegnete, war meine Ehe ohne Herzensglück (ich ahnte sogar nicht einmal, dass ich ein Herz habe!), die ernste Angelegenheit, die sie einst in dem ceremoniösen und katholischen Spanien war und es heute nur noch in einigen vornehmen Familien ist, welche die alten Sitten beibehalten haben. Der Herzog von Sierra-Leone war ein zu eingefleischter Spanier, um nicht die Sitten der Vergangenheit zu bewahren. Was immer Sie in Frankreich von dem Ernste

Spaniens, dieses hochmüthigen, schweigsamen, düsteren Landes, gehört haben mögen, das hatte der Herzog an sich und übertraf es noch.

Zu stolz, um anderwärts als auf seinen Gütern zu leben, bewohnte er ein feudales Schloss an der portugiesischen Grenze, und zeigte sich in all seinen Gewohnheiten noch feudaler als sein Schloss. Ich lebte neben ihm, zwischen meinem Beichtvater und meinen Kammerfrauen, jenes prächtige, öde und einförmige Leben, das jede andere Seele als die meinige vor Langweile zermalmt hätte. Aber ich war dazu erzogen, das zu sein, was ich war: die Gattin eines spanischen großen Herrn.

Dann war ich so tief religiös, wie es einer Frau meines Ranges zukommt, und war von fast ebenso unerschütterlicher Ruhe wie meine Vorfahren, welche die Säle und Hallen des Schlosses von Sierra-Leone schmückten, und die man dort mit stolzen strengen Mienen in ihren eisernen Harnischen oder starren Staatsgewändern dargestellt sehen konnte. Ich sollte diese Generationen majestätischer und tadelloser Frauen, deren Tugend von ihrem Stolze gehütet wurde wie ein Brunnen von einem Löwen, um eine weitere Generation vermehren. Die Einsamkeit, in der ich lebte, bedrückte meine Seele nicht, die so stille war wie die rothen Marmorfelsen, die Sierra-Leone umgeben.

Ich ahnte nicht, dass unter diesen Felsen ein Vulcan schlummerte. Ich lag in dem Schlaf, der der Geburt vorangeht, aber ein einziger Blick

eines Mannes sollte mich zum Leben erwecken und mir die Feuertaufe geben. Don Esteban, Marquis von Vasconcellos, von portugiesischer Rasse, ein Vetter des Herzogs, kam nach Sierra-Leone; und die Liebe, von der ich bis dahin nur durch ein paar mystische Bücher einen Begriff gehabt, überfiel mein Herz, wie ein Adler von oben auf ein Kind herabstößt, das er davonträgt, und das schreit .... auch ich schrie. Ich war nicht umsonst eine Spanierin aus alter Familie.

Mein Stolz bäumte sich auf gegen das, was ich empfand in Gegenwart dieses Don Esteban, der sich meiner mit so empörender Gewalt bemächtigte. Ich sagte dem Herzog, er möge ihn unter dem einen oder anderen Vorwand fortschicken, ihn veranlassen, möglichst rasch das Schloss zu verlassen .... ich hätte bemerkt, dass er für mich ein Gefühl hege, das einer Beleidigung gleichkam.

Aber Don Christoval antwortete mir wie der Herzog von Guise auf die Warnung, dass Heinrich III. ihn ermorden würde: »Er würde es nicht wagen!« Es war dies eine Herausforderung des Schicksals, das sich rächte und sich vollzog. Dies Wort warf mich in Estebans Arme« ....

Sie hielt einen Augenblick ein, und er hörte ihr zu, wie sie die gewählte Sprache führte, die schon an sich bewiesen hätte, falls er daran gezweifelt, dass sie das war, was sie zu sein vorgab: die Herzogin von Sierra-Leone. Wahrhaftig! die

Dirne vom Boulevard war nun gänzlich ausgelöscht. Man hätte geschworen, es sei eine abgestreifte Maske, hinter der das wahre Gesicht, die wahre Person zum Vorschein kam. Die Haltung dieses zügellosen Körpers war wieder keusch geworden. Indes sie sprach, hatte sie einen Shawl, der zufällig hinter ihr auf dem Sofa lag, ergriffen und sich darein gehüllt ... Sie hatte seine Falten um den »verdammten Busen« gezogen — wie sie ihn benannte, dem aber die Prostitution nichts von seiner vollendeten Rundung, seiner jungfräulichen Strammheit geraubt. Selbst ihre Stimme hatte den rauhen Klang von der Straße verloren .... vielleicht war es eine Täuschung, die durch das, was sie sagte, hervorgebracht wurde, aber es schien Tressignies, als hätte diese Stimme einen reinen Klang — als hätte sie ihren Adel wiedergefunden.

»Ich weiß es nicht,« fuhr sie fort, »ob andere Frauen ebenso sind wie ich; aber jener ungläubige Hochmuth des Don Christoval, jenes ruhige und verächtliche: »Er würde es nicht wagen!« gegenüber dem Manne, den ich liebte, beleidigte mich für ihn, der schon im Innersten meines Wesens Besitz von mir ergriffen hatte wie ein Gott. »Beweise ihm, dass Du es wagst!« sagte ich ihm noch an demselben Abend, ihm meine Liebe bekennend. Ich hatte nicht nöthig, es ihm zu sagen. Esteban vergötterte mich seit dem ersten Tag, wo er mich gesehen. Unsere Liebe war so gleichzeitig entbrannt wie zwei Pistolenschüsse, die man zugleich abfeuert und die töt-

lich treffen .... Ich hatte meine Pflicht als spanische Ehefrau erfüllt, indem ich meinen Gatten warnte. Ich war ihm schließlich als seine Gemahlin nicht mehr schuldig als mein Leben, und mein Leben hätte er mir sicherlich genommen, hätte er, wie ich es wollte, dem Don Esteban die Thür gezeigt, ihn aus seinem Schloss gewiesen. Bei der Raserei meines entfesselten Herzens wäre ich daran gestorben, ihn nicht mehr zu sehen, und ich hatte mich dieser schrecklichen Gefahr ausgesetzt. Aber da er, der Herzog, mein Gatte, mich nicht verstanden hatte, da er sich so erhaben glaubte über Vasconcellos, dass es ihm unglaublich schien, derselbe könnte seine Blicke und seine Huldigung bis zu mir erheben, so trieb ich den Heroismus der ehelichen Pflicht nicht weiter gegenüber einer Liebe, die mein Meister war .... Ich werde nicht versuchen, Ihnen eine genaue Vorstellung von dieser Liebe zu geben ... Vielleicht würden selbst Sie mir nicht glauben ... Aber was liegt, im Grunde genommen, daran, was Sie denken werden! Sie mögen mir glauben oder auch nicht! es war eine zugleich glühende und keusche Liebe, eine ritterliche, romantische, fast heilige, fast mystische Liebe. Freilich waren wir kaum zwanzig Jahre alt, und waren aus dem Lande der Bivaren, des Ignatius von Loyola und der heiligen Therese.

Ignatius, dieser Ritter der heiligen Jungfrau, liebte die Himmelskönigin nicht reiner, als Vasconcellos mich liebte; und ich meinerseits empfand für ihn etwas von der ekstatischen Liebe der

heiligen Therese für ihren himmlischen Bräutigam.

Ehebruch, pfui doch! Dachten wir denn daran, ehebrecherisch zu sein? Die Herzen schlugen so hoch in unserer Brust, wir lebten in einer Atmosphäre so erhabener und unirdischer Gefühle, dass wir nichts von den unreinen sinnlichen Gelüsten der gewöhnlichen Liebschaften empfanden. Hätte ein solcher Seelenzustand angedauert? War es wohl möglich, dass er andauerte? Spielten wir nicht, ohne es zu wissen, das für die schwache Creatur gefährlichste aller Spiele, und mussten wir nicht in gegebener Zeit von dieser unbefleckten Höhe herabgeschleudert werden? . . . .

Esteban war fromm wie ein Priester, wie ein portugiesischer Ritter aus der Zeit von Albuquerque; ich taugte gewiss nicht so viel wie er, aber ich setzte in ihn und die Reinheit seiner Liebe ein Vertrauen, das die Reinheit der meinigen entflammte.

Ich stand in seinem Herzen wie eine Muttergottes in einer goldenen Nische — mit einer Lampe zu Füßen — einer ewigen Lampe. Er liebte meine Seele um meiner Seele willen.

Er war einer jener seltenen Liebhaber, welche die Frau, die sie anbeten, groß wollen. Er wollte mich edel, hingebend, heroisch wie eine große Frau aus der Zeit, wo Spanien groß war. Er hätte vorgezogen, mich eine schöne That vollbringen zu sehen, als Brust an Brust mit mir zu walzen! Könnten die Engel sich vor dem Thron Gottes lieben, dann müssten sie sich so

lieben, wie wir uns geliebt .... Wir giengen so völlig ineinander auf, dass wir viele Stunden allein zusammen verbrachten, Hand in Hand, Aug in Aug, imstande alles zu thun, da wir doch allein waren, aber so selig, dass wir uns nichts weiter wünschten. Manchmal schmerzte uns dies ungeheuere Glück, das uns überflutete, weil es so intensiv war, und wir wünschten zu sterben, aber eins mit dem anderen, eins für das andere, und wir verstanden damals das Wort der heiligen Therese: »Ich sterbe vor Verlangen zu sterben!«, dies Verlangen des Geschöpfes, das am Ende seiner Kräfte unter einer grenzenlosen Liebe erliegt und diesem Strom unendlicher Liebe mehr Platz zu schaffen wähnt durch das Zertrümmern des Gefäßes und den Tod. Ich bin nun die letzte der gefallenen Creaturen; aber werden Sie es glauben, dass zu jener Zeit die Lippen Estebans niemals die meinigen berührten, und dass ein Kuss, den er einer Rose aufdrückte, und den ich von dort empfieng, mich fast der Sinne beraubte? In den Tiefen des Abgrundes von Entsetzen, in den ich mich freiwillig gestürzt, erinnere ich mich zu meiner Qual in jedem Augenblick der himmlischen Wonnen jener reinen Liebe, in der wir lebten, versunken, weltvergessen und offenbar so leicht zu durchschauen in der Unschuld dieser göttlichen Liebe, dass Don Christoval ohne große Mühe erkannte, dass wir uns vergötterten. Wir lebten mit dem Blick in den Wolken. Wie hätten wir da bemerken sollen, dass er von Eifersucht erfüllt war, und

von welcher Eifersucht! Der einzigen, deren er fähig war: der Eifersucht des Stolzes. Er überraschte uns nicht. Man überrascht nur die, die sich verstecken.

Wir versteckten uns nicht. Warum hätten wir uns verstecken sollen? Wir waren so klar wie die Flamme am hellen Tag, die man trotz des Tageslichtes sieht, und überdies überquoll das Glück in uns zu sehr, als dass man es nicht hätte sehen sollen, und der Herzog sah es! Wohlan! Esteban hatte »gewagt«! Ich auch!

Eines Abends waren wir wie gewöhnlich beisammen, so wie wir unser Leben verbrachten, seit wir uns liebten, allein, nur durch den Blick verbunden; er mir zu Füßen, vor mir wie vor der heiligen Jungfrau, in so tiefer Versunkenheit, dass wir keiner Zärtlichkeit bedurften. Plötzlich trat der Herzog ein mit zwei Schwarzen, die er von den Colonien, wo er lange Zeit Gouverneur war, mit heimgebracht hatte. Wir bemerkten sie nicht in unserer himmlischen Versunkenheit, die unsere Seelen entführte, indem sie sie vereinigte, als plötzlich Estebans Kopf schwer auf meine Knie fiel. Er war erdrosselt! Die Schwarzen hatten ihm einen jener entsetzlichen Lassos um den Hals geworfen, mit denen man drüben in Mexico die wilden Büffel tödtet.

Es war so rasch wie der Blitz! Aber ein Blitz, der mich nicht erschlug. Ich fiel nicht in Ohnmacht, ich schrie nicht auf. Keine Thräne kam aus meinen Augen. Ich blieb stumm und starr, in einem namenlosen Entsetzen, aus dem ich nur

durch ein Zerreißen meines ganzen Wesens erwachte. Ich fühlte, dass man mir die Brust aufschlitzte und mir das Herz herausriss. Ach! ich war es nicht, der man es herausriss: Esteban entriss man es, dem Leichnam Estebans, der erdrosselt zu meinen Füßen lag, mit aufgeschlitzter Brust, von den Händen jener Ungeheuer durchwühlt wie ein Sack! Ich hatte gefühlt, so sehr war ich durch die Liebe eins mit ihm, was Esteban gefühlt hätte, wäre er am Leben gewesen. Ich hatte den Schmerz gefühlt, den sein Leichnam nicht empfand, und das hatte mich aus der Starrheit gerissen, in die ich vor Entsetzen versank, als sie ihn mir erwürgten. Ich warf mich ihnen entgegen: »Nun komm ich dran!« rief ich ihnen zu. Ich wollte desselben Todes sterben und bot meinen Kopf der scheußlichen Schlinge dar. Sie schickten sich schon an, ihn zu fassen, da rief der Herzog, der stolze Herzog, der sich für vornehmer hielt als den König: »Die Königin berührt man nicht!« und brachte sie zum Weichen, indem er sie mit der Hetzpeitsche peitschte.

»Nein, Madame, Sie werden leben,« sagte er zu mir, »aber um ewig an das zu denken, was Sie nun sehen werden« .... und er pfiff. Zwei mächtige wilde Hunde stürzten herein. »Man werfe den Hunden das Herz des Verräthers zum Fressen vor!« befahl er.

Bei diesen Worten richtete sich etwas in mir, ich weiß selbst nicht was, wieder auf:

»Geh doch, räche Dich gründlicher!« sagte

ich zu ihm. »Mir musst Du es zu essen geben!«

Er war wie entsetzt von meinem Einfall .... »Du liebst ihn also wahnsinnig?« entgegnete er.

Ach! ich liebte ihn mit einer Leidenschaft, die er nun zum äußersten getrieben hatte. Ich liebte ihn so sehr, dass ich weder Furcht noch Ekel vor diesem blutenden Herzen empfand, das noch voll von mir, heiß von mir war, und ich wollte es in mein Inneres aufnehmen, dies Herz .... Auf den Knien, mit gefalteten Händen flehte ich darum! Ich wollte jenem edeln, angebeteten Herzen jene gotteslästerliche, himmelschreiende Schändung ersparen .... ich hätte mit diesem Herzen communiciert wie mit einer Hostie. War er nicht mein Gott?....

Die Erinnerung an Gabriele de Vergy, deren Geschichte wir beide, Esteban und ich, so oft zusammen gelesen, war in mir aufgetaucht. Und ich beneidete sie!....

Ich fand sie glücklich, weil sie ihre Brust zum Grab des Mannes gemacht, den sie geliebt. Aber der Anblick einer solchen Liebe machte den Herzog unerbittlich. Seine Hunde zerrissen das Herz Estebans vor meinen Augen. Ich machte es ihnen streitig; ich rang mit ihnen darum. Ich konnte es ihnen nicht entreißen. Sie bedeckten mich mit schrecklichen Bissen und rieben und wischten ihre blutigen Schnauzen an meinen Kleidern.«

Sie unterbrach sich. Sie war bei der Erinnerung leichenfahl geworden, und nach Athem

ringend, mit einer heftigen Geberde erhob sie sich, und eine Lade am bronzenen Handgriff packend und aufreißend, zeigte sie Tressignies ein zerfetztes Kleid, das an mehreren Stellen Blutspuren trug:

»Sehen Sie,« sagte sie, »das ist das Blut vom Herzen des Mannes, der mich liebte, und das ich den Hunden nicht entreißen konnte! Wenn ich allein bin in jenem scheußlichen Leben, das ich führe, wenn der Ekel mich befällt, wenn der Schlamm mir in der Kehle aufsteigt und mich erstickt, wenn der Geist der Rache in mir erlahmt, wenn die einstige Herzogin zurückkehrt und ich mich vor der Dirne entsetze, dann wickle ich mich in dies Kleid, ich hülle meinen befleckten Körper in seine rothen, für mich immer noch brennenden Falten und erwärme meine Rache daran. Sie sind ein Talisman, jene blutigen Lumpen! Habe ich sie um den Körper, dann packt die Wuth nach Rache mich bei den Eingeweiden, und es ist mir, als fände ich Kraft für eine Ewigkeit!«

Tressignies erschauerte, während er der unheimlichen Frau zuhörte. Er erschauerte vor ihren Gesten, ihren Worten, ihrem Antlitz, das zu einem Gorgonenantlitz geworden war: es war ihm, als sähe er um ihren Kopf die Schlangen, die diese Frau im Herzen trug.

Er begann nun — der Vorhang fieng an, sich zu heben! — das Wort »Rache«, das sie so oft wiederholte, das ihr beständig auf den Lippen flammte, zu verstehen.

»Die Rache! ja,« begann sie wieder, »Sie verstehen nun, was sie ist, meine Rache! Ich habe sie unter allen gewählt, wie man unter allerhand Dolchen den wählt, der am meisten Leiden zufügt, die schartige Klinge, die das verhasste Wesen, das man umbringen will, am meisten zerfleischt. Ihn einfach und mit einem Schlag töten, diesen Mann, das wollte ich nicht! Hatte er Vasconcellos mit seinem Degen wie einen Edelmann getödtet? Nein! er hatte ihn von seinen Dienern umbringen lassen. Er hatte sein Herz vor die Hunde geworfen und seinen Leichnam vielleicht ins Beinhaus. Ich wusste es nicht. Ich habe es nie erfahren. Ihn für all das bloß töten? Nein! das war zu sanft und zu rasch! Es erforderte etwas Langsameres und Grausameres ... Überdies war der Herzog tapfer.

Er fürchtete den Tod nicht. Die Sierra-Leones hatten ihm zu allen Zeiten getrotzt. Aber sein Stolz, sein unbändiger Stolz war feig, wenn es Schande galt.

So musste man ihn also in seinem Stolz treffen und kreuzigen. Man musste also den Namen schänden, auf den er so stolz war. Nun denn! ich schwor mir, dass ich diesen Namen in den widerwärtigsten Schlamm tauchen wollte, dass ich ihn in Schmach, in Unrath, in Koth verwandeln würde!

Und deshalb wurde ich, was ich bin — eine öffentliche Dirne — die Dirne Sierra-Leone, die Sie heute Abend aufgegabelt hat!« ....

Sie sprach diese Worte mit Augen, die Funken

zu sprühen begannen vor Freude über den wohlgezielten Schlag.

»Aber,« fragte Tressignies, »weiß er, der Herzog, was Sie geworden sind?«

»Wenn er es nicht weiß, so wird er es eines Tages erfahren,« antwortete sie, mit der sicheren Zuversicht einer Frau, die für alles gesorgt, die alles berechnet hat und der Zukunft gewiss ist. »Die Kunde von dem, was ich treibe, kann ihn jeden Tag erreichen und meine Schande ihn mit Koth bespritzen! Einer von den Männern, die hieherkommen, kann ihm die Schande seiner Frau ins Gesicht speien, jenen Auswurf, der sich nie wieder abwaschen lässt; aber das wäre nur ein Zufall, und ich werde meine Rache nicht einem Zufall überlassen! Ich habe beschlossen, an ihr zu sterben, damit sie sicherer sei; mein Tod wird sie besiegeln, indem er sie vollendet.«

Tressignies ward irre durch das Geheimnisvolle dieser letzten Worte; aber sie machte sie bald abscheulich deutlich:

»Ich will dort sterben, wo die Frauenzimmer meiner Art sterben,« begann sie wieder. »Erinnern Sie sich! . . . . Unter Franz I. gab es einen Mann, der sich bei einer meinesgleichen eine abscheuliche und entsetzliche Krankheit holte, die er seiner Frau mittheilte, damit sie den König, dessen Geliebte sie war, damit vergifte und auf diese Weise rächte er sich an allen beiden . . . Ich werde nicht weniger thun als jener Mann. Bei dem schauderhaften Leben, das ich allabendlich führe, muss es wohl eines Tages geschehen,

dass die Lustseuche die Prostituierte ergreifen und zernagen und dass sie in Stücke fallen und in einem schandbaren Hospital zugrunde gehen wird. O! dann wird mein Leben bezahlt sein!« fügte sie mit der Begeisterung der entsetzlichsten Hoffnung hinzu; »dann wird es Zeit sein, dass der Herzog von Sierra-Leone erfährt, wie seine Frau, die Herzogin von Sierra-Leone, gelebt hat und wie sie stirbt!«

Tressignies hatte an eine so tiefe Rachsucht nicht geglaubt, die alles übertraf, was die Geschichte ihn gelehrt. Weder das Italien des XVI. Jahrhunderts noch Corsica, jene Länder, die wegen der Unerbittlichkeit ihrer Rachsucht so berühmt sind, boten seinem Gedächtnis ein Beispiel eines überlegteren und entsetzlicheren Vergeltungsplanes als den dieser Frau, die sich durch sich selber an Körper und Seele rächte! Er war erschrocken über jenes erhabene Grauenvolle, denn eine derartige Intensität der Gefühle ist erhaben. Nur ist es die Erhabenheit der Hölle.

»Und selbst wenn er es nicht erführe,« setzte sie hinzu, ihre Seele immer mehr vor ihm enthüllend, »so weiß ich es doch! Ich weiß, was ich jeden Abend thue — weiß, dass ich diesen Schlamm trinke, der Nectar ist, weil er meine Rache ist! .... Schwelge ich denn nicht jeden Augenblick in dem Gedanken, was ich bin? Habe ich denn, indess ich ihn besudle, diesen stolzen Herzog, nicht im Innersten das berauschende Bewusstsein, dass ich ihn besudle? Sehe ich nicht deutlich im Geiste, was er leiden würde, wenn er es wüsste? ....

Gewiss sind Gedanken wie die meinigen wahnsinnig, aber gerade in ihrer Tollheit liegt das Glück!

Wie ich von Sierra-Leone geflohen bin, habe ich dieses Bild des Herzogs mitgenommen, um diesem Bild, als wäre er es selbst, die Schande meines Lebens zu zeigen! Wie oft habe ich zu ihm gesagt, als könnte es hören und sehen: »Schau doch! schau!« Und wenn der Widerwillen mich in Eueren Armen packt — denn er packt mich immer: ich kann mich an den Geschmack dieses Schlammes nicht gewöhnen! — dann ist dieses Armband meine Zuflucht« — und sie hob ihren Arm mit einer tragischen Geberde — »dieser glühende Reifen, der mich bis ins Mark hinein brennt, und den ich dennoch anbehalte, trotz der Qual, ihn zu tragen, damit ich den Henker Estebans nie vergessen kann, damit sein Bild meinen Taumel entfache, jenen Taumel rächenden Hasses, den die Männer in ihrer Dummheit und Einbildung für die Wirkung der Liebesfreuden halten, die sie mir gewähren! Ich weiß nicht, wer Sie sind; aber Sie sind sicherlich nicht wie die anderen, die sonst hiehergekommen; und doch haben auch Sie noch vor wenigen Augenblicken geglaubt, dass ich noch ein menschliches Wesen bin, dass noch eine Fiber in mir zu erbeben vermag; während doch in mir nichts war als der Gedanke, Esteban an diesem Ungeheuer zu rächen! Sein Bild ist für mich wie der Sporenstich der breiten Schneide, die der Araber seinem Pferde in die Weichen

drückt, um es durch die Wüste zu treiben. Ich, ich hatte noch größere Gebiete der Schande zu durchmessen, und ich drückte mir dies verhasste Bild tief in die Augen, tief ins Herz, um mich höher aufzubäumen unter Ihren Griffen, als Sie mich umfassten .... Dies Bild war, als ob Er es wäre, als ob Er uns mit den gemalten Augen sehen könnte! .... Wie gut versteh ich es, dass man in früheren Jahrhunderten das Abbild eines verhassten Menschen marterte oder verbrannte! Wie gut begreife ich, welche unsinnige Wonne es sein musste, dem Bilde dessen, den man gern umgebracht hätte, das Messer ins Herz zu stoßen! Zur Zeit, wo ich noch fromm war, ehe ich Esteban liebte, der für mich an Gottes Stelle trat, brauchte ich ein Crucifix, um besser an den Gekreuzigten zu denken; und hätte ich ihn gehasst, statt ihn zu lieben, so hätte ich ein Crucifix gebraucht, um ihn zu schmähen und zu beschimpfen! Leider!« — fügte sie in verändertem Ton und von der herben Bitterkeit der grausamsten Gefühle zu der schmerzlichen Milde der tiefsten Wehmuth übergehend hinzu — »besitze ich kein Bild von Esteban. Ich sehe ihn nur in meiner Seele ... und vielleicht ist das gut,« fügte sie hinzu. »Hätte ich ihn vor Augen, dann würde er mein armes Herz erheben, ich würde erröthen über die unwürdige Erniedrigung, in der ich lebe. Ich würde bereuen und könnte ihn nicht mehr rächen!« ...

Die Gorgo war wehmüthig geworden, aber ihre Augen waren trocken geblieben. Tressignies, von einer ganz anderen Empfindung ergriffen

als die, welche sie bisher in ihm erweckt, fasste die Hand der Frau, die zu verachten er ein Recht hatte, und küsste sie mit achtungsvollem Mitleid. So viel Willenskraft und so viel Unglück erhöhten sie in seinen Augen: »Welch eine Frau!« dachte er. »Wäre sie statt Herzogin von Sierra-Leone die Marquise von Vasconcellos geworden, dann hätte sie bei der Reinheit und Glut ihrer Liebe für Esteban der bewundernden Welt ein Schauspiel geboten, das der großen Marquise von Pescara gleichgekommen wäre.

»Nur hätte sie nie bewiesen,« fügte er im Stillen hinzu, »und keiner hätte jemals geahnt, welche ungeheuere Tiefen an Empfindung und Willenskraft in ihr steckten.«

Trotz des Skepticismus seiner Zeit und der Gewohnheit, sich selbst zuzuschauen und zu bespötteln, fand sich Robert de Tressignies doch nicht lächerlich, als er jener gefallenen Frau die Hand küsste; aber er wusste ihr nichts mehr zu sagen.

Er befand sich ihr gegenüber in einer peinlichen Lage. Indem sie ihre Geschichte zwischen ihn und sich warf, hatte sie wie mit einer Hacke die Bande zerhauen, die sie auf einen flüchtigen Moment aneinander geknüpft hatten. Er empfand ein unerklärliches Gemisch von Bewunderung, Entsetzen und Verachtung; aber es wäre ihm geschmacklos erschienen, dieser Frau gegenüber gefühlvoll zu thun oder zu moralisieren. Er hatte sich oft lustig gemacht über die unberufenen Moralisten, die zu jener Zeit wucherten, da man

sich unter dem Einfluss gewisser Romane und Theaterstücke den Anschein gab, gefallene Frauen wie umgestürzte Blumentöpfe wieder aufzurichten. So skeptisch er auch war, sah er doch ein, dass nur ein Priester — der Diener des erlösenden Gottes — imstande wäre, von einem derartigen Sturz zu erheben .... und es schien ihm, dass an der Seele dieser Frau selbst der Einfluss des Priesters sich gebrochen hätte. Es war in ihm ein Gewirr schmerzlicher Gedanken, und er beharrte in einem Schweigen, das für ihn selbst peinlicher war als für sie. Sie, ganz unter der Herrschaft ihrer Gedanken und Erinnerungen, fuhr fort:

»Der Einfall, ihn zu entehren, statt ihn zu töten, diesen Mann, für den die Ehre, im Sinne der Welt, mehr war als das Leben, kam mir nicht gleich .... ich brauchte lange, ehe ich darauf verfiel. Nach dem Tod des Vasconcellos, von dem man vielleicht im Schlosse gar nichts wusste, dessen Leichnam vermuthlich sammt den Schwarzen, die ihn umgebracht hatten, in eine Oubliette versenkt wurde, sprach der Herzog nicht mehr mit mir, außer kurz und förmlich in Gegenwart der Dienerschaft, denn die Frau des Cäsars darf nicht verdächtigt werden, und ich sollte in den Augen aller die makellose Herzogin Arcos von Sierra-Leone bleiben. Aber waren wir allein, so fiel niemals ein Wort, nie eine Anspielung; es herrschte Schweigen, das Schweigen des Hasses, der aus sich selber Nahrung schöpft und keiner Worte bedarf. Don Christoval und

ich, wir wetteiferten an Kraft und Stolz. Ich verschluckte meine Thränen. Ich bin eine Turre-Cremata. Ich verfüge über die gewaltige Verstellungskunst meines Geschlechtes, das italienischer Herkunft ist, und ich versteinerte mich bis in die Augen, damit er nicht ahnen möge, was hinter jener ehernen Stirn vorgieng, wo ich meinen Racheplan ausbrütete. Ich war absolut undurchdringlich. Dank dieser Verstellungskunst, die alle Klappen meines Wesens, durch die mein Geheimnis hätte schimmern können, verschloss, konnte ich meine Flucht aus dem Schlosse vorbereiten, dessen Mauern mich erdrückten, und wo meine Rache sich nur unter den Augen des Herzogs vollziehen konnte, der sich rasch erhoben hätte. Ich vertraute mich keinem Menschen an. Hatten meine Zofen und Kammerfrauen jemals gewagt, ihren Blick zu dem meinen zu erheben und zu errathen, was ich dachte?

Ich hatte zuerst die Absicht, nach Madrid zu gehen; aber in Madrid war der Herzog allmächtig, und alle Netze der Polizei hätten sich auf seinen ersten Wink um mich zusammengezogen. Er hätte mich dort leicht wieder eingefangen; und wieder in den Händen, hätte er mich in das »In pace« eines Klosters gesteckt, erstickt, hinter zwei Thoren begraben, von der Welt abgeschnitten, der Welt, die ich brauchte, um mich zu rächen! . . . . Paris war sicherer.

Ich zog Paris vor. Es war ein besserer Schauplatz zur Entfaltung meiner Schmach und meiner

Rache; und da ich wollte, dass sie eines Tages wie der Blitz einschlagen sollte, so gab es keinen besseren Ort als diese Stadt, den Mittelpunkt aller Gerüchte, die von allen Nationen der Welt besucht wird! Ich beschloss, hier jenes Leben einer Prostituierten zu führen, vor dem ich zitterte, und unverfroren bis zur niedrigsten Stufe dieser gefallenen Mädchen herabzusteigen, die sich für ein Geldstück an jeden Mann, und wäre es ein Strolch, verkaufen! Fromm, wie ich es war, ehe Esteban mir meinen Gott aus der Brust riss und sich an seine Stelle setzte, stand ich oft bei Nacht auf, um meine Andacht vor der schwarzen Madonna der Schlosskapelle zu verrichten. Von dort aus floh ich auch einmal bei Nacht und erreichte kühn die Felsenklüfte der Sierras. Ich nahm so viel als möglich an Schmuck und Geld mit. Ich versteckte mich eine Zeitlang bei Bauern, die mich bis an die Grenze brachten. Ich kam nach Paris.

Ich spannte mich unerschrocken vor meine Rache, die mein Leben ist. Ich bin so vollgesogen von jener Leidenschaft, mich zu rächen, dass ich schon öfters daran gedacht habe, irgend einen kühnen jungen Mann toll in mich verliebt zu machen und ihn zum Herzog zu schicken, damit er ihm meine Schande verkünde; aber ich habe diesen Gedanken immer erstickt, denn ich will ja nicht nur ein paar Fuß hoch Koth auf seinen Namen und mein Gedächtnis häufen: eine ganze Pyramide von Unrath soll es sein! Je länger es dauert, desto gründlicher werde ich gerächt sein!« .....

Sie hielt ein. Früher fahl vor Blässe, war sie nun dunkelroth geworden. Der Schweiß rann ihr von der Stirn. Sie wurde heiser. War es die Heiserkeit der Beschämung? .... Sie griff fieberhaft nach einer Flasche auf der Commode und schenkte sich ein großes Glas Wasser ein, das sie hinunterstürzte.

»Sie ist schwer hinunterzuwürgen, die Schande,« sagte sie, »aber sie muss hinunter! Ich habe schon genug davon verschluckt, seit drei Monaten, um daran gewöhnt zu sein!«

»Also drei Monate dauert das schon?« sagte Tressignies. Er wagte nicht zu sagen, was, und diese vage Bezeichnung war ärger als alles Ausgesprochene.

»Ja,« sagte sie, »drei Monate. Aber was sind denn drei Monate? Es braucht Zeit, um es zu kochen und immer wieder aufzukochen, dies Gericht der Rache, das ich ihm bereite, und das ihn dafür entlohnen soll, dass er sich geweigert hat, mir Estebans Herz zu essen zu geben« ...

Sie sagte das mit erschreckender Leidenschaft und einem grimmigen Humor. Tressignies hatte nie geahnt, dass ein solches Gemisch von abgöttischer Zärtlichkeit und Grausamkeit in einer Frau wohnen könne.

Nie hatte er ein Kunstwerk mit eingehenderer Aufmerksamkeit betrachtet, als jene sonderbare und vollendete Künstlerin der Rache, die sich da vor ihm aufrichtete .... Aber etwas, das zu empfinden ihn überraschte, vermengte sich mit dieser Betrachtung des Beobachters. Er, der gedacht hatte, über alle unmittelbaren Empfindun-

gen hinaus zu sein, und bei dem die Reflexion mit dem furchtbaren Lachen die Gefühle beißend anfiel, wie manche Fuhrknechte ihre Pferde beißen, damit sie ihnen gehorchen, er empfand, dass er in dem Dunstkreis dieser Frau eine gefährliche Luft einathmete. Jener von so viel physischer und barbarischer Leidenschaft erfüllte Raum erstickte diesen Culturmenschen. Er musste einen Zug frische Luft einathmen, und dachte daran, fortzugehen, wenn auch um vielleicht wiederzukommen.

Sie glaubte, er wolle fort. Aber sie hatte ihm noch neue Seiten ihres Meisterwerkes zu zeigen.

»Und das hier?« fragte sie verächtlich, mit der wieder erwachten Geste der Herzogin auf die blaue Glasschale weisend, die er mit Gold angefüllt hatte.

»Nehmen Sie das Geld zurück,« sagte sie. »Wer weiß? Ich bin vielleicht reicher als Sie. Gold darf hier nicht herein. Ich nehme es von keinem an.« Und mit dem Stolze der Erniedrigung, die ihre Rache war, fügte sie hinzu: »Ich bin nur eine Dirne zu fünf Francs.«

Das Wort wurde ausgesprochen, wie es gedacht war. Es war der letzte Zug jener verkehrten Erhabenheit, jener höllischen Erhabenheit, die sie vor ihm entfaltet, und von der der große Corneille in der Tiefe seiner tragischen Seele sicherlich keine Ahnung hatte! Der Ekel vor diesem letzten Wort gab Tressignies die Kraft, zu gehen. Er nahm die Goldstücke aus der Schale und ließ nur das darin, was sie verlangt hatte.

»Da sie es will!« sagte er sich, »so werde auch ich auf den Dolch drücken, den sie sich ins Herz stößt, und meinen Schmutzfleck darauf zurücklassen, da sie doch nach Schmutz dürstet.«

Und er verließ den Raum in heftigster Erregung.

Die Armleuchter überströmten noch immer mit ihrem Licht die Thüre von so gemeinem Aussehen, durch die er schon geschritten war. Er begriff, warum diese Fackelträger da angebracht waren, als er die Karte las, die an die Thüre geklebt war wie das Aushängschild dieser Fleischbude. Auf dieser Karte stand mit großen Lettern:

»Die Herzogin Arcos
de Sierra-Leone.«

Und darunter ein gemeines Wort, das Gewerbe anzeigend, das sie übte.

Tressignies kehrte nach diesem unglaublichen Erlebnis in einer so verstörten Verfassung nach Hause zurück, dass er sich beinahe schämte. Die Dummen — das heißt so viel, als beinahe alle Welt — glauben, dass sich verjüngen eine reizende Einrichtung der Natur wäre; aber die, welche das Leben kennen, wissen besser, was das für ein Vortheil wäre. Tressignies sagte sich mit Schrecken, dass er sich vielleicht als allzu jung erweisen würde . . . . und deshalb schwor er sich zu, nicht wieder das Haus der Herzogin zu betreten, trotz des Interesses, das diese unerhörte Frau ihm einflößte. »Wozu,« sagte er sich, »in jene verseuchten Räume zurückkehren, in die ein

Geschöpf von hoher Abkunft sich willkürlich verbannt hat? Sie hat mir ihr ganzes Leben erzählt, und ich kann mir ohne viele Mühe die unvermeidlichen Einzelheiten ihres entsetzlichen täglichen Daseins vorstellen.«

Dies war der Entschluss, den Tressignies am Kamin, in der Einsamkeit seines Zimmers, energisch fasste. Er vermauerte sich einige Zeit darin, um sich von den Dingen und Zerstreuungen der Außenwelt abzuschließen, um allein zu sein mit den Eindrücken und Erinnerungen jenes Abends, an denen sein Geist sich unwiderstehlich ergötzte, wie an einem seltsamen und gewaltigen Poem, dem nichts von dem, was er in Shakespeare oder Byron, seinen Lieblingsdichtern, gelesen, sich an die Seite stellen konnte. Er brachte deshalb auch viele Stunden in seinem Lehnstuhl zu, träumerisch blätternd in den stets aufgeschlagenen Seiten dieses Poems von so grausiger Kraft. Es war das ein Lotos, der ihn seine Heimat, die Gesellschaft von Paris, vergessen ließ. Er musste sich sogar mit dem Aufgebot seines Willens einen Ruck geben, um dahin zurückzukehren. Die makellosen Herzoginnen, die er dort fand, schienen ihm etwas farblos.

Trotzdem er durchaus nicht schüchtern war, dieser Tressignies, und seine Freunde ebensowenig, erzählte er ihnen kein Wort von seinem Erlebnis, getrieben von einem Zartgefühl, das ihm selbst lächerlich erschien, denn hatte die Herzogin ihn nicht direct aufgefordert, ihre Geschichte jedermann zu erzählen, sie so weit hin-

ausstrahlen zu lassen, als es ihm nur immer möglich war? . . . Er behielt sie im Gegentheil für sich. Er vergrub und versiegelte sie in dem verborgensten Winkel seines Wesens, wie man ein Fläschchen seltener Essenzen verkorkt, von denen etwas verloren gehen könnte, wenn man daran riechen lässt.

Eine äußerst merkwürdige Erscheinung bei einem Menschen seiner Art: weder im *Café de Paris* noch im Club, weder im Parkett der Theater noch sonst irgendwo, wo Herren zusammentreffen und einander alles erzählen, sprach er mit einem seiner Freunde ohne die Befürchtung, von ihm das gleiche Abenteuer berichten zu hören, das ihm selbst widerfahren war; und diese Möglichkeit erfüllte ihn mit einem Bangen, welches ihm während der ersten zehn Minuten jedes Gespräches ein leises Zittern verursachte. Trotz alledem hielt er sich Wort, und vermied nicht nur die Rue Basse-du-Rempart, sondern sogar den Boulevard. Er lehnte sich nicht mehr, wie es die anderen »Gants jaunes«, die Salonlöwen jener Zeit thaten, an das Geländer bei Tortoni. »Würde ich ihr verteufeltes gelbes Kleid flattern sehen, so wäre ich vielleicht doch noch dumm genug, ihr zu folgen,« sagte er sich.

Alle gelben Kleider, die er antraf, versenkten ihn in Träumerei . . . Er liebte nun die gelben Kleider, die er früher gehasst hatte. »Sie hat mir den Geschmack verdorben,« sagte er sich, und so verspottete der Dandy den Mann. Aber das, was Mme. de Staël, die sich darin auskannte,

irgendwo »die Gedanken des Dämons« nennt, war stärker als der Mann und der Dandy. Tressignies wurde düster. Er war in Gesellschaft von großer Lebhaftigkeit und besaß einen liebenswürdigen und gefährlichen Witz — und das muss der Witz in der Gesellschaft sein, die uns verachten würde, verstünden wir nicht sie, indem wir sie unterhalten, ein wenig in Angst zu versetzen. Er sprach nicht mehr so gewandt wie früher .... »Ist er verliebt?« fragten sich die Klatschbasen. Die alte Marquise von Clérembault, welche glaubte, dass Tressignies es auf ihre Enkelin anlege, die eben frisch aus dem Sacré-Coeur gekommen und romantisch war, wie man es eben zu jenen Zeiten war, sagte ihm unwillig: »Ich kann Sie nicht vertragen, wenn Sie Ihre Hamletmiene aufsetzen!« Aus der Düsterkeit wurde ein leidender Zustand. Seine Gesichtsfarbe wurde bleiern. »Was fehlt nur diesem Herrn von Tressignies?« fragte man, und war vielleicht schon im Begriff, Napoleons Magenkrebs in seiner Brust zu entdecken, als er sich eines Tages allen Fragen und Forschungen über seine Person dadurch entzog, dass er wie ein Soldat auf eins zwei seine Koffer packte und verschwand, wie in einer Versenkung.

Wo war er hingekommen? Wer kümmerte sich darum? Über ein Jahr blieb er aus, dann kehrte er nach Paris zurück und nahm sein gesellschaftliches Leben wieder auf. Eines Abends war er beim spanischen Gesandten, wo, nebenbei gesagt, die eleganteste Welt von Paris an diesem Abend durcheinanderwogte ....

Es war spät. Man gieng zum Souper. Die Menge, dem Buffet zuströmend, entleerte die Salons.

Im Spielsalon hatten sich einige Herren bei einer hartnäckigen Whistpartie verspätet. Plötzlich stieß Tressignies' Partner, der in einem elfenbeinernen Notizbuch blätterte, in das er die Wetten eintrug, die bei jedem Robber gehalten wurden, auf etwas, das ihm ein »Ah!« entlockte, wie es einem entfährt, wenn man sich an etwas Vergessenes erinnert . . . .

»Herr Minister,« fragte er den Herrn des Hauses, der, die Hände auf dem Rücken, dem Spielen zusah, »gibt es noch Sierra-Leones in Madrid?«

»Gewiss gibt es welche,« sagte der Gesandte, »vor allem den Herzog, der den Allervornehmsten im Range gleichsteht.«

»Was ist das für eine Herzogin Sierra-Leone, die soeben in Paris gestorben ist, und in welchem Verhältnis steht sie zum Herzog?« fuhr der Fragende fort.

»Das könnte nur seine Frau sein,« sagte der Gesandte. »Aber die Herzogin ist schon seit zwei Jahren so gut wie todt. Sie ist verschwunden, ohne dass man wüsste, warum oder wieso sie verschwunden ist — die Wahrheit ist ein tiefes Geheimnis! Sie müssen nämlich wissen, dass die gebietende Herzogin Arcos von Sierra-Leone nicht eine Frau aus unserer Zeit war, eine leichtsinnige Frau, die ein Liebhaber entführt. Diese Frau war mindestens so hochmüthig wie der

Herzog, ihr Gemahl, obwohl der der stolzeste unter allen »Ricos hombres« von Spanien ist. Außerdem war sie sehr fromm, von einer fast klösterlichen Bigotterie. Sie hat immer nur in Sierra-Leone gelebt, einer Wüste von rothem Marmor, wo die Adler, wenn es dort welche gibt, vor Langweile todt aus ihren Felsennestern fallen müssen! Eines Tages ist sie von dort verschwunden, und nie hat man ihre Spur wieder finden können. Seit jener Zeit ist der Herzog, ein Mann aus den Tagen Karls V., an den nie jemand eine Frage zu richten wagte, nach Madrid übersiedelt und hat dort von seiner Frau und ihrem Verschwinden so wenig gesprochen, als hätte sie nie existiert. Sie war von Geburt eine Turre-Cremata, die letzte von der italienischen Linie der Turre-Crematas.«

»Ja, das stimmt schon,« unterbrach ihn der Frager, und verglich, was er in sein elfenbeinernes Taschenbuch notiert hatte. »Nun denn, Herr Gesandter von Spanien,« fügte er feierlich hinzu, »ich habe die Ehre, Euer Excellenz mitzutheilen, dass die Herzogin von Sierra-Leone heute früh begraben wurde, und zwar, was Sie nie vermuthen würden, eingesegnet in der Kirche der »Salpêtrière«, deren Inwohnerin sie war!«

Bei diesen Worten legten die Spieler ihre Karten aus der Hand und blickten verstört auf den, der zu dem Gesandten sprach.

»Ja! ja!« sagte dieser — der »seinen Effect«, dieses in Frankreich so hochgeschätzte Ding, erzielte — »ich kam heute früh dort vorüber und

vernahm innerhalb der Mauern ein so mächtiges Dröhnen kirchlicher Musik, dass ich in diese, an derartige Feste so wenig gewöhnte Kirche eintrat — und beinahe umfiel, als ich durch die schwarzverhängte, mit Doppelwappen besäete Thüre trat und vor dem Hochaltar den prächtigsten Katafalk errichtet sah. Die Kirche war beinahe leer. Auf der »Armenbank« saßen ein paar Bettler, und hier und dort ein paar Frauen, einige jener entsetzlichen Leprosen aus dem Hospital von nebenan, welche von denen, die noch nicht ganz verrückt sind und sich noch aufrecht halten. Überrascht über eine solche Versammlung um einen solchen Katafalk trat ich näher, und las in großen silbernen Lettern auf schwarzem Grund folgende Inschrift, die ich mir, weiß Gott, notiert habe als Curiosität und um sie nicht zu vergessen:

»Hier ruht
Sanzia-Florinda-Conception
De Turre-Cremata
Herzogin Arcos von Sierra-Leone.
Eine reumüthige Gefallene.
Gestorben in der Salpêtrière den ....
Requiescat in Pace!«

Die Spieler dachten nicht mehr an ihre Kartenpartie. Was den Gesandten betrifft, so fühlte er, da doch ein Diplomat so wenig Erstaunen als ein Officier Furcht zeigen darf, dass seine Überraschung ihn compromittieren könnte; als ob er zu einem Untergebenen gesprochen hätte, so fragte er:

»Und Sie haben keine Erkundigungen eingezogen?«

»Bei niemand, Excellenz,« entgegnete der Spieler.

»Es gab da nur Bettler, und die Priester, die ich hätte befragen können, sangen die Messe. Übrigens habe ich mich erinnert, dass ich heute Abend die Ehre haben würde, Sie zu treffen.

»Ich werde gleich morgen welche einziehen,« sagte der Gesandte. Und die Partie wurde beendigt, aber von beständigen Ausrufen unterbrochen, und alle waren so sehr von ihren Gedanken erfüllt, dass jeder dieser vollendeten Whistspieler einen Fehler um den anderen machte und keinem die Blässe Tressignies auffiel, der seinen Hut ergriff und fortgieng, ohne sich bei irgend jemand zu verabschieden.

Am nächsten Tag war er in aller Früh in der Salpêtrière. Er fragte nach dem Caplan — einem einfältigen, biederen alten Priester —, der ihm alle erbetenen Auskünfte über Nummer 119 gab, wozu die Herzogin Arcos von Sierra-Leone geworden war. Die Unglückselige war wirklich um zu enden dort hingekommen, wo sie zu enden vorausgesehen. Bei jenem fürchterlichen Spiel, das sie gespielt, hatte sie die grässlichste der Krankheiten davongetragen. In wenigen Monaten — erzählte der alte Priester — war sie bis auf die Knochen zerfressen .... Eines Tages war eins ihrer Augen plötzlich aus der Höhle gesprungen und ihr vor die Füße gerollt wie ein Geldstück — das andere hatte sich zersetzt

und war ausgeflossen. — — Sie war unter unerträglichen Qualen — aber stoisch — gestorben .... Noch reich an Geld und Schmuck, hatte sie alles den Kranken ihrer Art vermacht, die gleich ihr in diesem Hause Aufnahme fanden, und eine feierliche Beerdigung angeordnet. »Nur hatte sie, um sich für ihre Ausschweifungen zu strafen,« so erzählte der alte Priester, der sich bei dieser Frau absolut nicht ausgekannt hatte, »aus Busse und Zerknirschung gefordert, dass man unter ihre Titel, auf den Sarg wie auf den Grabstein setze, dass sie eine »reumüthige Gefallene« gewesen ....

»Und noch dazu,« fügte der alte Priester, der dieser Frau auf ihre Beichte aufgesessen war, hinzu, »wollte sie aus lauter Demuth durchaus nicht das Wort »reumüthig« hinzusetzen lassen.

Tressignies musste bitter lächeln über den wackeren Priester, doch er schonte die Glaubensseligkeit dieses unschuldigen Gemüthes.

Er aber, er wusste, dass sie nicht bereut hatte, und dass jene rührende Demuth noch über den Tod hinaus eine Rache war!

# INHALT.


Seite

Widmung . . . . . V

Vorwort . . . . . VII

Der rothe Vorhang . . . . . 1

Don Juans schönstes Liebesabenteuer . . . . . 83

Das Glück im Verbrechen . . . . . 119

Eine Whistpartie mit verdeckten Karten . . . . . 175

Bei einem Atheisten-Diner . . . . . 251

Die Rache einer Frau . . . . . 351